Germ. gen 2. 63

R

Leben

und

Regierungs-Geschichte

Kaiser Konrad des Saliers.

Leipzig,
im Schwickertschen Verlage
1794.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Weder in den ältern noch in den neuern Geschichtbüchern habe ich etwas vollständiges über die Regierungsgeschichte Kaiser Konrad des Saliers auffinden können. In allen, selbst in den vorzüglichsten, Schriftstellern des mittlern Zeitalters findet man nur einzelne Scenen seines Lebens gründlich bearbeitet, über die andern sind sie theils nur flüchtig weggegangen, theils haben sie selbige

gar nicht berühret. Gleichwohl scheinet mir sein Leben für den Liebhaber der deutschen Geschichte nicht weniger merkwürdig, als das Leben manches seiner Vorfahren und Nachkommen, welches mit großen Fleiß bearbeitet worden, blos weil man ihm besser einen romantischen Anstrich geben können. Bey meinem Werke aber habe ich mich bemühet, der Wahrheit ganz getreu zu bleiben und sorgfältig gesucht, alles, was nicht ganz erwiesen oder nur den entferntesten Anstrich der Unwahrscheinlichkeit hat, wegzulassen; dadurch glaube ich meinen Zweck am besten erreicht zu haben; denn mein Wille ist gewesen, demselben einen historischen Werth zu verschaffen. Aus dieser Ursache habe ich von seiner Jugendgeschichte und von seinem Leben, bevor er zur Regierung gelanget, sehr wenig bestimmtes anführen können; weil alle Quellen, aus denen diese Geschichte geschöpfet, mir nichts

zuverläßiges und zusammenhängendes dargeboten, daß ich oft meine Einbildungskraft würde haben zu Hülfe nehmen müssen, um die häufigen Lücken auszufüllen. Sobald er aber den Thron bestiegen, fehlet es nicht an Hülfsbüchern, um eine zusammenhängende Geschichte liefern zu können. Zwar ist es möglich, daß ich hier und da irre geleitet worden, indem sich die ältern Geschichtschreiber selbst zuweilen gänzlich widersprechen; und in diesen Fällen, wenn ich einen falschen Weg eingeschlagen, bitte ich um Nachsicht, weil man bey so häufigen Widersprüchen sehr leicht irre geführt werden kann. Um aber meinen Geschichtslustigen Lesern Gelegenheit zu geben, beurtheilen zu können, ob ich die rechten Mittel gewählt, der Wahrheit auf die Spur zu kommen, halte ich es für meine Pflicht, ihnen die Hülfsmittel anzuzeigen, deren ich mich zu Bearbeitung dieser Geschichte bedienet.

Vorzüglich habe ich mich der Leitung des Wippo überlassen, welchem man als einem gleichzeitigen Schriftsteller doch wohl am meisten Glauben beymessen kann, obwohl hier und da aus seinem Werke der Hofmann sehr deutlich hervorleuchtet, indem er es an Complimenten, welche er dem Kaiser macht, nicht fehlen läßt. Was aber die Italienische Geschichte betrifft, so haben mir Muratori Annali d'Italia die besten Aufschlüsse gegeben, ob man ihm gleich in allen Sachen, welche den Papst und die Kirche betreffen, nicht vollen Glauben beymessen darf.

Was die übrigen Geschichtschreiber, welche ich benutzet, anlanget, so würde ich zu weitläuftig werden, wenn ich sie alle einzeln herrechnen wollte; ich begnüge mich, die Collectionswerke, in welchen sie befindlich, hier anzuführen; diese sind gewesen:

Freheri Scriptores Rerum Germanicarum.

Piſtorii Scriptores Rerum Germanicarum.

Leibnitii Scriptores Brunsvicenſes.

Eccardi Scriptores Rerum Germanicarum.

Falckenſteinii Codex diplomaticus.

Balbini epitome Rerum Bohemicarum.

Mascovii Commentarius de Rebus Imperii Romani Germanici a Conrado I. usque ad obitum Henrici III.

Hiernächſt habe ich noch gebrauchet, um der chronologiſchen Ordnung gehörig zu folgen:

Joſeph Barre allgemeine Geſchichte des deutſchen Reichs.

Schmidts Geſchichte der Deutſchen und die allgemeine Weltgeſchichte.

Dieſes wären alſo die Hülfsmittel, deren ich mich zu Ausarbeitung meines Werks bedienet; ob ich recht gewählet, überlaſſe ich meinen Leſern zur Entſcheidung. Sehr glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn meine Mühe durch einigen Beyfall belohnet würde, welchen einiger maaßen zu verdienen ich keinen Fleiß geſparet.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Kaiser Konrad. — Sein Ursprung. — Von seinem Privatleben ist nichts bekannt. — Sein Charakter. — Seite 1

Zweytes Kapitel.

Versammlung der Stände des deutschen Reichs nach dem Tode Heinrichs II. an den Ufern des Rheins. — Wahl Konrads. — 8

Drittes Kapitel.

Krönung Konrads zu Mainz. — Er kömmt in die traurige Lage, daß er zwischen der Krone und seiner Gemahlin, weil er mit ihr so nahe verwandt, wählen soll; — jedoch wird dieser Streit glücklich beygelegt, und Giesela gleichfalls zu Cöln gekrönt. 19

Viertes Kapitel.

Konrad hält einen Reichstag zu Aachen, nach dessen Beendigung er das ganze Reich durchreiset, um die innern Angelegenheiten zu ordnen, und sich als Oberhaupt desselben zu zeigen. 24

Fünftes Kapitel.

Empörungen in Italien. — Die Stände wollen nicht mehr dem Könige der Deutschen untergeordnet seyn. —, Sie

fragen die Lombardische Krone dem Könige von Frankreich, und weil dieser sie ausschlägt, dem Grafen von Poitou an. — Die Geistlichkeit bleibt dem Könige Konrad ergeben, schickt eine Gesandschaft an ihn, die ihn für den Regenten anerkennt, und bittet, schleunig nach Italien zu kommen. Seite 29

Sechstes Kapitel.

Nöthige Geschäfte halten Konraden ab, die Bitten der Italiener sogleich zu erfüllen. — Wilhelm muß sich aber doch aus Italien zurückziehen; auch mißglückt der Anschlag Roberts. — Konrad geht nach Burgund, und bringt es theils durch Güte, theils durch Gewalt so weit, daß ihn Rudolf zu seinem Nachfolger bestimmt; er geht nach Augsburg, wo er den Winter bleibt, und Ernsten sein Vergehen vergiebt. 39

Siebentes Kapitel.

Heinrich wird zum Könige der Deutschen gewählt. — Konrad geht nach Italien, und wird von einem gewissen Brunno begleitet. — Zusammenkunft mit dem Papst zu Lanco. — Krönung zu Mayland. — Bestrafung der Parmesaner. — Unterwerfung der übrigen Italiener. — Einzug zu Ravenna. — Empörung daselbst; — sie wird gestillt. — Konrad vergiebt denen Aufrührern. 52

Achtes Kapitel.

Zu große Hitze hält Konraden von seinen fernern Geschäften in Italien ab. — Er zieht mit seinem Heere in das Gebürge, um sich davor zu decken. — Nachdem sie nachgelassen, durchzieht er den noch übrigen Theil von Italien, der sich noch nicht unterworfen. — Zu Ipo schickt König Rudolf Gesandte an ihn, und läßt sagen: daß er persönlich bey seiner Krönung in Rom erscheinen würde. — Alsdann geht er nach Rom; auf welchem Wege er den Remingarus besiegt. — Er wird zu Rom gekrönt, wobey sich der Erzbi-

schof von Mayland und Ravenna veruneinigen. — Konrad schlichtet den Streit derselben sogleich. Seite 71

Neuntes Kapitel.

Die versammelten gekrönten Häupter handeln verschiedenes unter einander ab. — Indessen entsteht ein Aufstand in Rom, den Konrad durch Hülfe der Waffen beylegt. — Die Römer bitten um Gnade — Konrad verläßt Rom — er durchzieht den noch übrigen Theil von Italien — nimmt seinen Rückzug nach Deutschland über die Alpen, — besiegt auf diesem Wege einen berühmten Räuber mit Namen Tahssilgart. 82

Zehntes Kapitel.

Bey seiner Zurückkunft in Deutschland findet Konrad alles in großer Unordnung. — Der Graf Rothbet von Altenburg bauet das Schloß Habsburg, um sich vor den Empörern zu schützen. — Der Herzog von Bayern stirbt. — Heinrich wird von den Ständen zu seinem Nachfolger gewählt, ob es gleich der König von Ungarn zu verhindern sucht, — dafür muß Konrad gewisse Bedingungen eingehen — Konrad stillt die Empörung, — nimmt Konrad den Jüngern wieder zu Gnaden an, und schenkt ihm Kärnthen. 93

Eilftes Kapitel.

Konrad errichtet durch den Bischof Bruno von Tull ein Freundschaftsbündniß mit dem König von Frankreich; — er selbst hält eine Kirchenversammlung zu Frankfurth. — Er schickt den Bischof Werner nach Konstantinopel; — während der Unterhandlungen stirbt der Kaiser Konstantin, nachdem er den Patricius Romanus Archia mit Gewalt zu seinem Nachfolger ernennet. — Werner fängt die Unterhandlungen von neuem an, — stirbt selbst darüber und wird mit vielen Ehrenbezeugungen beerdiget; — der Kaiser

beschäftiget sich indessen, die Ruhe im Reiche zu erhalten, — sein Sohn Heinrich wird zum König der Deutschen gekrönet, — bleibt aber noch unter der Aufsicht seines Vormundes. Seite 111

Zwölftes Kapitel.

Bischof Wilhelm kömmt an die Stelle des verstorbenen Werner; — der Vormund König Heinrich's stirbt zu Regensburg; — die Pohlen fallen in die Lausitz ein; — Konrad ziehet gegen sie zu Felde, um sie zurück zu treiben, muß aber unverrichteter Sache wieder heimziehen. 124

Dreyzehntes Kapitel.

Der Kaiser will den Herzog Ernst unter gewissen Bedingungen begnadigen, welche dieser aber nicht eingehet. — Er verlieret sein Herzogthum, womit der Kaiser seinen Bruder belehnt, auf immer. — Die Ungarn fallen in Bayern ein, und werden von Konraden zurückgeschlagen; — König Heinrich macht Frieden mit ihnen. — Der geächtete Ernst bekriegt den Kaiser, wird vom Graf Mangold überwunden und getödtet, wobey aber Mangold selbst mit umkömmt. 129

Vierzehntes Kapitel.

Die Pohlen beunruhigen Deutschland; — Mikka erhält Schlesien für die Deutschen, welche sie in ihrem Gefolge mitgebracht; — Konrad besiegt die Pohlen, und verschafft dem vertriebenen Herzog Otto sein Herzogthum wieder; — Otto wird ermordet. — Nach dessen Tode macht Konrad eine große Veränderung in der Regierungsform von Pohlen. 147

Funfzehntes Kapitel.

Konrad besetzt das Erzbisthum Mainz mit einem gewissen Bruno. — König Rudolf von Burgund stirbt. — Fehlgeschla-

gene Versuche des Grafen Odo von Champagne, sich dieses Reichs zu bemächtigen. — Nach dem Tode will er sich mit Gewalt dieses Reich anmaaßen. — Konrad zieht gegen ihn zu Felde, muß sich aber wegen zu großer Kälte zurück ziehen. — Sobald diese nachgelassen, rückt Konrad wieder ins Feld, besiegt den Grafen Odo, und unterwirft sich Burgund. 165

Sechszehntes Kapitel.

Benedict IX. wird Papst, nachdem Johann XIX. verstorben. — Konrad kömmt nach Deutschland zurück, — befestiget die Freundschaft mit dem Königreich Frankreich, um noch mehr wegen Burgund gedeckt zu seyn. — Seine Tochter soll mit dem König Robert vermählt werden, stirbt aber auf dem Wege zu ihrem Gemahl. — König Heinrich bezwingt die Böhmen und Slaven. 191

Siebenzehntes Kapitel.

Zustand von Pohlen, nachdem Konrad die neue Einrichtung gemacht. — Miecislaus stirbt. — Rikfa will sich der Regierung bemächtigen; — muß aber nebst ihrem Sohne die Flucht ergreifen, und begiebt sich unter den Schutz des Kaisers. 200

Achtzehntes Kapitel.

Die Lausitzer und die Sachsen werden mit einander uneinig. — Konrad sucht die Händel beyzulegen. — Kaum aber hat er sich zurückgezogen, so fangen die Lausitzer, welche auf ihre gerechte Sache trotzen, den Streit von neuem an, — wofür er sie nachdrücklich bestraft. — Der Herzog von Böheim fällt indessen in Pohlen ein, nimmt alles weg, was ihm ansteht, und muß dem Kaiser einen Theil wider seinen Willen davon geben; — er wird wegen seines Raubes in Rom verklagt, welches jedoch durch Vermittelung beyge-

legt wird. — In Pohlen stellt Konrad die Ruhe ebenfalls wieder her. Seite 211

Neunzehntes Kapitel.

Neue Unruhen in Italien. — Konrad der Jüngere erhält das Herzogthum Kärnthen von dem Kaiser. — König Heinrich wird mit der Tochter des Königs von England vermählt. — Blutige Auftritte in Italien. 228

Zwanzigstes Kapitel.

Konrad geht nach Italien, und sucht die Unruhstifter in seine Gewalt zu bekommen. — Er ist auch so glücklich, seinen Plan auszuführen; allein der Erzbischof Heribert, als der Anführer der Empörer, findet Gelegenheit, aus der Gefangenschaft zu entweichen. — Konrad sucht ihn mit Gewalt zu bezwingen, kann aber nicht mit ihm fertig werden. 237

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Der Erzbischof von Mayland hat mit seinen Verbündeten Abgesandte an den Grafen Odo von Champagne geschickt, welche den Auftrag haben, demselben die Lombardische Krone anzutragen; sie kommen aber mit ihrem Antrage zu spät, weil er in dem Augenblick ihrer Ankunft von dem Herzoge Gothelo von Lothringen in einer Schlacht getödtet wird. — Sie ziehen unverrichteter Sache wieder heim, und werden unterwegs von den Kaiserlichen gefangen genommen. — Der Papst besucht den Kaiser zu Cremona, um sich seines Schutzes zu versichern, dessen er sehr bedürftig ist, weil die Italiener mit seinem Lebenswandel nichts weniger als zufrieden sind. 254

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Konrad ziehet sein Heer zusammen, um nach Rom zu gehen — wohin sich die Kaiserin schon im voraus begeben. — Unter-

wegs entstehen abermals Streitigkeiten zwischen den Deutschen und Parmesanern, wobey letztere den kürzern ziehen.— Sobald Konrad sein Geschäfte zu Rom beendigt, gehet er nach Capua, um den Fürsten Pandolf, welcher sich verschiedne Vergehungen zu Schulden kommen lassen, zur Rechenschaft zu ziehen. Weil dieser sich aber nicht freywillig unterwirft, wird er mit Gewalt besiegt, und seines Landes beraubt.

Seite 272

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Konrad kehret nach Deutschland zurück. — Große Beschwerlichkeiten, welche er auf dem Rückzuge ausstehen muß. — Die Gemahlin des Königs Heinrich und der Herzog von Schwaben sterben. — Heinrich erhält Schwaben. — Der Kaiser läßt, als er alles in gehöriger Ordnung gefunden, das Heer nach seiner endlichen Ankunft aus einander gehen. — Er macht Ludewig den Bärtigen zum ersten Landgrafen von Thüringen; — reiset hierauf nach Burgund, — macht verschiedene gute Einrichtungen und führet unter andern den Gottesfrieden ein, um den immerwährenden Befehdungen ein Ende zu machen; — endlich tritt er mit Bewilligung der Stände seinem Sohne die Burgundische Krone ab. 290

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Konrad kehret nach Deutschland zurück. — Er durchreiset verschiedene Provinzen des Reichs, und wird zu Nimwegen von einer Krankheit befallen. — Nachdem er aber wieder hergestellt, setzt er seine Reise weiter fort. — In Friesen wird er abermals von einer Krankheit plötzlich überfallen, an welcher er nach einigen Tagen, von dem ganzen deutschen Reiche aufrichtig bedauert, seinen Geist aufgiebt. 301

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Italiener sind gegen einander zu Felde gezogen. — Eindruck, den die Nachricht von dem Tode des Kaisers auf sie macht. — Lebensart, welche die Kaiserin Giesela nach dem Tode ihres Gemahls erwählet, und welchen Ort sie zu ihrem künftigen Aufenthalte erwählet. Seite 310

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Anhang.

Sonderbare Erzählung von der Abstammung Kaiser Heinrichs III. 315

Erstes Kapitel.

Kaiser Konrad — Sein Ursprung — von seinem Privatleben ist nichts bekannt; — sein Charakter.

Kaiser Konrad, dessen Geschichte ich hier zu beschreiben unternehme, war unter den römisch-deutschen Kaisern, vom Augustus an gerechnet, der Fünf und achtzigste, seines Namens aber der Zweite *). Von Seiten seines Vaters stammte er aus dem edlen Geschlechte der Herzoge von Franken, die in den damaligen Zeiten unter allen Fürsten Deutschlands am meisten in Ansehn standen, und jederzeit den ersten Rang behaupteten. Sein Urgroßvater, Konrad, Herzog von Franken, mit dem Zunamen der Weise, vermählte sich mit Luitgarten, einer Tochter Kaiser Otto des Großen. In dieser Ehe erzeugte er einen Sohn, welchen er seinem Schwiegervater zu Ehren, Otto nannte, und welcher ihm nach seinem Ableben in der Regierung nachfolgete. Dieser Otto hinterließ abermals zwey Söhne, nehmlich den Herzog Heinrich, als den Vater unsers Konrads, und Konrad I., dessen Sohn, um ihn nicht mit dem Kaiser zu verwechseln, unter dem Namen Konrad, der Jüngere in der Geschichte bekannt ist, welcher in der Folge seinem Oheim, als dem Vater des Kaisers in der Regierung des Herzogthums folgte **).

*) Ricobaldi nennet ihn Konrad I., und ihm folgen noch verschiedene andere der ältern Geschichtschreiber, die gleichfalls Konrad I. der im Jahre 912 regieret, gar nicht unter denen Kaisern erwehnen. Ricobaldi sagt in seiner Historia Imperatorum, er hätte ihn deswegen nicht zu denen Kaisern gerechnet, weil er nicht von dem Papste eingesegnet worden wäre.

**) Um meinen Lesern eine bessere Darstellung von der Anverwandschaft der beiden Konrade zu geben, habe ich das Sche-

Zwar hatte der Vater und Großvater unsers Konrads die Herzogliche Würde bekleidet; allein dem ungeachtet folgte er seinem Vater nicht in der Regierung; vielmehr überließ er seinem Vetter den Besitz des Herzogthums. Er selbst, der, ehe er zur Kaiserlichen Würde gelangte, unter dem Namen, Konrad der Aeltere, aufgeführt wird, besaß nur einige Familien-und Lehngüter. Dessen ungeachtet war sein Ruhm und seine Tapferkeit in ganz Deutschland bekannt, und überall behandelte man ihn mit der größten Achtung.

Von Seiten der Mutter waren beide Konrade von nicht minder edlem Geschlechte als von Seiten des Vaters; denn die Mutter des Jüngeren war Mathilda, die Tochter des Königs Konrad von Burgund. Die Mutter des Aelteren hingegen stammte aus dem berühmten Geschlechte der Herzoge von Lothringen, und war die Schwester der Grafen Gerhard und Adelberd.

Zwar wünschte ich meinen Lesern etwas Umständlicheres von dem Leben dieses Kaisers und von seiner ersten Jugendgeschichte vorlegen zu können: allein weder Wippo noch die andern gleichzeitigen Schriftsteller geben uns die mindeste Auskunft darüber. An keinem Orte ist etwas Zuverläßiges von ihm zu finden, ehe er die Kaiserwürde erlanget. Ich muß also sein Privatleben mit Stillschweigen übergehen, und mich bloß auf seine Regierungsgeschichte einschränken, weil ich nicht gesonnen bin, einen Roman zu

ma, welches bey dem Leibnitz in den Quedlinburgischen Jahrbüchern gefunden, hier mit anzuführen für nicht undienlich erachtet.

Otto der Große

Luitgarte, Gemahlin Herzog Konrads von Franken,

Otto

Heinrich — Konrad I.

Kaiser Konrad. — Konrad der Jüngere.

schreiben, sondern vielmehr mein Vorsatz ist, der wahren Geschichte so treu als möglich zu bleiben. Aus dieser Ursache werde auch alles, was nicht ganz zuverläßig gegründet, oder nur unwahrscheinlich ist, mit der größten Sorgfalt zu vermeiden suchen.

So viel ist indessen bekannt worden, daß Konrad in seiner frühesten Jugend nach Worms gekommen, und unter der Aufsicht des Bischofs Burchard erzogen worden. Von seiner ersten Jugend an soll er schon den Muth und die Standhaftigkeit, welche ihn bis an das Ende seiner Tage nicht verlassen, gezeiget haben.

In seinem häuslichen Leben war er sehr glücklich, weil ihm sein günstiges Schicksal eine Gattin bescherete, welche er über alles liebte. Denn, sobald er mannbar war verehelichte er sich mit der Gisella, die zu Merla in Westphalen gebohren war. Der Ruf ihrer Schönheit war allgemein bekannt, und jeder, der sie sahe, mußte sie lieben. Unsern Konrad traf gleiches Schicksal als alle andere, die sie kannten, nur war er viel unternehmender als seine Nebenbuhler. Er verachtete alle Hindernisse, die ihm im Wege standen, und entführte sie theils mit List, theils mit Gewalt, weil verschiedene Umstände es ihm unmöglich machten, auf eine andere Art zu ihrem Besitze zu gelangen. Was aber seiner Liebe im Wege gestanden, ist unbekannt, wenigstens habe ich nichts in denen gleichzeitigen Schriftstellern finden können. Wie Konrad sich mit seiner Gemahlinn vermählte, war sie schon eine doppelte Wittwe. Erst hatte sie den Herzog Ernst zum Gemahl gehabt, und nach dessen Ableben sich mit dem Grafen Bruno *) von Braunschweig verbunden, und mit beiden verschiedene Kinder erzeuget. Nur erst nachdem dieser verstorben, lernte Konrad sie kennen, und faßte den festen Entschluß zu ihrem Besitze zu gelangen, es mochte sich auch seinen Wünschen entgegensetzen, was nur wollte.

*) Einige nennen ihn auch Bernhard von Sachsen, ich bin aber dem Annalista Saxo ad a. 1026 gefolget.

Uebrigens sagt Wippo, dem wir die meisten Nachrichten von seinem Leben zu verdanken haben, über diesen Punkt weiter nichts von ihm, als daß er ein zärtlicher Vater und guter Gatte gewesen.

Was seinen Charakter anlanget, so läßt sich eher etwas Zuverläßiges davon sagen, wenigstens kann man ihn aus seiner Regierungsgeschichte beurtheilen. Konrad war von Natur sanft, großmüthig, mit einem Worte, im eigentlichen Verstande, gut *). Er suchte aus Menschenfreundlichkeit, auf alle mögliche Art Menschenblut zu schonen, denn bey allen Gelegenheiten bemühete er sich erst in Güte die Zwistigkeiten zu schlichten, ehe er zu denen Waffen griff. Reizte man aber einmal seinen Zorn, so war er tapfer, wie ein Löwe, jedoch durch Unterwerfung unter seinen Willen gleich wieder zu besänftigen. Persönliche Beleidigungen vergab er gern und großmüthig; hingegen verfuhr er hart gegen diejenigen, welche es wagten, die Rechte des Staats zu kränken. Gerechtigkeit zu handhaben, hielt er für seine erste Pflicht, weswegen er Verbrechen und Bosheit mit Nachdruck bestrafte; jedoch wußte er nicht minder gute und edle Handlungen zu schützen und zu belohnen. Besonders nahm er sich der Unterdrückten an, die er gegen ihre Verfolger zu schützen sich stets bereit finden ließ.

Sein größtes Bestreben war überall den Frieden zu erhalten; dieses zu bewerkstelligen ließ er sich keine Mühe verdrießen. Bey seinen Soldaten hielt er sehr strenge Mannszucht, jedoch wußte er ihre Verdienste reichlich und mit der größten Freygebigkeit zu belohnen, wofür sie ihm auch außerordentlich ergeben waren, und gern ihr Leben für ihn wagten. Im Kriege behandelte er die Ueberwundenen großmüthig, daß sie es selbst für ein Glück hielten

*) Was Wippo pag. 466 et 69. zu viel sagt, sagt Landulph L. II. c. 22 et 24. zu wenig, indem jener ihn über alle Menschen erhebet und behauptet, daß seit Karls des Großen Zeiten keiner des deutschen Thrones würdiger gewesen; dieser hingegen ihn als einen jachzornigen, grausamen und tyrannischen Fürsten darstellet.

unter seine Bothmäßigkeit gekommen zu seyn; selbst denen Empörern vergab er gern und willig, wenn sie nur ihr Unrecht einsahen, und sich ihm wieder unterwarfen, wie wir oft zu sehen Gelegenheit haben werden.

In denen Wissenschaften war er für seine Person ziemlich unerfahren, dessen ungeachtet schützte er sie außerordentlich, und nur Leute von ausgebreiteten Kenntnissen würdigte er seines Vertrauens. Ueberdieß wurden sie auch von einem Regenten der damaligen Zeit nicht verlangt. Dagegen besaß er eine sehr große Kenntniß der Menschen und der Sachen, die in seine Regierungsgeschäfte einschlugen, und bey allen seinen Handlungen zeigte er wohl überdachte Absichten.

Sein Hauptaugenmerk war nur allein dahin gerichtet, das deutsche Reich zu einem Eigenthum der Kaiserlichen Würde zu machen. Wollte er dieses bewerkstelligen, so mußte er die Macht der Großen des Reichs zu schwächen suchen. Dieses fing er mit so vieler Vorsicht an, daß keiner es wagen durfte, sich seinem Vorhaben zu widersetzen. Denn hätte er ihre Macht allein an sich und seine Nachkommen zu bringen gesucht, so würden jene, wenn sie ihre Unterdrückung gefühlt, bald darüber laut zu werden angefangen haben. Allein er führte seine Absicht mit so vieler Behutsamkeit aus, daß keiner der Unterdrückten darüber klagen und sie, durch die mächtigen Freunde welche er sich zu verschaffen wußte, unterstützt, gar nicht fehlschlagen konnte.

Keiner meiner Leser wird wohl in der Geschichte des mittlern Zeitalters so unerfahren seyn, um nicht zu wissen, welche Gewalt die Geistlichen in jenen Zeiten sich angemasset. Alles beugte sich mit der größten Demuth vor ihrem eisernen Zepter, und alle ihre Winke wurden als Befehle beobachtet. Kein Mensch wagte es, sich ihren Befehlen zu widersetzen, wenn er nicht ein hinlängliches Vermögen besaß, ihren Zorn durch Geschenke zu versöhnen, indem sie mit einem mächtigen Wort Fürsten und Könige bezwingen konnten. Denn hatte der Papst einmal den fürchter-

lichen Kirchenbann über einen regierenden Herrn ausgesprochen, so war er seines Landes beraubt; weil in demselben Augenblicke, ihn gewiß alle seine Unterthanen verliessen, welche glaubten, daß ihr Herr unmittelbar aus der Gnade Gottes gestoßen, und sie sich dieselbe Strafe zuziehen würden, wenn sie es wagen wollten, ihrem Oberherrn ferner zu folgen. Jedermann mußte also suchen, sich bey ihnen einzuschmeicheln, um, wenn auch nicht ihre Gunst zu erlangen, doch wenigstens vor ihren Zorn gesichert zu seyn. Beynahe kann man sagen, daß sie ihrem Schöpfer die Macht die Welt nach seinem Willen zu regieren aus den Händen gerissen, und sich selbst selbige angemaßet.

Diese alles vermögenden Halbgötter suchte Konrad besonders für sich einzunehmen; denn er war klug genug, einzusehen, daß, wenn er sie auf seiner Seite hätte, alle weltlichen Großen des Reichs nichts gegen ihn auszurichten im Stande seyn würden. Er wußte, daß zu diesen Zeiten in Rom alles feil war, und an den Meistbietenden verkauft wurde; aus dieser Ursache suchte er die Geistlichen so reich und mächtig als möglich zu machen; die Macht der weltlichen Großen nach und nach ganz auf sie abzuleiten, und letztere dadurch unvermerkt zu schwächen.

Ich würde gar nicht fertig werden, wenn ich die Vortheile und Freyheiten, welche denen Geistlichen von ihm zugestanden wurden, alle herrechnen wollte. Genug, wenn ich nur einige im allgemeinen anführe. Er bauete zum Beyspiel eine ganze Menge Kirchen und Klöster in Deutschland und Italien, welche er alle auch überdieß sehr reichlich beschenkte. Dem Bisthum Speyer gab er die Stadt Bruchsal und das ganze Punsenigau. Den Patriarchen Poppo, von Aquileja, belehnte er mit Istrien und Friaul; mit einem Wort, denen mächtigsten Prälaten seiner Zeit ertheilte er für ihre Kirchen, Lehne, Landgüter und Freyheiten in Menge. Besonders ertheilte er vielen das Marktrecht, wodurch freylich die Geistlichkeit am meisten beytrug, den Handel in Deutschland in Aufnahme zu bringen, aber auch zugleich Gelegenheit bekam, sich des Reichthums

der Nation zu bemächtigen. Ferner überließ er ihnen das große Eigen, oder das freye Eigenthum über alles, was sich über und unter dem Erdboden ihres Bezirks befand. Endlich stiftete auch das Fehderecht sehr großen Nutzen für die Geistlichen, und trug sehr viel bey, ihre Macht außerordentlich zu vermehren; denn durch Ueberhandnehmung desselben verlohren allmählig die bürgerlichen Gesetze ihre Kraft, und das Recht des Stärkeren fing allein an geltend zu werden. Wer nun nicht für sich allein mächtig genug war, sein Eigenthum gegen die Bedrückungen seiner Nachbarn zu schützen, hatte kein ander Mittel sich zu retten in den Händen, als wenn er sich einen Lehnherrn wählte, der ihn vertheidigen konnte. Die Wahl fiel gewöhnlich auf die Bischöffe, welche die Mächtigsten im Staate waren, und dadurch immer noch mächtiger wurden, wenn viele Lehnleute unter ihren Schutz sich begaben. Durch alle diese Mittel erreichte Konrad seinen Zweck vollkommen; die Macht der Geistlichkeit wuchs, und die der weltlichen Herrn fiel von Tage zu Tage. Ihre Gunst hatte er sich vollkommen erworben, weil er sich besonders angelegen seyn ließ, sie mit Wohlthaten zu überhäufen; überdieß überließ er sich größten Theils ihren Rathschlägen, daß die mächtigsten Bischöfe gewissermaaßen seine Kronbedienten wurden. Er konnte vornehmen, was er wollte, und gewiß seyn, von ihnen unterstützt zu werden. Jedoch muß man ihm zum Ruhme nachsagen, daß er seine Macht nicht so sehr misbrauchte, als mancher an seiner Stelle würde gethan haben.

Meine Leser werden mir hoffentlich diese Ausschweifung, welche ich hier über den Charakter Konrads gemacht, vergeben. Allein ich habe geglaubt, dieses vorausschicken zu müssen, um nicht in der Folge oft genöthiget zu werden, den Lauf der Geschichte zu unterbrechen.

Zweites Kapitel.

Versammlung der Stände des deutschen Reichs nach dem Tode Heinrichs II. an den Ufern des Rheins — Wahl Konrads.

Mit dem Tode Kaiser Heinrichs II. 1024. starb das Geschlecht der Sächsischen Kaiser aus, nachdem sie sich seit länger als hundert Jahren in dem Besitz des deutschen Thrones befunden *). Er hinterließ keine Erben, folglich entstand nach seinem Tode ein Interregnum, welches nur acht Wochen dauerte, dessen ungeachtet aber sehr unruhig war. Das deutsche Reich befand sich fast in demselben Zustande, als zu der Zeit, wie mit Ludewig dem Frommen der Carolingische Stamm ausgestorben war: denn noch hatte man wegen der Wahl eines künftigen Kaisers nichts fest gesetzet, und doch hielt man eine neue Wahl, wegen dem uralten Herkommen ein allgemeines Oberhaupt der Deutschen zu haben, für allgemein anerkannt; zumal da man die Nothwendigkeit fühlte, einen allgemeinen Anführer gegen die Feinde des Reichs, die mit neidischen Blicken dessen Unerschütterlichkeit betrachteten, zu geben.

Nur war die Frage schwer zu entscheiden, wer von dem ganzen Reiche für würdig genug sollte gehalten werden, diese Würde zu bekleiden? Jeder von den weltlichen Großen suchte mit Gewalt seine Verdienste geltend zu machen, und die Regierung des Reichs an sich zu bringen: denn jeder Reichsstand hielt sich für befugt, Ansprüche auf die Kaiserliche Krone machen zu können. Viele Fürsten der dama-

*) Die ältern Geschichtschreiber sind wegen des erfolgten Todes Kaiser Heinrichs und dem Antritt der Regierung Konrads sehr uneinig; zum Beyspiel in Chron. Australi, Mag. Chron. Belgico, Andreae Ratisbonensis Chron. Bothonis Chron. Brunswic. wird er auf das Jahr 1025 gesetzet, hingegen nach dem Ricobaldus in seiner Hist. Imper. ist er schon im Jahre 1019 gestorben, und Konrad dasselbe Jahr zur Regierung gekommen.

ligen Zeit machten sich auch Hoffnung, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, und zur höchsten Würde des Reichs zu gelangen; nachdem sie sich einen nicht unbeträchtlichen Vorzug zu verschaffen gewußt, und jeder Reichsstand berechtiget war, bey der bevorstehenden Wahl seine Stimme zu geben. Jedermann war in ganz Deutschland voller Erwartung, welche von den verschiedenen Nationen dem deutschen Reiche einen Oberherrn geben würde; und doch fürchtete man sich vor den entscheidenden Augenblick; weil man allgemein glaubte, ein jeder würde mit den Waffen in der Hand sein Recht geltend zu machen suchen. Wirklich griffen schon einige der Kroncompetenten zu denen Waffen, und beynahe hätte der entgegenstrebende Eifer der Fürsten ganz Deutschland mit Raub, Mord und Brand erfüllet.

Die verwittwete Kaiserin Kunigunde sahe mit Schrekken, in welcher Gefahr sich ihr liebes Vaterland befand. Sie war gewiß, die äußeren Feinde würden den günstigen Augenblick nicht ungenutzt vorbeystreichen lassen, sich für den Schaden, der ihnen von dem deutschen Reiche bishero war zugefüget worden, zu rächen. Durch einen Zwist wurde es gleichsam ihrer Willkühr blos gestellet, und jeder war zu sehr mit sich selbst beschäfftiget, um seine Aufmerksamkeit auf das Wohl des Ganzen richten zu können. Um dieses Unglück so viel in ihren Kräften stand, abzuwehren, nahm sie sich mit möglichstem Eifer der Reichsverwaltung an, und ihre beiden Brüder, Dietrich, Bischoff von Metz, und Heinrich, Herzog von Bayern, die von dem ganzen Reiche sehr geschätzt wurden, unterstützten sie treulich mit ihrem Rathe. Diese Dreye wendeten allen ihren Einfluß an, die Mächtigsten des Reichs zu bewegen, ihren Privatvortheil ganz aus den Augen zu setzen, und nur allein auf das Wohl des Reichs Rücksicht zu nehmen, und sich bey der bevorstehenden Wahl ruhig und einmüthig zu verhalten. Zugleich ermahnten sie selbige, ihr Augenmerk auf einen Gegenstand zu richten, welcher fähig wäre, das Ansehn des deutschen Reichs zu erhalten, und seine Rechte zu be-

haupten. Das erste gelang ihnen sehr gut, indem durch ihre Vorsicht und durch ihre Bemühungen der wirkliche Ausbruch der Unruhen in Deutschland glücklich verhindert wurde. In wie fern sie aber ihren andern Zweck erreichten, werden meine Leser am besten aus dem fernern Erfolg der Geschichte beurtheilen können.

Um die traurigen Folgen einer Anarchie abzuwenden, die dem Reiche von allen Seiten her droheten, wenn dasselbe lange ohne Oberhaupt verbleiben sollte, hielten die friedfertigsten unter den deutschen Fürsten und Prälaten es für das Beste, die Königswahl so sehr als möglich zu beschleunigen. Sie setzten unter einander Tag und Ort fest, wenn und wo die Wahl geschehen sollte, und noch dasselbe Jahr, in welchem Kaiser Heinrich verstorben, beschloß man zur Wahl des neuen Königs zu schreiten.

Nachdem nun die damals gewöhnlichen besondern Versammlungen in denen Provinzen waren gehalten worden, und man die verschiedenen Gesinnungen der Großen durch Gesandte zu vereinigen gesucht hatte, schritt man zur allgemeinen Wahlversammlung. Eine große Ebene am Rhein zwischen Mainz und Worms wurde zum Wahlfelde bestimmt, und hier versammelte sich beynahe ganz Deutschland.

Am besten wird man sich einen kleinen Begriff von der Ehrwürdigen Versammlung machen können, wenn ich hier die Hauptpersonen nenne, welche sich dabey befunden. Es waren nehmlich zuerst acht Herzoge an der Spitze der ausgesuchtesten Mannschaften ihrer Nationen zugegen; und zwar 1) Bernhard II. Herzog von Sachsen, 2) Adelberd von Kärnthen, 3) Heinrich von Bayern, 4) Ernst von Schwaben, 5) Friedrich von Oberlothringen, 6) Gozelo von Ribuarien, oder Niederlothringen, 7) Konrad der Jüngere von Franken und 8) Othalrik von Böhmen. Auser diesen angesehenen Ständen des Reichs, die sich alle mit einem sehr beträchtlichen Gefolge von Herren und angesehenen Freyen einfanden, waren hiernächst denen Nach-

richten des Wippo zufolge auch noch folgende Bischöffe zugegen: 1) Der Erzbischof Ariko, von Mainz; 2) Pelegrin, von Cöln; 3) Poppo von Trier; 4) Günther von Salzburg; 5) Dietrich, von Metz; 6) Werner, von Strasburg; 7) Marcellin, von Würzburg; 8) Eberhard, von Bamberg; 9) Herrmann, von Costnitz; 10) Brunno, von Augsburg; 11) Burchard, von Regensburg, und 12) Albert, von Freysingen *). Ueberdies fanden sich noch eine ganze Menge Prälaten und Herren aus Deutschland und Lothringen ein; worunter man vorzüglich diejenigen verstehet, deren Besitzungen dießeits und jenseits des Rheins lagen, die alle den Kaiser als ihren Oberherrn erkannten, und bey seiner Wahl das Recht ihre Stimmen zu geben hatten. Sie aber alle einzeln aufzuführen, würde zu weitläuftig werden.

Die Sachsen mit ihren Nachbarn, den Slaven, den Ostfranken, Bayern und Schwaben lagerten sich dießeits des Rheins: die rheinischen Franken hingegen benebst denen Nieder- und Oberlothringern jenseits desselben. Das Herzogthum Böhmen gab bey dieser Wahl zum erstenmale seine Stimme; Burgund war aber dem Römischen Reiche noch nicht einverleibet. Die Italienischen Fürsten endlich konnten wegen der weiten Entfernung, sich zu der in so kurzer Zeit angestellten Wahl nicht einfinden; fast einige Jahre später erkannten sie Konraden allgemein für ihren Oberherrn, und leisteten ihm theils freywillig, theils gezwungen, den Eid der Treue.

So bald alle diejenigen, die wir nur eben angegeben haben, sich versammlet, wurden die Wahlgeschäffte vorgenommen. Sie fielen ungleich ruhiger und glücklicher aus, als man erwartet hatte, weil sie ohne Schwertstreich und

*) Wippo, von dem wir diese umständlichen Nachrichten haben, zeigt sich bey dieser Stelle als ein ganzer Hofmann, indem er es mit keinem von diesen geistlichen Herrn verderben will, sondern von einem jeden etwas Schönes sagt, und jedem einige gute Eigenschaften andichtet, welche diese lieben Herren vielleicht nicht einmal dem Namen nach gekannt haben.

ohne Mishelligkeiten beendiget wurden; ob man gleich den Ausbruch eines innerlichen Kriegs für unvermeidlich angesehen, da die meisten Edeln des Reichs Anspüche an die Königliche Krone zu haben glaubten. Nach langem Berathschlagen wurden unter der großen Menge Thronkandidaten einige wenige ausgewählet, deren Verdienste man vorzüglich zu untersuchen, für würdig hielt. Unter diesen allen hielten nur Zwey die Prüfung aus, nehmlich Konrad der Aeltere, und der Herzog des Rheinischen Franken, Konrad der Jüngere. Nun war aber die Frage schwer zu entscheiden, wer von diesen beiden der höchsten Ehre theilhaftig werden, und wem sie den Vorzug einräumen sollten. Sie waren beide nahe Anverwande, wie wir im vorigen Kapitel erwähnet, und jeder von ihnen hatte beynahe gleiche Verdienste: denn beide hatten bis dahin gleiche Erfahrung und gleiche Tapferkeit in den Kriegen bewiesen, welches zu diesen Zeiten die größte Empfehlung war. Den einzigen Vorzug hatte der Aeltere, vor dem Jüngern, daß er weit nachsichtiger, dahingegen der Jüngere wegen seiner Tugend und andern guten Eigenschaften berühmter war. Einige der älteren Geschichtschreiber behaupten sogar, daß Konrad, der Aeltere, von dem verstorbenen Kaiser kurz vor seinem Ende verschiedenen Fürsten zu seinem Nachfolger sey empfohlen worden; weil er ihn für den geschicktesten gehalten, das Ansehn des deutschen Reichs und der Kaiserlichen Würde zu erhalten, und die Rechte der Fürsten Deutschlands zu beschützen *). Mit einem Worte, die meisten waren für Konrad den Aeltern, mit dem Beynamen, der Salier gestimmt.

*) Siegbertus Gemblacensis sagt in seiner Chronographia ad an. 1024. ausdrücklich: Henricus Imperator, consulentibus sibi principibus super Substitutione Imperii, designans Conradum, virum egregii generis et egregiae libertatis, quippe qui nunquam se submiserat alicuius seruituti, moritur. Das nehmliche steht im Chron. Laurisheimensi und and. mehr.

Warum man ihn Salicus oder den Salier nannte, ist schwer zu errathen; vermuthlich wollte man dadurch andeuten, daß er von den Saliern, dem vornehmsten Theil der fränkischen Nation, abstammte. Da Klodwig den Theil von Alemannien, der den Worms- und andere nahe gelegene Gauen in sich begriff, theils zur königlichen Tafelprovinz machte, theils unter seine Franken austheilte: so bekamen gewiß die Salier, als zu denen Klodwig selbst gehörte, den besten Theil; und von einem dieser Salischen Herren mag wohl Konrad, dessen Vorältern in den Urkunden und Geschichten beständig für Franken angegeben worden, und die ihre eigenthümlichen Güter größten Theils inden Wormazfeld hatten, seinen Ursprung haben *).

Doch dem sey wie ihm wolle, genug Konrad der Jüngere, sahe mit Verdruß den Vorzug, welchen man seinem Vetter gab, und war so wenig im Stande, sein Mißvergnügen darüber zu bergen, daß es dem Salier auffallen mußte.

Diesem lag das allgemeine Wohl des deutschen Reichs viel zu sehr am Herzen, um mit kaltem Blute sehen zu können, daß durch die Unzufriedenheit seines Vettern, die Ruhe desselben gestöhret werden sollte. Er kannte den Ehrgeiz Konrad des Jüngern zu gut, um nicht gewiß zu seyn, er würde alles Mögliche anwenden, diejenigen, welche bis jetzo für ihn gestimmt, unter denen vorzüglich Herzog Ernst von Schwaben, Herzog Friedrich von Lothringen, und der Erzbischoff von Cöln genannt zu werden verdienen, auf seine Seite zu erhalten, wenn wirklich die Wahl nicht seinen Wünschen gemäß ausfallen sollte; dieß konnte leicht Anlaß zu verschiedenen Unordnungen geben, und nachtheilige Folgen für die Ruhe und das Wohl des deutschen Reichs haben. Um solchen übelen Folgen zuvor zu kommen, suchte Konrad der Aeltere, sich mit seinem

*) Schmids Geschichte der Deutschen Th. II. pag. 212.

Vetter durch folgende Vorstellung, welche die Sorgfalt des Wippo bis auf unsere Zeiten aufbewahret, zu vergleichen.

„Sich über glückliche Begebenheiten freuen, ist der „Würde keines Menschen unanständig, vielmehr hält es „ihn ab, sich für erhaltene Wohlthaten undankbar zu zei„gen. Kleinmuth bringt bey unglücklichen Unfällen des „Lebens die übelsten Folgen hervor; mäßige Freude macht „bey glücklichen das Glück doppelt fühlbar. Ein jeder ge„nießt sein Glück nur halb, den die Freude seiner Neben„menschen mismüthig zu machen im Stande ist. Aus diesem „Grunde erkläre ich mit den innigsten Vergnügen, wie „sehr ich mich freue, daß die ganze große Versammlung „des deutschen Reichs, nur einstimmig lieber Vetter, ihr „Augenmerk auf uns Beide gerichtet, und einem von uns „die Königliche Würde zu übertragen gesonnen ist. Al„lein wir dürfen uns deswegen nicht einbilden, daß wir „durch Stand oder Vermögen den Vorzug vor unsern Zeit„genossen verdienen, oder durch besondere Verdienste uns „diese Achtung und Ehre vor ihnen allen erworben haben. „Nein, lieber Vetter, es ist nicht unser Werk, daß wir „Beide von des Reichs Ständen für die schicklichsten zu „dieser Wahl gehalten werden, die Würde des Oberhaupts „desselben zu bekleiden: der Güte unsers Schöpfers sind „wir diese besondere Auszeichnung schuldig, ihm allein „müssen wir dafür danken. Wir müssen darauf bedacht „seyn, einer Ehre, die so blendend auf uns übertragen wer„den soll, uns nicht durch Privatuneinigkeiten unwürdig zu „machen. Im höchsten Grade thöricht wäre es von uns, „wenn wir die Macht anderer zu unserm Vortheil mis„brauchen, und uns selbst für die Würdigsten anerkennen „wollten; ein Urtheil, welches keinem über sich selbst frey „stehet, seinen Nebenmenschen aber darf jeder frey und un„gescheuet beurtheilen. Denn wäre jeder seiner Verdienste „Beurtheiler, und wollten die andern sein Urtheil für gül„tig anerkennen, was würden wir nicht für erbärmliche Ge„schöpfe von Königen erhalten, und wie oft würde dieser „Ehrwürdige Stand nicht beschimpfet werden? Es stand

„nicht in unserer Macht, aus einer so großen Versamm-
„lung verdienstvoller Männer nur uns Beide für die ge-
„schicktesten zu halten, die Königliche Würde zu bekleiden.
„Das Urtheil und die freye Wahl der Franken, der Lothrin-
„ger, der Sachsen, der Noriker und der Allemannen, die
„den besten Vorsatz für das Reich hegen, fiel einstimmig
„und ohne den mindesten Widerspruch auf uns Beide, als
„die Abkömmlinge eines Stammes; weil kein Mensch
„sich einbilden konnte, daß die, durch das Band der
„Blutsfreundschaft so enge mit einander verbunden, unei-
„nig werden, und ihre Freundschaft in Mishelligkeiten sich
„würde verwandeln können. Was die Natur verband, die
„die erste Freundschaft stiftet, das muß ewig, einig blei-
„ben. Wollten wir nunmehr uneinig werden, nachdem
„alle äußere Hinderniße glücklich beygelegt, so würden wir
„die günstigen Gesinnungen, welche alle bis jetzt für uns
„hegen, verscherzen; ja wir würden sie nöthigen sich einen
„Dritten zu wählen, um unsern Streit zu schlichten? Wür-
„den wir uns nicht selbst dieser Ehre, die so viele Natio-
„nen uns zugedacht, berauben? ja, was noch weit schlim-
„mer ist, und wofür ich selbst den Tod allen Glücksgütern
„dieser Erde vorziehen wollte; würden wir nicht der Nach-
„welt unsern Charakter in einem häßlichen Lichte darstellen,
„wenn wir uns durch Neid und Misgunst zu diesem
„Schritte verleiten ließen, der uns unsers Glücks berau-
„bete? Würde die Nachwelt nicht sagen: sie waren der
„Ehre, eine Krone zu tragen, unwürdig, denn einer wollte
„dem andern, welches doch unter ein paar so nahen Bluts-
„freunden am allerunverzeihlichsten, diese Ehre nicht ab-
„treten? Aus allen diesem sehet Ihr nun, daß die größte
„Ehre und die höchste Gewalt unser wartet, und uns zu
„Theil werden kann, wenn wir anders sie einer dem an-
„dern gutwillig zu überlassen uns entschließen können. Mir
„für meinen Theil scheinet es, als ob der Andere zugleich
„mit geehret würde, wenn Einem von uns beiden diese
„Würde zu Theil wird. So wie denen Blutsfreunden der
„Könige die nehmliche Ehre ertheilet, und die nehm-

„liche Ehrfurcht erwiesen wird, wenn sie auch nicht „Theilnehmer an der Königlichen Gewalt sind; so „verhält es sich auch zwischen uns Beiden. Wir Beide „werden von den versammelten Ständen für würdig an„erkannt, die höchste Gewalt im Staate zu bekommen: da„wir nun vermöge der Verfassung des Reichs sie nicht „Beide zugleich erlangen können, so bleibt uns doch die Eh„re auf ewig, von allen diesen einsichtsvollen Männern „würdig gehalten worden zu seyn, sie zu besitzen. Nie „würden sie gewiß jemanden wählen, der es nach ihrer „Meinung nicht verdient. Sollten wir dieser gemeinschaft„lichen Ehre entsagen, da man so bereitwillig ist, sie uns „zu ertheilen? Die Erhebung zu derselben für einen hängt „nur von der Einwilligung des andern zwischen uns Beiden „ab. Sind wohl glücklichere Menschen als wir zu finden, „wenn Einer von uns Beiden zur Regierung gelanget, dem „der andere durch seine Nachgiebigkeit dieses Glück ver„schaffet? Lasset uns vorsichtig handeln, damit nicht Ei„ner unsrer Zeitgenossen, deren es noch viele würdige giebt, „uns vorgezogen werde; und der heutige Tag, der bis „jetzo dem Anscheine nach für uns so glücklich ist, uns nicht „auf immer unglücklich mache, und uns ewig bereuen lasse, „durch eigene Schuld, das Wohlwollen und die Liebe der „deutschen Nation verscherzet zu haben. Was mich be„trifft, verspreche ich auf das feyerlichste, Euch Theuresten „aller meiner Blutsfreunde, bey der bevorstehenden Wahl „von ganzem Herzen meine Stimme zu geben. Wählt „denn die Versammlung Euch zu ihrem Herrn und König, „werde ich die Wahl nie durch hinterlistige Mittel auf „mich zu bringen suchen; weil ich Euch eben so gerne vor „allen andern meine Stimme gebe, als ich von Euch über„zeugt bin, Ihr sehet es lieber, daß mir als einem andern „diese Würde zu Theil werde. Hat aber der gütige Schöp„fer besonders auf mich Rücksicht genommen, und mir die„ses Glück bestimmt, so hoffe ich gewiß, Ihr werdet die mir „durch mein Betragen gegen Euch erworbene Wiederver„geltung nicht versagen, sondern mir eben so bereitwillig Eu„re Stimme geben.“

Diese Vorstellung brachte die gewünschte Wirkung auf Konrad den Jüngern hervor, weil er einsahe, daß sein Vetter vollkommen Recht hatte. Er umarmte seinen Vetter im Angesicht der ganzen Versammlung auf das zärtlichste, und versprach so zu handeln, wie mit ihm der Salier verabredet. In den ersten Augenblicken hielt er auch redlich Wort, indem er sogar den Herzog Friedrich von Lothringen und den Erzbischof Pelegrin von Cöln für seinen Vetter einzunehmen suchte; allein in der Folge änderte er seine Gesinnungen, wie meine Leser bald sehen werden.

Nun setzten sich die Vornehmsten wieder zur Wahl nieder, und das Volk stand in unendlicher Menge voller Erwartung, auf wen die Wahl fallen würde, um sie herum. Der Erzbischof Aribo von Mainz hatte vor allen die erste Stimme zu geben; an ihn wendete sich also auch das Volk zuerst, um ihn um seine Meinung zu fragen, wem er seine Stimme geben wollte. Ohne sich lange zu bedenken, ernannte er Konrad, den Salier, mit lauter Stimme zu seinem Könige und Herrn. Alle andere Bischöffe und Geistliche, die zugegen waren, pflichteten seiner Meinung, ohne die mindeste Einwendung zu machen, von ganzer Seele bey. Nur allein Erzbischof Pelegrin, von Cöln, verweigerte sich ihm seine Stimme zu geben, weil er noch ganz für Konrad den Jüngern eingenommen war.

Die Reihe war itztan den weltlichen Herren, die Stimmen für das zu wählende Oberhaupt der deutschen Nation zu sammlen. Unter diesen behauptete Konrad der Jüngere, als Herzog von Franken den ersten Rang; diese Nation stand zu den Zeiten bey ganz Deutschland im größten Ansehen, und bey allen Reichs-Versammlungen hatte ihr Herzog vor allen andern das Recht seine Meinung zu sagen; ihm lag es also ob, zuerst seine Stimme zu geben. Seinem Versprechen eingedenk, schlug auch er den Salier der ganzen Versammlung zum künftigen Oberhaupte der deutschen Nation vor. Seiner Meynung stimmten die übrigen Fürsten und Herrn einer nach dem

andern bey. Herzog Friedrich von Lothringen war der einzige, der sich weigerte, unserm Konrad seine Stimme zu geben. Er und Pelegrin machten Einwendungen gegen diese Wahl, und da sie sahen, daß solche fruchtlos waren, entfernten sie sich mißvergnügt von dem Wahlfelde. Das Volk erkannte mit dem lebhaftesten Ausdruck der Freude, Konrad den Salier für sein künftiges Oberhaupt, und schrie mit lautem Jubel seinen Namen aus. Mit einem Wort, die Luft ertönete von lauter Freudengeschrey, daß alles so ruhig und ohne Streit abgegangen, und man hörte nichts, als: Lange lebe unser guter König Konrad.

Während die ganze Versammlung sich dieser fast ausschweifenden Freude überließ, entfernte sich Konrad, der Jüngere, um den Herzog Friedrich und Bischof Pelegrin aufzusuchen. Es ward ihm nicht schwer, sie zu überreden, ebenfalls denen Wünschen der ganzen Nation beyzutreten, indem er ihnen vorstellte, wie wenig ihre fernere Weigerung ihnen Nutzen schaffen könnte, vielmehr würden sie sich dadurch den Haß der ganzen Nation zuziehen. Diese Vorstellung würkte. Sie gingen zur Versammlung zurück, und erklärten sich gleichfalls laut für Konraden, und neues Freudengeschrey des Volks unterbrach sie in ihrer Rede.

Auf diese Weise wurde also die Wahl des neuen Königs, zur Zufriedenheit des ganzen Reichs glücklich beendiget, ob man gleich überall voller Furcht und Erwartung wegen dem Ausgange derselben gewesen war, weil kein Mensch glaubte, daß sie so ruhig ablaufen würde, da sich vom Anfange so viele Kroncompetenten gezeiget. Am meisten hatten sich die Feinde des Reichs in ihrer Rechnung betrogen, die sich schon im voraus gefreuet, einmal im Trüben fischen zu können. Sie hatten gewiß geglaubt, die verschiedenen Partheyen würden sich nimmermehr vereinigen können, da eine jede ihr Recht für sich vertheidigen würde, und also von allen Seiten innerliche Kriege unvermeidlich wären. Durch sich selbst geschwächt, würden sie ihnen nicht widerstehen können, wenn sie alsdann einen An-

griff wagten, und sich dadurch ihnen gleichsam selbst in die Hände liefern. Der äußere Anschein ließ auch nichts anders erwarten, und es war wirklich der kritische Augenblick, in welchem das mächtige deutsche Reich von seinem gänzlichen Umsturz bedrohet wurde. Allein dießmal wurde die Freude der Feinde vereitelt, denn noch nie war eine Wahl ruhiger abgelaufen, und noch nie waren alle Fürsten des deutschen Reichs so einstimmiger Meinung gewesen.

So bald die Wahl beendiget, übergab die verwittwete Kaiserinn Kunigunde, welche vermöge ihres Standes bey der Wahl zugegen gewesen, die Reichsinsignien. Sie hatte selbige nach dem erfolgten Ableben ihres Gemahls in Verwahrung genommen, uud nun bestätigte sie Konraden gleichsam in der erlangten Würde. Konrad, der Jüngere, und die übrigen Reichscandidaten sahen geduldig zu, wie der Salier sie in Empfang nahm, weil sie einsahen, daß es sehr zum Besten des Reichs war. Die verwittwete Kaiserin freute sich aber benebst ihren Brüdern von ganzem Herzen, daß ihnen ihre Bemühung, die Ruhe und Einigkeit im Reiche zu erhalten, so gute Früchte gebracht hatte.

Drittes Kapitel.

Krönung Konrads zu Mainz. — Er kömmt in die traurige Lage, daß er zwischen der Krone und seiner Gemahlin, weil er mir ihr so nahe verwandt, wählen soll; — jedoch wird dieser Streit glücklich beygelegt, und Giesela gleichfalls zu Cöln gekrönet.

Nachdem nun Konrad von allen Ständen des Reichs einstimmig zum Nachfolger Heinrichs II. gewählet worden: begab er sich nach Mainz, um daselbst der hergebrachten Gewohnheit nach, von dem Erzbischof zu seiner neuen Würde gesalbet zu werden. Die ganze Versammlung begleitete ihn unter lautem Freudengeschrey, und Vornehme sowohl, als Geringe nahmen an dem allgemeinen

Jubel von ganzem Herzen Antheil. Schon auf dem Wege zur Erzbischöflichen Kirche bot sich ihm eine Gelegenheit dar, die Liebe und das Zutrauen des niederern Standes der Nation noch mehr zu erwerben; welche er auch sogleich benutzte. Denn als er in Proceßion nach der Kirche ging, kamen einige Menschen von der gemeinsten Volksklasse auf ihn zu, die ihn ohne alle Umstände baten, ihnen Recht zu verschaffen, weil sie von ihren Vorgesetzten auf das allergrausamste unterdrückt würden. Konrad blieb sogleich stehen, um die Beschwerden seiner neuen Unterthanen anzuhören, und ihnen wo möglich abzuhelfen. Die Bischöffe hingegen waren mit diesem Verzug nicht zufrieden, weil dadadurch der große Zug aufgehalten würde; einige waren sogar kühn genug, ihre Unzufriedenheit ziemlich laut an den Tag zu legen. Konrad bemerkte es zwar, jedoch ließ er sich dadurch nicht stöhren, sondern hörte die Klagen der Bedrückten geduldig an, und versprach, bey erster Gelegenheit ihre Beschwerden genau zu untersuchen, und ihnen im Fall, daß sie Recht hätten, gewiß Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Alsdenn wendete er sich mit der größten Gelassenheit zu denen mißvergnügten Geistlichen und sagte ihnen: „Ihr habt mir die Regierung des Reichs übertragen, und „ich kenne meine mir obliegenden Pflichten in ihrem ganzen Umfange; ich fühle also auch, daß es mein erstes Au„genmerk seyn muß, die Gerechtigkeit auszuüben, wo ich „Gelegenheit dazu finde, nicht aber sie auf bequemere „Zeiten aufzuschieben.“

Die gütigen Gesinnungen des neuen Königs verbreiteten sich augenblicklich unter der ganzen versammelten Menge, und Konrad zog dadurch aller Herzen noch mehr an sich. Neues Freudengeschrey erschallete durch die Lüfte, um dem Könige einen Beweis seiner Dankbarkeit für den ersten Beweis seiner Gerechtigkeitsliebe zu geben. Hierauf ging der Zug wieder vorwärts, und das neue Oberhaupt der Deutschen sahe mit innigster Zufriedenheit, wie die Segenswünsche aller Anwesenden ihn begleiteten. Der Erzbischof Aribo salbete ihn den achten September mit allen

dabey gewöhnlichen Feyerlichkeiten zum Könige der Deutschen; dabey hielt er eine Rede, um ihn, wie gewöhnlich, an alle die Pflichten, die seiner warteten, zu erinnern. Sobald diese Feyerlichkeiten und Gebräuche beendiget, leisteten ihm alle anwesende Stände noch denselben Tag den Eid der Treue.

Der neue König würde beneidenswürdig glücklich gewesen seyn, wenn nicht eine schwarze Gewitterwolke ganz unvermuthet sich über seinem Haupte zusammen gezogen. Er mußte auch die Härte des Schicksals empfinden, welches immer den süßen Becher der Freude mit etwas Wermuth versetzet. Für Konraden war eben diese Versezzung mehr als bitter; denn als er schon glaubte das Ziel aller seiner Wünsche erreicht zu haben, sahe er sich auf einmal in die Gefahr versetzt, auf ewig davon entfernt zu werden.

Schon aus dem Vorhergehenden haben wir gesehen, daß Konrad seine Gemahlin auf das heftigste geliebet hatte, weil er keine Gefahr gescheuet, um zu ihren Besitz zu gelangen. Nun war er zwar schon ziemlich lange mit ihr verbunden, jedoch liebte er sie noch mit eben der Zärtlichkeit, als an dem ersten Tage seiner Vermählung; ja fast kann man sagen, daß seine Liebe zu seiner Gemahlinn stärker geworden, wenigstens hatte sie tiefer Wurzel geschlagen; weil er täglich Gelegenheit hatte, neue vortrefliche Eigenschaften an ihr zu entdecken. Giesela verdiente auch in aller Betrachtung die Liebe und die Achtung des neuen Königs der Deutschen, indem sie nur allein darauf dachte, ihren Gemahl glücklich zu machen. Ueberdieß war sie auch noch wegen ihres durchdringenden Verstandes und wegen ihres edlen Charakters allgemein bekannt, und von jedermann geschätzt.

Zum großen Unglück für das zärtliche Ehepaar waren beide Theile mit einander im fünften Grad ungleicher Linie verwandt; denn beide stammten von Heinrich I. ab, dessen Enkelin Luitgarde an den Herzog Konrad von Franken, den Urgroßvater unsers Konrads vermählet gewesen *).

Nach den Kirchengesetzen war die Ehe so weit nur immer eine Anverwandschaft konnte aufgefunden werden, verboten, und Troß dieser Strenge wurden sie auf das allergenaueste beobachtet. Von Dispensationen, die, Dank sey unserer Aufklärung! so allgemein geworden sind, wußte man zu diesen finstern Zeiten noch nichts, obgleich schon damals alles dem päpstlichen Stuhle feil war, wie seine eifrigsten Anhänger selbst eingestehen müssen. Doch dem sey wie ihm wolle, bey jetziger Gelegenheit fiel diese wiederrechtliche denen Kirchengesetzen nach verbotene Ehe einigen Bischöffen auf. Sey es nun, daß sie Privatabsichten hatten mit der Wahl Konrads nicht zufrieden zu seyn, und vorhero der einstimmigen Wahl nur mit beygepflichtet, weil sie sich zu schwach gefühlet, den Willen und Wünschen der ganzen Nation widersprechen zu können, oder war es wirklicher Religionseifer, welches sich schwer entscheiden ließ: genung, sie machten jetzo den Antrag, Konrad sollte seine Gemahlin entlassen, weil seine Ehe ungültig, und er nach den Kirchengesetzen müßte geschieden werden, um nicht der ganzen Nation ein übles Beyspiel zu geben. War es Unzufriedenheit über die Wahl Konrads, so glaubten sie bey dieser Gelegenheit am besten ihren Zweck erreichen zu können, ihm die Krone wieder zu entreißen, weil diese

*) Mascow in seinem Commentario de rebus Imp. Rom. a Conrado I. vsque ad obitum Henrici III. p. 164. giebt uns folgende Stammtafel von der Verwandschaft Konrads mit seiner Gemahlin.

König Heinrich der Erste.

Otto der Große, — Gerberga, vermählt mit Ludewig, König von Frankreich.

Luitgarde Gemahlin Herzog Konrads, — Mathilda vermählt mit Konrad, König von Burgund.

Herzog Otto, — Gerberga, Gemahlin Herzogs Hermann von Schwaben,

Herzog Heinrich, — Kaiserin Gisela.

Konrad der Salier.

Sache die Kirche betraf, und sie also allein Recht zu reden hatten.

Wäre diese Einwendung von allen Bischöffen zugleich gemacht worden, hätte es leicht dahin kommen können, daß sie ihren Zweck erreichet, dann einige brachten in Vorschlag, daß er entweder seiner Gemahlinn oder der Königlichen Krone entsagen sollte. Die Wahl war für Konraden schrecklich, und man kann leicht denken, was er bey diesem Vorschlag empfinden, und wie schwer ihm der Entschluß werden mußte. Er, der seine Gemahlinn über alles liebte, und doch auch die Ehre, das Oberhaupt der ganzen deutschen Nation zu seyn, in ihrem ganzen Umfange kannte, sollte nun zwischen diesen beiden Sachen wählen, deren ihm eine so theuer als die andere. Am Ende würde die Liebe für seine Gattin die Oberhand behalten haben, aber der Schlag des Schicksals traf ihn zu unerwartet, um die Verlegenheit, in welche er dadurch versetzet wurde, verbergen zu können; deutlich war sie auf seinem Gesichte abgebildet, und der Gebrauch der Sprache zu seiner Vertheidigung fehlte ihm gänzlich.

Verschiedene von den Bischöffen, welche Konraden ganz ergeben waren, und vorzüglich die Großen des Reichs wurden von der traurigen Lage, in welcher sie ihr neues Oberhaupt erblickten, gerührt. Sie sahen den Kampf der in seiner Seele vorging, wie Liebe und Stolz wechselsweise die Oberhand behielt. Es war ihnen unmöglich, ihren König länger leiden zu sehen; sie bestanden deswegen darauf, daß Giesela Konrads Gemahlinn bleiben und ohne Anstand gekrönet werden sollte. Giesela selbst wendete sich mit einer so edlen und bescheidenen Standhaftigkeit an die versammelten Fürsten, daß diese noch mehr von ihr eingenommen wurden, und darauf bestanden, sie zu ihrer Königinn zu haben. *). Zwar machte die Gegenparthey noch viele Ein-

*) Wippo sagt die edle männliche Tugend dieser verehrungswürdigen Frau stegte nach einem langen Wortwechsel.

wendungen, allein kein Mensch achtete mehr auf sie; vielmehr wurden sie, so bald sie zu reden anfangen wollten, von der großen Menge, die für Gisela stimmten, überschrieen.

Der Erzbischof Pelegrin zu Cöln, der anfänglich am meisten wider die Wahl des Saliers gewesen war, weil er Konrad den Jüngern, lieber auf dem Thron gesehen, bat es sich zu einer besondern Gnade aus, der Königin zu Cöln die Krone auffetzen zu dürfen. Er that dieses bloß, um Konraden von seiner völligen Sinnesänderung zu überführen, und ihm zu zeigen, daß er nun mit den übrigen vollkommen einverstanden. Konrad war viel zu vergnügt, diese Bitte nicht zu erfüllen, da er auf eine so gute Art aus diesem für ihn so verdrießlichen Handel gekommen. Die neue Königin wurde nun wirklich den dreisigsten desselben Monats zu Cöln gekrönet, und alles endigte sich zur allgemeinen Zufriedenheit.

Viertes Kapitel.

Konrad hält einen Reichstag zu Achen, nach dessen Beendigung er das ganze Reich durchreiset, um die inneren Angelegenheiten zu ordnen, und sich als Oberhaupt desselben zu zeigen.

So bald Konrad und seine Gemahlinn gekrönet, fing er seine Regierungsgeschäffte damit an, in die vornehmsten Provinzen Deutschlands zu reisen, um die Verfassung des Reichs kennen zu lernen, und sie hier und da zu verbessern. Zuerst begab er sich nebst seiner Gemahlinn nach Lothringen, und zu Achen hielt er sich den größten Theil des übrigen Jahres auf. In den damaligen Zeiten war in dieser Stadt der eigentliche Sitz der deutschen Könige; welcher von Karl dem Großen dahin war verleget worden, weil er sie als den Mittelpunkt des deutschen Reichs betrachtete.

Sein erstes Geschäffte daselbst war, die Stände des Reichs zu versammlen, um sowohl die Angelegenheiten der Kirche und des Reichs zu ordnen, als auch verschiedene eingeschlichene Mißbräuche wieder abzuschaffen. Besonders ließ er sich angelegen seyn, jeden seiner Unterthanen in seinen Gerechtsamen zu schützen, und alle Neuerungen, wenn sie nicht von ganz augenscheinlichen Nutzen waren, zu verhindern. Durch dieses Betragen machte Konrad nun freilich gleich in den ersten Tagen seiner Regierung nicht wenig Aufsehen; die Achtung und das Zutrauen, welches die Nation zu ihm hatte, vermehrte sich mit jedem Augenblick, und jeder redliche Deutsche hielt es für das größte Glück unter dem sanften Zepter eines so guten Fürsten zu stehen. Man setzte ihn an die Seite Karl des Großen, dessen Thaten noch immer als das höchste Ideal Königlicher Regierung betrachtet wurden; ja seine Lobredner, an denen es, wie jeder leicht denken kann, nicht mangelte, erhoben ihn noch weit über denselben. Wenn man im Grunde auf die Thätigkeit Rücksicht nimmt, mit der sich Konrad es angelegen seyn ließ, der deutschen Krone ihren ehemaligen Glanz wieder zu geben, von welchem sie unter denen bisherigen Regenten ziemlich viel verlohren, so verdient er allerdings auch noch von der spätesten Nachkommenschaft die allergrößte Achtung, obgleich die Fürsten und Herren seiner Zeit wohl Ursach gehabt hatten, mit ihren Lobsprüchen rathsamer zu Werke zu gehen, da seine Absicht nicht weniger war, als sie nach und nach von der Krone ganz abhängig zu machen. Allein, die Vorsicht, mit welcher er seinen Plan ausführte, machte, daß ihn kein Mensch durchschauen konnte, und die Liebe und Anhängigkeit für ihn sich täglich mehrete.

Sein größtes Augenmerk richtete er darauf, sich die Zuneigung des Kriegsheers zu verschaffen, indem er ihnen nicht allein die Vorrechte, die ihnen von ihren Vorfahren her zukamen, bestätigte; sondern ihnen noch verschiedene neue Freyheiten ertheilte. Er wußte sehr gut, daß, wenn er den bewaffneten Theil der Nation auf seiner Seite

hätte, es nicht schwer fallen würde, die übrigen ganz seinem Willen gemäß zu beherrschen. Auch dieser Plan gelang ihm nach seinen Wünschen, zumahl, da er bey allen Gelegenheiten zu zeigen suchte, was er unternähme, geschähe nur allein um das Beste des deutschen Reichs zu befördern.

Nachdem Konrad sich zu Achen die Verfassung des Reichs bekannt gemacht, die hie und da eingeschlichene Mißbräuche wieder abgeschafft, und alles, so viel in seinen Kräften stand in Ordnung gebracht, reisete er nach Lüttich. Auf dieser Reise besuchte er alle am Rhein, der Maas und der Mosel gelegene Städte, deren Gerechtsame und Freyheiten er untersuchte und bestätigte, um auch sie zu Augenzeugen seiner Gerechtigkeitsliebe zu machen. Endlich ganz gegen das Ende dieses Jahres begab er sich nach Sachsen, um zu Minden das Weihnachtsfest mit der damals gewöhnlichen Pracht zu feyern.

Kaum war das Fest 1025. beendiget, als der immerthätige Geist Konrads sich auch schon wieder mit Regierungssorgen beschäfftigte. Er berief alle sächsische Bischöffe und Herren zu sammeln; untersuchte mit ihnen gemeinschaftlich den Zustand des Landes, und nach den nöthigen Maasregeln die Ruhe desselben fernerhin zu erhalten. Bey dieser Untersuchung fand Konrad die alten Sächsischen Gesetze in Vergleichung mit den andern deutschen Gesetzen ungemein hart und strenge. Er war erbötig, sie zu mildern, und sie ganz denen andern des deutschen Reichs gemäß einzurichten. Allein die ganze Nation bat auf das flehentlichste, sie bey ihren alten Gesetzen und Gewohnheiten zu lassen. Diese Bitte konnte Konrad ihnen wohl gewähren, ohne sich etwas von seiner Macht zu vergeben, weswegen er selbige auf ihr Verlangen bestätigte. Zugleich berief er die Slaven, welche an Sachsen gränzeten, mit zu dieser Versammlung. Sie waren unter Kaiser Heinrich I. bezwungen und dem deutschen Reiche zinnsbar gemacht worden. Seit dieser Zeit blieben sie stets von dem deutschen Reiche abhängig, ob sie gleich verschiedene Versuche mach-

ten, das für sie drückende Joch abzuschütteln, und unter Kaiser Otto II. sich förmlich empörten. Die Macht der damaligen Deutschen hielt sie ab, einen neuen Versuch zu wagen; weswegen sie mit der größten Bereitwilligkeit auf den Befehl Konrads erschienen; ihm ohne die mindeste Weigerung den Eid der Treue leisteten, und zugleich den dem Reiche schuldigen jährlichen Tribut überreichten.

Konrad freuete sich von ganzem Herzen, daß alles nach seinen Wünschen ging, und ihm nirgends die mindesten Hindernisse in den Weg gelegt wurden, wodurch seine Absichten hätten können vereitelt werden. Er setzte seine Reise durch das Reich weiter fort, und kam glücklich in Magdeburg an, nachdem er alle Städte, die ihm von seinem Wege nicht zu sehr entfernt lagen, mit besucht. In Magdeburg baten ihn die Kaufleute um Bestätigung ihrer Freyheiten, welche ihnen schon im Jahre 972 von Kaiser Otto I. bewilliget worden. Konrad bewilligte ihnen ihre Bitte ohne Anstand zu nehmen, weil er schon von dem Rechte, welches die Kaufleute hatten, sie an ihm zu thun, überzeugt war. Zugleich ließ er noch eine neue Urkunde ausfertigen, vermittelst welcher einem jeden auf das strengste anbefohlen wurde, die Magdeburgischen Kaufleute bey ihrem Handel nicht zu beunruhigen; vielmehr sollten sie von allen Abgaben zu Wasser und zu Lande befreyet seyn; nur allein die Städte Mainz, Cöln und Bardewick, sollten das Recht haben, auch in Zukunft dergleichen zu verlangen, weil ihnen seit langen Zeiten selbiges zustünde, und er nicht auf Kosten der einen Stadt, die Freyheiten der andern erweitern wollte; jedoch untersagte er dabey auf das schärfste, die Abgaben unter keinem Vorwande zu vermehren. Im Ganzen schien er überhaupt sehr von dem Nutzen, welchen der Handel für ein Land hätte, überzeugt zu seyn; wenigstens suchte er seine Unterthanen dazu aufzumuntern, indem er sie auf alle mögliche Weise dabey unterstützte, und ihnen die Mittel, ihn bequem zu treiben, erleichterte. So untersagte er zum Beyspiel bey Strafe der Reichsacht, die Brücken und Landstraßen, auf welchen die

Kaufmannswaaren fortgebracht wurden, eingehen zu lassen, oder gar selbige muthwillig zu verderben.

Nachdem Konrad den größten Theil der Städte in Sachsen und Westphalen bereiset, ihre Gerechtsamen persönlich untersuchet, alle, die er gegründet gefunden, bestätiget, die eingeschlichenen Mißbräuche aber abgeschafft, ging er nach Thüringen. Hier hielt er sich ebenfalls nicht länger auf, als er Zeit brauchte, die Geschäffte des Landes in gehörige Ordnung zu bringen. Alsdenn begab er sich nach der Lausitz, um die Gränzstädte gegen Polen in Augenschein zu nehmen, und sie in gehörigen Vertheidigungszustand zu setzen, wenn es dem Herzoge Boleslaw etwan einfallen sollte, eine Unternehmung gegen die Deutschen zu wagen.

Unter diesen Beschäfftigungen verstrich dem Könige Konrad die Zeit bis zum Osterfeste, welches er zu Regensburg feyern wollte. Um dahin zu kommen, reisete er durch Bayern und Kärnthen, und auch hier hinterließ er überall Spuren seiner weisen Regierung; besonders machte er sich die Bayern sehr zu Freunden, deren Freundschaft für ihn in der Folge von sehr wesentlichem Nutzen war.

Die vornehmste Absicht aber, weswegen Konrad diese Reise unternommen, war: sich in dem ganzen deutschen Reiche als Oberhaupt sehen zu lassen; zugleich die innere Ruhe des Reichs durch kluge Gesetze zu befestigen, und sein Ansehn zu vermehren. Diesen Zweck erreichte er vollkommen; denn durch sein Betragen auf diesem ganzen Wege, indem er unaufhörlich bemüht war, jeden in seinem Eigenthume und in seinen Gerechtsamen zu schützen, alle eingeschlichene Mißbräuche abzuschaffen, die öffentliche Sicherheit zu vermehren, denen damals häufigen Räubereyen Einhalt zu thun, und strenge Gesetze wider die Stöhrer der Ruhe im Staate nicht allein zu geben, sondern sie auch auszuüben, verschaffte ihm täglich mehr die Liebe der Nation. Am Ende kam es so weit, daß der größte Theil derselben ihn mit beynahe göttlicher Ehrfurcht verehrten, und er überall, wo er sich nur blicken ließ, mit lautem Jubel aufgenommen wurde. Nur einige wenige, die nicht ganz nach

ihrem eigenen Willen schalten und walten konnten, wie sie wollten, waren mit ihm unzufrieden, und fingen sehr bald an den Saamen der Uneinigkeit auszustreuen; welchen Konrad vermöge seiner Vorsicht gleich in den ersten Aufkeimen wieder zu ersticken wußte. Doch von allem diesen soll ausführlich an seinem Orte geredet werden.

Fünftes Kapitel.

Empörungen in Italien. — Die Stände wollen nicht mehr dem Könige der Deutschen untergeordnet seyn. — Sie tragen die Lombartische Krone dem Könige von Frankreich, und weil dieser sie ausschlägt, dem Grafen von Poitou an. — Die Geistlichkeit bleibt dem Könige Konrad ergeben, schickt eine Gesandtschaft an ihn, die ihn für den Regenten anerkennt, und bittet, schleunig nach Italien zu kommen.

Indessen Konrad beschäfftiget war, die Ruhe in Deutschland zu erhalten, fing es in Italien an desto unruhiger zu werden. Denn nach dem Tode Kaiser Heinrichs waren überall, wie nach dem Tode eines jeden Kaisers gewöhnlich neue Unruhen entstanden. Noch immer ertrugen die Italiener den Gedanken, dem deutschen Reiche unterthänig zu seyn, nur mit dem größten Widerwillen; die meisten Lombartischen Großen freueten sich der Glückseligkeit, wieder keinen König zu haben. Sie glaubten nie eine bessere Gelegenheit als die gegenwärtige finden zu können, sich von Deutschland unabhängig zu machen. Sie gaben vor, sie hätten nur von denen Kaisern aus dem Stamme des Hauses Sachsen abgehangen; weil aber dieser Stamm mit Heinrich II erloschen, wären sie wieder frey worden, und es stände bey ihnen, sich ein Oberhaupt ganz nach eigner Willkühr zu wählen. Jedoch waren die Meinungen in Italien selbst über diesen Punkt sehr verschieden, und es entstanden zwey ziemlich gleich mächtige Partheyen.

Die eine bestand aus denen meisten Bischöffen und geistlichen Herren, welche an ihrer Spitze den Erzbischoff Herbert von Mailand hatten. Diese wünschten den König der Deutschen auch zu ihrem Oberhaupte zu haben, weil sie wußten, in welchem Ansehn die Geistlichen bey denen Deutschen im allgemeinen standen. Sie glaubten dahero die Freyheiten und Gerechtigkeiten, die sie unter der Regierung der Deutschen für sich und ihre Kirchen erhalten, am sichersten behaupten zu können, wenn sie wieder mit den Deutschen einverstanden blieben.

Die andere Parthey bestand hingegen aus denen meisten weltlichen Herren des Lombartischen Reiches. An ihrer Spitze war der Markgraf Adelbert von Ateste, und Markgraf Manfred von Susa. Diese setzten sich der Wahl des Königs der Deutschen aus allen Kräften entgegen; viel lieber wollten sie von der Gelegenheit Nutzen ziehen, sich ganz unabhängig zu machen, oder würden ja die Umstände sie nöthigen, wieder einen König zu wählen, so wollten sie lieber suchen einen Herrn aus Frankreich auf ihren Thron zu bringen. Dieses war ihnen auch nicht zu verdenken: denn sie sahen voraus, da man in Deutschland die Bischöffe dermaßen achtete, daß alle ihre Wünsche als Befehle betrachtet wurden, es nun auf ihren Willen ankommen würde, im Fall, daß sich Italien mit Deutschland wieder vereinigte, ihre Macht nach ihrer eigenen Willkühr zu erweitern, und die weltlichen Herrn ganz zu unterdrücken. In Frankreich hingegen war das Ansehn der Geistlichen ungleich mehr gesunken, und man fing schon an sich ihrer zu weit ausdehnenden Macht zu widersetzen. Ganz natürlich war es also, daß die ersteren für Deutschland, die letzteren hingegen für Frankreich gestimmt waren.

Unter allen, die wider die Wahl Konrads gestimmt, zeichneten sich die Einwohner von Pavia besonders aus: indem sie ihren Widerwillen gegen die Deutschen sichtbar blicken ließen. Kaum war die Nachricht von dem Tode Kaiser Heinrichs nach Italien gekommen, so suchten sie auch sogleich ihre Freude, keinen König zu haben, recht

lebhaft an den Tag zu legen. Sie glaubten im ersten Taumel der Freude nie wieder unter die Herrschaft der Deutschen zu kommen, und nie wieder genöthiget zu werden, ihre Stadt zum Sitz eines Königs einräumen zu müssen. Aus dieser Ursache rotteten sie sich zusammen, und fielen über den aten Pallast her, welcher noch von Theodorich dem Großen erbauet, und von Otto III. sehr verschönert worden; diesen rißen sie von Grund aus nieder, daß kein Stein auf dem andern blieb. Von dem Augenblick an, als Konrad von diesen Ausschweifungen der Einwohner von Pavia Nachricht erhielt, faßte er den Entschluß diesen Empörern seine Rache besonders fühlen zu lassen. Hätten sie ihn nur persönlich beleidiget, würde er ihnen sehr gern vergeben haben; allein daß sie sich an einem Eigenthume des Reichs vergriffen, als welches er den Palast, den sie zerstöret, betrachtete, dieses heischte seiner Meinung nach nachdrückliche Rache.

Indessen gab sich der Erzbischoff von Mailand alle mögliche Mühe, die Ruhe in Italien zu erhalten. Er suchte die geistlichen und die weltlichen Herren zu vereinigen, und sie zu überreden, den König Konrad eben so wie seine Vorfahren aus dem Hause Sachsen für ihr gemeinschaftliches Oberhaupt anzuerkennen. Er stellte ihnen auf das lebhafteste vor, was es vor nachtheilige Folgen für sie haben würde, wenn sie durch ihre Widerspennstigkeit die Deutschen nöthigten, sie mit gewaffneter Hand wieder zum Gehorsam zu verweisen, da sie doch nicht mächtig genug wären, sich in ihrer Unabhängigkeit zu erhalten; jeder andere aber, unter dessen Schutz sie sich begäbe, auf alle Fälle denen unüberwindlichen Deutschen würde weichen müssen. Alsdann gäben sie denen Deutschen selbst das Recht in die Hände, sie nach eigener Willkühr zu behandeln, wenn sie Italien als eine eroberte Provinz betrachten könnten; dahingegen es ihnen allezeit frey stände, gewisse Bedingungen fest zu setzen, wodurch die Macht des Königs eingeschränket würde, wenn sie ihm aus freyen Willen die Regierung übertrügen. Allein alle diese Vorstellungen waren

ohne Erfolg, und seine Bemühung, seine Landsleute zu vereinigen, war vergebens. Ganz war es denen weltlichen Herren nicht zu verdenken, daß sie ihrer Meinung treu blieben; nur hätten sie erst überlegen sollen: ob es auch möglich wäre, ihren Plan auszuführen. Vor der Hand verleitete sie aber nur die Furcht vor dem geistlichen Stand sich der Wahl Konrads zu widersetzen, ohne daß sie an die Folgen dachten, welche diese Widerspenstigkeit für sie haben könnte. Sie waren schon zu sehr gewohnt, daß die Geistlichen gern ihre Freyheiten mißbrauchten, und befürchteten die Liebe Konrads für diesen Stand möchte sehr üble Folgen für sie haben. Aus dieser Ursache beharrten sie auf ihren einmal gefaßten Vorsatz sich von dem deutschen Reiche ganz unabhängig zu machen, oder viel lieber ganz zu Grunde zu gehen.

Nach und nach, nachdem das erste Feuer verrauchet, sahen sie nun freylich ein, daß es ihnen unmöglich werden würde, die Unabhängigkeit, in welcher sie sich glücklich wähneten, zu behaupten. Sie fühlten die Nothwendigkeit, einen allgemeinen Anführer zu haben, dem sie gehorchen müßten, und der sie mit seiner eignen Macht zu unterstützen fähig, vollkommen. Denn alle zu vereinigen war keine Möglichkeit, da keiner unter den Befehlen des andern stehen wollte, und einzeln konnte sie jeder bezwingen, wer nur Lust hatte. Deswegen beschlossen die vernünftigsten, sich einen König zu wählen, der mächtig genung, sowohl die Widerspennstigen zu züchtigen, als auch denen äussern Feinden Widerstand zu leisten. Nach langen Berathschlagungen fiel ihre Wahl auf den König Robert von Frankreich, oder wenn er die Lombartische Krone ausschlagen sollte, auf seinen Sohn, Hugo. Diesem ließen sie förmlich die Krone antragen, weil er zu der damaligen Zeit noch der einzige war, der den Deutschen die Spitze bieten konnte; denn sie erwarteten gewiß, daß Konrad nicht so gelassen zusehen würde, wenn man einem andern als ihm die Lombartische Krone aufsetzte; überdieß wußten sie auch, wie wenig Robert denen Geistlichen gewogen war,

daß sie also auch von dieser Seite nicht so viel, als bey Konraden zu befürchten.

Einige der Vornehmsten gingen nun wirklich nach Frankreich, um dem Könige die Regierung des Lombartischen Reichs zu übertragen. Sie glaubten, Robert würde sie mit offnen Armen empfangen, und sich wegen des unerwarteten Glücks über alle Maaßen freuen. Allein, sie betrogen sich dießmal sehr in ihrer Erwartung. Zwar hatte der Gedanke, noch eine Krone ohne die mindesten Schwierigkeiten zu erlangen, unendlich viel Anziehendes für Roberten. Jedoch war er zu vorsichtig, das angetragene Glück geradezu anzunehmen, ohne sich vorhero mit seinen Räthen zu berathschlagen, und die Folgen reichlich zu erwägen, die es für sein Reich haben könnte. Seine Räthe waren froh, daß ihr Herr sich zu keinem unüberlegten Schritt verleiten lassen, welcher die traurigsten Folgen für das ganze Land würde gehabt haben. Sie nahmen deswegen keinen Anstand ihm die Gefahren vor Augen zu stellen, in welche er sich durch die Annahme der Krone stürzen würde; indem er sie auf alle Fälle mit den Waffen in der Hand gegen die Deutschen würde behaupten müssen. Er kenne die Macht und die Tapferkeit der deutschen Nation, wisse also, wie gefährlich es wäre, sich muthwillig ihre Feindschaft auf den Hals zu ziehen, und sich in einen gefährlichen Krieg zu verwickeln, dessen Ausgang gar nicht vorherzusehen wäre. Ueberdieß kenne er auch die Italiener, und wisse, wie veränderlich sie wären; wie sehr wäre es ihrem Charakter nicht angemessen, daß sie, wenn der Krieg mit denen Deutschen sie einen unglücklichen Ausgang befürchten ließ, ihn von freyen Stücken verließen, und sich selbst auf die Seite seiner Feinde wendeten. Kein Mensch könne sich auf die Treue und Beständigkeit der Italiener verlassen, da die Geschichte lehrete, daß sie sich fast immer wider ihren Landesherren empöret, wenn er nicht ihren Wünschen gemäß gehandelt; dieses alles wäre um so viel wahrscheinlicher, da jetzo schon ein sehr ansehnlicher Theil von ihnen die günstigsten Gesinnungen für Konraden

hegete; diese würden sich gewiß alle mögliche Mühe geben, ihre Landsleute mit auf ihre Seite zu ziehen. Am Ende wär es möglich, daß er gar auf eine schimpfliche Art aus Italien wieder verjaget würde, und keinen andern Nuzzen von der ihm zugedachten Ehre hätte, als sein Königreich erschöpft, und sich den Spott und die Verachtung der ganzen Welt freywillig zugezogen zu haben. Denn von denen Italienern in der Noth verlassen, könnte er leicht sein eigenthümtliches Königreich verlieren, anstatt eine neue Krone zu erhalten.

Robert sahe vollkommen die Wahrheit dieser Vorstellungen ein. Er fühlte lebhaft, wie nachtheilig es für ihn und sein Reich werden könnte, wenn er sich in fremde Händel, deren Ausgang noch ungewiß, mischen wollte. Deswegen war sein Entschluß bald gefaßt. Er bedankte sich bey denen Abgeordneten der Italiener für die ihm zugedachte Ehre. Dabey sagte er ihnen mit der größten Bescheidenheit: verschiedene wichtige Umstände verhinderten ihn, sowohl für sich, als auch für seinen Sohn des Glücks theilhaftig zu werden, die Lombartische Krone annehmen zu können.

Nachdem sie auf diese Weise ganz wider ihr Erwarten von dem Könige von Frankreich waren abgefertiget worden, verlangten sie neue Verhaltungsbefehle aus ihrem Vaterlande. Diese kamen sehr bald an, und ihnen zufolge mußten sich die Gesandten zu Wilhelmen mit dem Zunamen des Großen, Grafen von Poitou und Herzog von Aquitanien begeben. Er schien denen Italienern, sowohl wegen seiner Tapferkeit und Klugheit, als auch wegen seiner Macht vor allen andern die Königswürde zu verdienen.

Die Abgesandten, welche sich nicht gern einer zweiten abschläglichen Antwort aussetzen wollten, suchten alles mögliche hervor, dem Herzog ihren Antrag recht angenehm zu machen. Sie mahlten ihm mit den lebhaftesten Farben das Glück, welches die Italienische Nation ihm zugedacht, um ihn zu überreden, die Lombartische Krone anzunehmen.

Für den ehrgeizigen Herzog Wilhelm war der Gedanke eine Krone zu tragen, zu schmeichelhaft, um sie geradezu ausschlagen zu können; jedoch war er zu klug, sie sogleich anzunehmen, ohne sich vorhero vor alle nachtheiligen Folgen sicher zu stellen. Vorzüglich trauete er der Veränderlichkeit der Italiener nicht recht. Er erzeigte indessen denen Gesandten alle mögliche Ehrenbezeugungen, und versicherte ihnen: er würde keinen Augenblick Anstand nehmen, ihren Wunsch zu erfüllen, wenn sie ihm nur die einstimmige Einwilligung aller Stände Italiens zu verschaffen wüßten.

Herzog Wilhelm besaß Muth genug, sich in die verwickelten Italienischen Angelegenheiten einzulassen; nur fehlte es ihm an hinlänglichen Kräften, sich allein auf dem Throne zu erhalten, wenn er nicht von einer auswärtigen Macht unterstützt würde. Vor allen andern Dingen suchte er sich nun diesen Beystand zu verschaffen. Er wendete sich an den Grafen Fulco von Anjou, welchen er ersuchte, sich für ihn bey dem König Robert von Frankreich zu verwenden, und ihm dessen Beystand zu vermitteln. Graf Fulco war gleich bereit, sich zu diesem Geschäffte brauchen zu lassen, und alle seine Kräfte aufzubieten, Wilhelmen die Freundschaft Roberts zu verschaffen. Er meldete dem König von Frankreich, die Italiener hätten eine Gesandtschaft an Wilhelmen abgeschickt und ihm die Regierung des Lombartischen Reichs antragen lassen. Der Herzog sey entschlossen, die Bitte der Italiener zu erfüllen, weil er wußte, daß er, (nehmlich der König von Frankreich) selbige weder für sich noch für seinen Sohn anzunehmen gesonnen, sondern vielmehr sie ausdrücklich ausgeschlagen. Allein er fühle sich viel zu schwach, sich ohne fremde Unterstützung in deren Besitz zu erhalten, weil er voraussehen könnte, daß man ihm denselben sehr streitig machen würde; aus dieser Ursache ließ er ihn um seinen Beystand ersuchen. Zugleich meldete der Graf Fulco dem Könige, er wüßte kein besseres Mittel, die Angelegenheiten des Herzogs Wilhelm zu unterstützen, als wenn er den Herzog Friedrich von Lothringen und einige andere, die mit dem Könige Konrad

nicht im besten Vernehmen stünden, zu bereden suchte, sich förmlich wider ihn aufzulehnen. Denn wenn diese die Aufmerksamkeit und die Gegenwart Konrads in Deutschland zu erhalten wüßten, so bekäme der Herzog indessen Zeit sich seiner Herrschaft in Italien ungestöhrt zu versichern. Damit aber dieses alles leichter zu Stande zu bringen wäre, ließ der Herzog dem Könige eine ansehnliche Summe Golds anbieten *).

Der König Robert willigte sehr gern in das wider den König Konrad geschmiedete Bündniß ein, zumal, da ein anderer die Kosten dazu hergab, und ihm also nichts weiter dabey zu thun übrig blieb, als das schon glimmende Feuer zur hellen Flamme anzublasen. Dieses war eine Arbeit, die ganz seinen Wünschen entsprach, weil ihm selbst bange war, Konrad möchte zu mächtig und wahrscheinlich seinem Reiche höchst gefährlich werden, wenn er gar zu lange in seinem neuen Reiche stille sitzen, und seine Kräfte recht sammeln könnte. Der Plan mit denen Lothringischen Herren schien ihm sehr leicht ausführbar, da er wußte, wie unzufrieden sie mit der Wahl des Saliers waren, und um wie viel lieber sie seinen Vetter, Konrad den Jüngern auf den deutschen Thron gesehen. Auch kam die ganze Verschwörung sehr bald zu Stande, die sehr gefährlich für den König Konrad hätte werden können, wenn er nicht in Zeiten seine klugen Maasregeln dagegen zu nehmen gewußt.

Friedrich, Herzog von Ober-Lothringen war der erste, welcher der Verbindung mit dem Könige von Frankreich beytrat, und seinem Beyspiele folgte unverzüglich Gothalo, Herzog von Nieder-Lothringen. Mit diesen beiden verbanden sich noch Ernst, Herzog von Schwaben, und verschiedene andere der Mächtigsten des deutschen Reichs. Selbst Konrad, der Jüngere, Herzog von Franken, ver-

*) Verschiedene ältere Geschichtschreiber, als z. B. Siegbertus Gemblacensis und der Verfasser des Chron. Australe setzen diese Begebenheiten ein Jahr später hinaus, nehmlich auf das Jahr 1026.

gas sein dem Könige freywillig gegebenes Versprechen, nie etwas gegen ihn zu unternehmen, und trat der Verschwörung mit bey. Der Gedanke, doch noch vielleicht die deutsche Krone für sich zu erlangen, war ihm zu schmeichelhaft, als daß er sich nicht hätte sollen bereden lassen, wortbrüchig zu werden; zumal, da sie alle insgesamt es ihm so leicht als möglich vorzustellen suchten. Denn ihre gemeinschaftliche Absicht war nicht sowohl, das Vorhaben des Herzogs von Aquitanien zu unterstützen, als vielmehr den König Konrad vom Throne zu stoßen, und seinen jüngern Vetter darauf zu setzen. Vorzüglich wendete Herzog Friedrich alle seine Kräfte an, diesen Plan auszuführen; denn er hatte indessen die Mutter Konrad des Jüngern geehlichet, und glaubte, es sey ihm nicht zu verdenken, daß er seinem Stiefsohn diese Ehre zu verschaffen suchte.

Während diese Herren in Deutschland alle nur ersinnliche Anstalten trafen, ihr Vorhaben durchzusetzen; war Herzog Wilhelm in Italien nichts weniger als müßig. Er suchte sich im Lombartischen Reiche einen starken Anhang zu verschaffen, und seine Parthey so viel als möglich zu vergrößern. Um dieses zu bewerkstelligen, wendete er sich an den Bischoff von Vercelli. Dieser stand bey der Nation im großen Ansehn, und war von jeher der Freund des Herzogs gewesen, und auch bey der gegenwärtigen Begebenheit konnte man ihn als die Hauptursache betrachten, daß die Wahl Wilhelmen getroffen. Der Herzog bat ihn, sich auch ferner für ihn zu verwenden, und versprach sich in der Folge auf alle mögliche Art dankbar zu erweisen, wenn sein Wunsch erfüllt werden würde. Damit er aber seine Angelegenheit mit mehrerem Eifer betreiben könnte, beschloß er selbst über die Alpen zu gehen, um wo möglich, sogleich mit gewaffneter Hand Besitz von Italien zu nehmen. Er versammelte mit der größten Geschwindigkeit alle seine Kriegsvölker, welche er in zwey gleiche Theile abtheilete. Mit dem einen Theil machte er sich augenblicklich auf den Weg, um die Italiener ganz unvermuthet zu überraschen. Den andern hingegen ließ er noch unter der An-

führung seines Sohnes zurücke; jedoch hinterließ er ihm den Befehl, daß er ihm in einiger Zeit folgen sollte.

Während der Zeit Adelbert nnd Manfred alle mögliche Mühe anwendeten, das Lombartische Reich von Deutschland ganz unabhängig zu machen; sahe der Erzbischof Heribert benebst seinem nicht minder beträchtlichen Anhange voraus, daß jene am Ende den Kürzern ziehen würden. Um nun bey dem Ausgang der Sache nicht mit ihnen in eine Klasse geworfen zu werden, suchten sie sich in Zeiten um die Freundschaft Konrads zu bewerben. Denn sie erwarteten gewiß, daß Konrad die Empörer auf eine nachdrückliche Art wegen ihres Ungehorsams züchtigen würde. Um also Konraden von denen guten Gesinnungen, welche der größte Theil der Geistlichkeit für ihn hegete, zu überführen, begab sich der Erzbischof Heribert nebst verschiedenen von ihnen selbst nach Costnitz, wo Konrad sich aufhielt, um das Pfingstfest zu feyern. Sie trugen ihm sogleich die Oberherrschaft über Italien an, und waren bereit, ihm den Eid der Treue unverzüglich zu leisten.

Zugleich stellte Heribert Konraden die Gefahr vor, in der das ganze Lombartische Reich schwebete. Wilhelm wäre schon mit einem ansehnlichen Kriegsheere im Anzuge, um sich den Besitz desselben zu versichern, und die Provinzen, die sich ihm nicht freywillig unterwerfen würden, mit den Waffen in der Hand zu nöthigen, ihn für ihren Oberherrn anzuerkennen. Ueberdieß machten auch noch die innern Mißhelligkeiten, daß die Nation sich selbst schwächte, und ihrem Untergange nahe käme. Aus allen diesen Ursachen möchte er doch mit einem Theile seines Heeres zu ihnen kommen, um wo möglich, die Unruhen zu dämpfen, ehe der Schaden unheilbar würde. Vorzüglich möchte er sich angelegen seyn lassen, denenjenigen, die ihm treu geblieben, zu Hülfe zu eilen, damit nicht die Unruhen, welche ganz Italien durch den Einfall des Herzogs von Aquitanien bedroheten, sie zu Grunde richteten, und sie am Ende noch genöthiget würden, sich den Mächtigern zu unterwerfen.

Sechstes Kapitel.

Nöthige Geschäffte halten Konraden ab, die Bitten der Italiener sogleich zu erfüllen. — Wilhelm muß sich aber doch aus Italien zurück ziehen; auch mißglückt der Anschlag Roberts. — Konrad geht nach Burgund, und bringt es theils durch Güte, theils durch Gewalt so weit, daß ihn Rudolf zu seinem Nachfoger bestimmt; er geht nach Augsburg, wo er den Winter bleibt, und Ernsten sein Vergehen vergiebt.

Konrad sahe alles, was der Erzbischof und dessen Begleiter ihm vorstellten, vollkommen ein. Allein, vor der Hand hatte er noch sehr wichtige Geschäffte in Deutschland zu besorgen, die seine Gegenwart heischeten; indem man ihm die Erbfolge in dem Burgundischen Reiche streitig machen wollte. Um sich wegen dieser festzusetzen, mußte er die Erfüllung der Bitte der Italiener aufschieben, so leid es ihm auch war, ihr sehr billiges Gesuch nicht unmittelbar erfüllen zu können. Er dankte indessen dem Erzbischof Heribert von Mayland und allen mit ihm angekommenen Abgeordneten, für die dem deutschen Reiche bisher bewiesene Ergebenheit, ermahnte sie zu fernerer Treue, und rieth ihnen, wo möglich, einige von den Mächtigsten der andern Parthey, durch Ueberredung auf ihre Seite zu bringen. Zugleich bat er sie insgesamt, sie sollten indessen nur ganz ruhig seyn und sich nicht ohne Noth fürchten; da ihr Anhang mächtig genug wäre, ihren Widersachern wenigstens eine Zeitlang die Spitze zu bieten, daß sie sich nicht gleich zu ergeben brauchten. So bald die Angelegenheiten des deutschen Reichs es ihm nur einigermaßen erlaubten, würde er unverzüglich selbst zu ihnen kommen, und die Widerspenstigen schon zu ihren Pflichten zurück zu bringen wissen.

Nachdem Konrad denen Abgeordneten diese Erklärung bekannt gemacht, überhäufte er sie mit Beweisen seiner Ach-

tung und Erkenntlichkeit, daß sie sich nicht mit verführen lassen. Er machte ihnen und besonders dem Erzbischof verschiedene ansehnliche Geschenke, welchen letzteren er noch außerdem mit dem Bisthum Lodi belehnte, daß er es ganz nach seinem eignen Willen in der Folge geben konnte, wem er wollte; und entließ sie mit dem Auftrag, ihren Landesleuten seine Gesinnungen bekannt zu machen.

Die ganze Gesandtschaft war so wohl mit der Aufnahme, die sie vom Konrad erhalten, als auch mit der Erklärung, die er ihnen gegeben, vollkommen zufrieden. Sie eilten sobald als möglich, wieder in ihr Vaterland zu kommen, um denen, von welchen sie abgeschickt worden, die Gesinnungen Konrads bekannt zu machen. Mit lautem Jubel wurden sie empfangen, und kaum hatten sie die Aeußerungen Konrads vernommen, als sie sich auch schon angelegen seyn ließen, die nöthigen Maaßregeln zu treffen, dessen Willen zu erfüllen. Auch brachte es der Erzbischof durch seinen unermüdeten Eifer, denen Empörern den Nachtheil zu zeigen, den es für sie haben würde, sich die Deutschen zu Feinden zu machen, so weit, daß viele von denen Mächtigsten, die erst den meisten Eifer für den Herzog von Aquitanien bewiesen, von dem wider Konraden gemachten Bündnisse zurücktraten, und sich für die Deutschen erklärten. Mit einem Wort, die ganzen Sachen in Italien bekamen ein ander Ansehn, so bald Herbert aus Deutschland wieder zurückkam, und dem Willen Konrads gemäß handelte.

Selbst die Einwohner von Pavia sahen ihr Unrecht ein, und wollten nun auch wieder zu Kreutze kriechen. Sie mochten vermuthen, daß es nicht das beste Ende mit denen Empörern nehmen würde, weil verschiedene von freyen Stücken ihre Gesinnungen änderten. Also wollten auch sie nicht abwarten, bis man sie nöthigen würde, sich für die Deutschen zu erklären. Sie schickten deswegen auch von freyen Stücken eine besondere Gesandtschaft an den König Konrad, welche den Auftrag hatte, ihm die Oberherrschaft über die Stadt anzutragen, und ihre begangenen Ausschweifungen zu entschuldigen. Die Gesandten suchten das Ver-

gehen ihrer Mitbürger auf das Schönste zu bemänteln; indem sie vorgaben, sie hätten sich ja weder gegen ihn, noch gegen irgend einen Kaiser empöret, als sie den Palast zerstöhret. Den verstorbenen Kaiser hätten sie bis zu seinem Tode verehret, und stets wären sie ihm mit unverbrüchlicher Treue ergeben geblieben. Man könne sie nie mit Recht beschuldigen, daß sie den Palast ihres Königs zerstöhret; denn zu der Zeit, als sie diese Ausschweifung, welche sie gar nicht vertheidigen wollten, begangen, sey ja der Kaiser schon verstorben gewesen, und sie hätten sich ganz ohne Oberhaupt befunden. Ueberdieß wäre es auch nur eine Ausschweifung des Pöbels gewesen, und sie glaubten, die Gerechtigkeitsliebe des Königs zu genau zu kennen, um nicht gewiß hoffen zu dürfen, daß er es nicht die ganze Stadt würde entgelten lassen.

Allein Konrad empfing diese Abgeordneten ganz anders, als den Bischof Heribert, und als sie selbst mochten erwartet haben. Er kannte die Neigung der Pavesaner zu Empörungen zu genau, um ihren Worten Glauben beyzumessen. Ueberdieß war ihm der Aufstand, der gegen seinen Vorfahren Kaiser Heinrich II. im Jahre 1005 entstanden, wo sie es gewagt, ihn in dem nehmlichen Palaste mit gewaffneter Hand anzugreifen, bey ihm noch in zu frischen Andenken, um nicht gegen sie aufgebracht zu seyn. Gleich bey dem Antritt seiner Regierung hatte er beschlossen, die Pavesaner bey der ersten günstigen Gelegenheit nachdrücklich zu züchtigen, und sich ihnen auf eine Art zu zeigen, die ihnen alle Lust, sich in Zukunft gegen ihn aufzulehnen, benehmen sollte. Diese war nun gekommen, und entschlossen seinen Vorsatz auszuführen, machte er ihnen seinen Entschluß ganz kurz bekannt. „Ich weiß recht gut, „sagte er er zu denen Gesandten, welche die Pavesaner abgeschickt, ihm die Oberherrschaft anzutragen,“ „daß ihr „den Palast eures Königs nicht vernichtet, weil ihr zu der„selben Zeit keinen gehabt: aber ein königliches Gebäude „zerstöret zu haben, könnet ihr doch unmöglich läugnen. „Wenn nun auch der König gestorben war, so blieb doch

„das Reich, und diesem waret ihr unterworfen, diesem ge„hörten auch die Gebäude, die also durch den Tod des Kai„sers nichts weniger als euer Eigenthum wurden. Als Zer„stöhrer des Eigenthums eines andern, und als Empörer „gegen den Staat, habt ihr euch gegen das ganze deutsche „Reich auf eine gröbliche Art vergangen, welches euch „auch dafür zu züchtigen wissen wird. Indessen will ich „doch noch dießmal Gnade vor Recht ergehen lassen, wenn „ihr versprecht, den zerstörten Palast auf dem nehmlichen „Platze, und wie er vorhero beschaffen gewesen, wieder her„zustellen. "

Diese kurze, aber nachdrückliche Antwort, erfüllte die Abgeordneten der Stadt Pavia mit Furcht und Schrecken; allein sie war dem ungeachtet nicht fähig, ihren Starrsinn ganz zu beugen. Sie versprachen zwar den Palast außerhalb der Mauern der Stadt wieder aufzubauen, wie er vorher gewesen, allein Konrad bestand darauf, er sollte wieder auf dennehmlichen Platz kommen, wo er vorhero gewesen. Dieses verweigerten sie standhaft; wobey sie erklärten, viel lieber alles Unglück über sich ergehen zu lassen, als auch in diesem Stücke nachzugeben. Voller Unwillen über ihre Halsstarrigkeit, entließ sie Konrad, mit dem festen Vorsatz, sie, sobald es seine Geschäfte nur erlauben würden, gewiß auf eine recht empfindliche Art dafür zu bestrafen. Die Abgeordneten waren nicht weniger mißvergnügt, daß der Ausgang ihres Unternehmens so wenig ihren Wünschen entsprach. Sie kehrten äußerst unzufrieden in ihre Heymath zurück, wo sie sich leicht vorstellen konnten, daß sie nicht mit den freundlichsten Gesichtern würden empfangen werden. Indessen suchten sich die Pavesaner aber so viel als möglich zu rächen, indem sie so sehr sie konnten, den Geist der Empörung zu verbreiten suchten. Wie wenig sie aber ausrichteten, werden wir bald aus dem fernern Verfolg der Geschichte sehen. Denn Heribert überzeugte die meisten von denen, die erst von ganzer Seele den Herzog Wilhelm unterstützten, wie unrecht sie handelten, gegen

Konraden, der sich so sehr angelegen seyn ließ, das Beste eines jeden zu befördern, eingenommen zu seyn. Zugleich stellte er ihnen vor, Konrad würde sich gewiß nicht ungeahndet beleidigen lassen, sondern an jedem, der noch fernerhin sich gegen ihn abgeneigt zeigte, auf eine empfindliche Art sich rächen; weil er sie nicht als Feinde seiner selbst, sondern vielmehr als Feinde des Staats betrachtete.

Diese Drohungen sowohl, als auch die Ueberredungen und die Lobsprüche, mit denen Geribert den neuen König der Deutschen überhäufte, brachten den größten Theil der Italiener wieder auf die Seite der Deutschen. Um sich aber doch nicht mit ihrer gar zu großen Veränderlichkeit lächerlich zu machen, suchten sie immer noch Herzog Wilhelmen durch allerley Scheingründe von ihrer Treue gegen ihn zu überführen; ob es gleich äußerst wenige gab, die noch für ihn stimmten. Allein Wilhelm war zu scharfsichtig, um nicht zu bemerken, daß er hintergangen wäre; er sahe vielmehr bald ein, daß wenig für ihn in Italien zu hoffen übrig bliebe. Jedoch wünschte er sich gewiß von der Untreue der Italiener überführt zu sehen. Um zu Erfüllung dieses Wunsches zu gelangen, wendete er sich an den Bischof Leo von Vercelli. Diesen glaubte er ganz auf seiner Seite zu haben, weil er ihm so schöne Versprechungen für die Zukunft gemacht; dieser war zwar von je her ein warmer Freund des Herzogs gewesen; allein wer weiß nicht, was politische Verhältnisse auch für einen Einfluß auf persönliche Freundschaft haben, und wie oft diese jenen nachstehen muß. Dieses war auch hier der Fall; denn Trotz aller Freundschaft, war der Bischof zur Königlichen Parthey übergegangen. Indessen war er doch noch aufrichtig genug gegen den Herzog, daß er ihm unverholen meldete: die Italiener hintergingen ihn insgesamt, und er selbst habe aus Furcht vor denen Drohungen der Deutschen den Entschluß gefaßt, in die Erwählung Konrads zu willigen.

Wilhelm war aufgebracht, seine ganzen schönen Aussichten in die Zukunft mit einem Mal vernichtet zu sehen, und das gerade zu einer Zeit, wo er die Krone schon beynahe auf dem Haupte zu haben glaubte. Indessen gab er doch nicht alle Hoffnung auf, das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche zu erreichen; wenigstens wollte er kein Mittel, die Lombartische Krone noch zu bekommen, unversucht lassen. Er wendete sich nochmals an den Markgrafen Manfred, der von je her sein wärmster Freund gewesen, ihn am meisten bey den andern Großen Italiens empfohlen, und größten Theils die Hauptursache war, daß man ihm die Königliche Würde zugedacht. Auch hier bewieß sich dieser abermals als Freund, indem er sich nochmals alle mögliche Mühe gab, den Bischof von Vercelli und die andern Großen, welche zur andern Parthey übergetreten waren, auf das neue für den Herzog umzustimmen. Wer weiß, ob er nicht würde glücklich in diesem Unternehmen gewesen seyn, wenn sich die Umstände nicht indessen verändert. Der päpstliche Stuhl mochte vermuthlich einsehen, wie nöthig zu Erhaltung seines Ansehens, der weltliche Staatskörper Italiens ein Oberhaupt haben mußte, welches der Geistlichkeit sehr ergeben war. Der damalige Papst, Johannes XIX. glaubte dieses in unserm Konrad gefunden zu haben, da er seine Liebe und Achtung für die Geistlichen kannte. Er war gewiß überzeugt, Konrad würde alle seine Kräfte aufbieten, das Ansehn der gesamten Geistlichkeit eher zu vergrößern als zu vermindern; dahingegen erwartetete er nichts Gutes von dem Herzog Wilhelm. Es war also ganz natürlich, daß er sich für den erstern erklärte.

Diese Erklärung machte nun auf einmal alle Bemühungen des Markgrafen Manfred fruchtlos; dagegen war sie von außerordentlichen Nutzen für unsern Konrad. Denn noch war das Ansehn des Papstes bey den Italienern auf seiner höchsten Stufe; also kann man leicht denken, was es für einen Eindruck auf die ganze Nation machte, als Papst Johann unserm Konrad seine Stimme gab. Mit

einem Mal war der größte Theil derjenigen, welche sich im Anfange am meisten gewehret, wieder unter die Oberherrschaft der Deutschen sich zu begeben, für die Deutschen. Wenigstens durfte es keiner von den Anhängern des Herzogs wagen, sich seiner öffentlich anzunehmen; wenn er sich nicht den Haß des heiligen Vaters und mit diesem zugleich seiner und seiner ganzen Familie Unglück auf den Hals laden wollte. Denn nie fehlte es dem Papst in jenen Zeiten an Mitteln, sich auf eine sehr empfindliche Art zu rächen, wenn man unglücklicher Weise seinen Zorn gereizet. Weil sich nun niemand dieser Gefahr aussetzen wollte, so gaben sie lieber nach, ob es ihnen gleich nicht wenig Mühe kostete, ihre Gesinnungen mit einem Mal so umzuändern; indessen suchten sie unter zwey Uebeln das kleinste zu wählen.

Nun sahe endlich der betrogene Herzog Wilhelm ein, daß ihm keine Hoffnung mehr übrig blieb, in seinem ehrgeizigen Vorhaben glücklich zu seyn. Er suchte sich so gut als möglich in sein hartes Schicksal zu ergeben, und fing an darauf zu denken, wie er auf eine gute Art wieder in sein Vaterland zurück kommen wollte. Am meisten schmerzten ihm die Kosten, die ihm diese ganze Geschichte verursachet, welche ersetzt zu bekommen er nicht die mindeste Aussicht hatte. Indessen unterließ er nicht, auf die Untreue der Italiener, weil sie ihn so schändlich hintergangen, tapfer zu schimpfen.

Die Unternehmungtn des Königs Robert von Frankreich, nahmen einen nicht minder unglücklichen Ausgang für denselben; nur mit dem Unterschied, daß Wilhelm ebenfalls die Kosten dazu hergegeben. Im Anfange lächelte ihn zwar das Glück ziemlich hold an, denn alles, was er vornahm, schien seinen Wünschen zu entsprechen. Die Grafen von Ober- und Nieder-Lothringen, mit denen sich noch der Herzog Ernst von Schwaben und Konrad der Jüngere, vereinigten, ließen sich ohne sonderliche Mühe zu einer Verschwörung gegen den Salier bereden. Schon

war alles zum Angriff in Bereitschaft, und kein Mensch schien die geringste Muthmaßung zu haben, was diese Herren im Schilde führten, daß sie einen glücklichen Ausgang gewiß erwarten konnten. Auf einmal zeigte aber die veränderliche Göttin des Glücks ihre Launen; und in demselben Augenblick, wo Robert glaubte, daß seine Sachen am besten ständen, bekamen sie eine ganz andere Richtung. Konrad hatte von dem ganzen Plan, den man wider ihn geschmiedet hatte, Nachricht erhalten, und sich mit Fleiß noch immer gestellet, als ob er gar nichts davon wüßte, um die Herren recht sicher zu machen. Gerade, als Robert gar nichts mehr zu befürchten zu haben glaubte, vereitelte er mit einem Male sein ganzes Vorhaben. Er ließ sich mit denen Lothringern in Unterhandlungen ein, wobey er ihnen, um den Frieden im Reiche zu erhalten, sehr vortheilhafte Vorschläge that, und ihnen veeschiedene Freyheiten bewilligte. Dadurch brachte er sie sehr leicht dahin, die ganze Verschwörung aufzugeben, ihm aufs neue als Vasallen den Eid der Treue zu leisten, und den König Robert zu verlassen. Ein gleiches that der Herzog Ernst und Konrad der Jüngere, welche ebenfalls von dem gemachten Bündnisse zurück traten.

Von allen Verschworenen, welche wie sie noch vereiniget, eine furchtbare Erschütterung im deutschen Staatskörper befürchten ließen, blieb also weiter niemand als der König Robert von Frankreich übrig; dieser war noch der einzige, der mit seinem Heere gegen Konraden im Felde stand, nachdem sich die andern theils verglichen, theils so zurück gezogen. Es war aber auch kein Wunder, daß Robert stehen blieb, denn der Vergleich zwischen Konraden und den Mitverschwornen wurde eben so insgeheim abgeschlossen, als vorhero die Verschwörung; daß die Mitverschwornen schon lange das Feld geräumet, ehe Robert wußte, was es zu bedeuten. Sobald er sich von allen verlassen sahe, merkte er nun wohl, daß für ihn nicht viel zu erobern übrig bleiben würde. Er suchte sich auf eine gute Art in sein Reich zurück zu ziehen, ohne weiter an seinen gehabten

Plan zu denken. Vielmehr war er von ganzem Herzen froh, daß Konrad nöthigere Sachen zu verrichten hatte, als sich an ihm zu rächen; weil dieser sich wahrscheinlich für die guten Gesinnungen, welche Robert für ihn beweisen, würde bedanket und einen Gegenbesuch bey ihm abgestattet haben.

Allein während der Zeit, daß alles dieses, was wir bis jetzo erzählet, vorfiel, beschäftigte sich Konrad fast nur mit denen Angelegenheiten von Burgund. Diese lagen ihn dermaßen am Herzen, daß er sich eher gar nicht in die Italienischen Händel mischen wollte, bis er sie erst völlig beygelegt. Doch um meinen Lesern hier verständlicher zu werden, sehe ich mich genöthiget, ein wenig in der Geschichte zurück zu gehen.

König Rudolph war schon ziemlich bey Jahren, daß er alle Aussichten einen künftigen Nachfolger von seinem eigenen Blute zu bekommen, gänzlich aufgeben mußte. Ueberdieß wurde er von seinen Vasallen wegen seiner Schwachheit des Geistes außerordentlich wenig geachtet, daß sein Ansehn bey der Nation von Tag zu Tage geschwächt, und er endlich am Ende beynahe ganz verächtlich wurde. Um sich nur noch einigermaßen zu erhalten, wendete er sich an Kaiser Heinrich II., suchte dessen Schutz und machte ihm Hoffnung zu künftiger Nachfolge in Burgund. Ueber diesen letztern Punkt wurden viele Unterhandlungen gepflogen, und weil es dabey vornehmlich auf die Einwilligung der Stände ankam, sparte Heinrich weder Geld noch Gnadenbezeugungen, um sie auf seine Seite zu bringen. Endlich wurde im Jahr 1016. eine persönliche Unterredung zwischen diesen beiden gekrönten Häuptern zu Strasburg veranstaltet, bey welcher Rudolf Heinrichen die Nachfolge im Todesfall zusicherte, und sich dabey verbindlich machte, in wichtigen Angelegenheiten nichts ohne die Einwilligung des Kaisers vorzunehmen. Wahrscheinlich mochte Heinrich diese Acquisition bloß für sich und seine Nachkommen, nicht aber für das Reich gemacht haben,

wie Konrad in der Folge behauptete. Doch dieses zu entscheiden, liegt uns nicht ob; genug, die meisten Großen des Burgundischen Reichs waren mit den ganzen Erbvergleich äußerst unzufrieden, ob Heinrich sie gleich zu bestechen gesucht. Sie hielten es für die äußerste Ungerechtigkeit, daß man ihnen einen fremden König zum Beherrschee aufdringen wollte; von dem sie nun freylich voraus sehen konnten, daß er ihnen nicht so viel freyen Willen lassen würde, als ihr schwacher König. Sie widersetzten sich dem ganzen Vergleich durchaus, und wußten den furchtsamen Rudolf dahin zu bringen, daß er ihn wieder aufheben mußte. Allein durch viele Mühe gelang es dem Kaiser doch noch, Rudolfen zu einem neuen Vertrag zu bewegen. Rudolf kam im März 1018 zum Kaiser nach Maintz, übergab ihm nach dem Dittmar, Kron und Zepter, und bestätigte den vorigen Vertrag durch einen feyerlichen Eid. Indessen hatte Heinrich alle diese Bemühungen umsonst sich gemacht, weil er den wirklichen Anfall des Burgundischen Reichs nicht erlebte, indem er schon 1024 starb und Rudolf ihm erst verschiedene Jahre später folgte.

Nachdem nun Konrad dem verstorbenen Kaiser in der Regierung gefolget, wollte König Rudolf von der Erfüllung des mit Heinrichen gemachten Vertrags nichts wissen. Er behauptete, der Vertrag sey nun aufgehoben, da der Kaiser gestorben, indem er ihn nur für die Person desselben, nicht aber für seine Nachfolger eingegangen. Diese Behauptung war gar nicht den Wünschen und dem Willen Konrads angemessen; denn er war mehr darauf bedacht, die Grenzen des Reichs zu erweitern als sich etwas davon entreißen zu lassen. Er versuchte zwar erst in Güte mit Rudolfen aus einander zu kommen, und ihn zu bereden, den Vergleich auch auf ihn auszudehnen. Allein dazu hatte dieser gar keine Ohren, indem er auf seinem Satze stehen blieb: er habe den Erbfolgevertrag nur allein mit dem verstorbenen Kaiser für seine Person, nicht aber mit dem ganzen deutschen Reiche abgeschlossen.

Weil Konrad nun sahe, daß an kein gütliches Abkommentreffen zu denken war, faßte er den kurzen aber kühnen Entschluß, einen Theil seines Heers zu versammeln, und Rudolfen mit den Waffen in der Hand zu nöthigen, das mit seinen Vorfahren abgeschlossene Bündniß auch auf ihn zu erweitern. Diesen Anschlag führte er mit der größten Vorsicht und Geschwindigkeit aus; denn schon war er zum Angriff bereit, ehe Rudolf sich noch etwas von der Gefahr, die ihn bedrohete, träumen ließ. Konrad ging gerade auf Basel, welches damals noch zu Burgund gehörte, los, und machte sich ohne sonderliche Mühe Meister der Stadt; weil kein Mensch in ganz Burgund einen feindlichen Ueberfall vermuthen konnte. Kaum hatte er sich der Stadt bemächtiget, als er sich auch schon als unumschränkter Herr derselben zeigte, und alle Gewalt ausübte, die ihm als dieser zukam. Denn der ehemalige Bischoff dieser Stadt war einige Monate vor der Ankunft Konrads verstorben, und dessen Stelle noch nicht wieder besetzt; diese ertheilte er gleich nach der Einnahme einem gewissen Adolrich, der ihm eine ansehnliche Summe Gelds dafür gegeben haben soll. Wippo behauptet, daß sich Konrad wegen dieser Simonie in der Folge seines Lebens noch viele Vorwürfe gemacht, und das Gelübde auf das feyerlichste abgelegt, nie wieder ein geistliches Amt zu verkaufen; jedoch zweifelt er auch zugleich, daß er dieses Gelübde ganz pünktlich gehalten; welches mir auch sehr wahrscheinlich, weil gerade zu Anfange des elften Jahrhunderts alles feil war, denn sogar war der päpstliche Stuhl durch Geld zu erkaufen, wie wir bald sehen werden.

Nach einem solchen Verfahren schien nun freylich ein Krieg zwischen dem Deutschen und Burgundischen Reich unvermeidlich. Dieser würde aller Wahrscheinlichkeit nach auch ausgebrochen seyn, wenn nicht Giesela, welche ihrem Gemahl beständig begleitete, Konraden und Rudolfen zu einem Waffenstillstande zu bereden gewußt. Während diesem wurde die ganze Streitigkeit gütlich beygelegt, ohne daß man weiter ein Schwerdt gegen einander zog; denn die

Königin Giesela wußte sich bey ihrem Oheim, dem König Rudolf dergestalt einzuschmeicheln, daß er sich nicht allein mit ihrem Gemahl aussöhnete, sondern auch den mit Heinrichen gemachten Succeßionsvertrag erneuerte, und auf Konraden und seine Nachkommen erweiterte. Zugleich erwarb sich Giesela durch ihr gutes und herablassendes Betragen die Liebe und Achtung aller anwesenden Stände, deren keine kleine Anzahl war. Kein einziger widersprach dem neuen Vertrag, vielmehr willigten sie alle mit Freuden darein, und wünschten sie sich insgesamt Glück, in der Folge unter einer so liebenswürdigen Königin zu stehen.

Konrad war sehr vergnügt, die Burgundische Angelegenheit so geschwind und so sehr nach Wunsch beendiget zu haben, ob er gleich mit diesen Beschäfftigungen den gröβten Theil des Jahres zugebracht. Nachdem er sich so viel als möglich, sicher gesetzet, daß man ihm in der Folge keine neuen Weitläuftigkeiten machen konnte, begab er sich mit seiner Gemahlin nach Augsburg, um daselbst den Winter zuzubringen. Jedoch brachte er ihn in nichts weniger als Unthätigkeit zu, weit mehr war er die ganze Zeit seines Aufenthalts beschäfftiget sich zum bevorstehenden Feldzug nach Italien vorzubereiten: denn sein Wille war ihn mit Anfang des folgenden Jahres, so bald es die Witterung nur erlauben würde, anzufangen. Ueberdies versamleten sich auch noch verschiedene der angesehensten deutschen Fürsten um ihn her, um noch verschiedene minder wichtige Angelegenheiten des Reichs in Ordnung zu bringen. Vorzüglich verdienet aber unter ihnen allen der Herzog Ernst, der es gewagt, der Verschwörung gegen den König mit beyzutreten, bemerkt zu werden. Er glaubte, und zwar mit Recht, daß der Zorn Konrads die übelsten Folgen für ihn haben könnte, wenn dieser sich an ihm wegen seinem Vergehen, daß er mit dem Könige von Frankreich sich eingelassen, rächen wollte. Diesem Uebel suchte nun Ernst zuvor zu kommen, indem er von freyen Stücken zu Konraden kam, und sich als einen bußfertigen Sünder zeigte, dem seine

Vergehungen unendlich leid; ob es gleich im Grunde nicht die aufrichtige Meinung seines Herzens seyn mochte, wenigstens betrug er sich in der Folge nicht darnach. Ueberdieß hatte er jetzo neue und zwar gegründetere Ursache unzufrieden mit Konraden zu seyn. Denn durch das Bündniß mit Rudolfen geschahe ihm einigermaßen Unrecht, weil er vermöge seiner Mutter, der Gemahlinn Konrads nähere Ansprüche auf die Burgundische Krone zu machen hatte. Diese wurden ihm durch den Succeßionsvertrag genommen, und er und seine Nachkommen gleichsam auf ewig von dem Throne ausgeschlossen. Allein dem ungeachtet suchte er seine Unzufriedenheit zu verbergen, und ließ es sich sehr angelegen seyn, die Gunst seines Stiefvaters wieder zu erlangen, indem er sich stellte, als ob er gar nicht an seine vereitelten Aussichten dächte. Konrad hingegen war noch viel zu sehr erbittert gegen ihn, um sich so leicht entschliessen zu können, ihm zu vergeben. Nur die Bitten der Gisela und die Verwendungen der deutschen Fürsten waren fähig seinen Zorn in etwas zu besänftigen. Jedoch waren diese insgesamt nicht fähig sein Mißtrauen, welches er gegen Ernsten hegete, zu unterdrücken. Denn er konnte sich nicht vorstellen, daß seine Reue aufrichtig wäre, da er den Ehrgeiz seines Stiefsohns kannte, der, wie er wußte, sehr gekränkt worden war. Vielmehr war er gewiß überzeugt, sein unruhiger Kopf würde ihn nicht länger stille sitzen lassen, als bis sich eine bessere Gelegenheit, sich für seinen mislungenen ersten Versuch schadlos zu halten, zeigen würde. Wie gegründet diese Muthmaaßungen Konrads waren, werden meine Leser bald weiter unten in der Geschichte sehen.

Siebentes Kapitel.

Heinrich wird zum Könige der Deutschen gewählet — Konrad geht nach Italien, und wird von einem gewissen Brunno begleitet. — Zusammenkunft mit dem Papst zu Lanco. — Krönung zu Mayland. — Bestrafung der Pavesaner. — Unterwerfung der übrigen Italiener. — Einzug zu Ravenna. — Empörung daselbst; — sie wird gestillt. — Konrad vergiebt denen Aufrührern.

Gleich zu Anfange des folgenden Jahres 1026 *) bestimmte Konrad, auf die Vorstellungen und den Rath aller anwesenden deutschen Fürsten, seinen Sohn Heinrich zum Nachfolger in der Regierung des deutschen Reichs. Die Hauptabsicht aller dabey war vorzüglich, daß, wenn Konrad in dem bevorstehenden Feldzuge, wie das leicht möglich, bleiben sollte, aller mögliche Streit vermieden, und allen Großen des Reichs mit einemmale die Aussicht, die Krone zu erlangen, benommen würde, da schon ein Nachfolger fest gesetzet. Der junge Heinrich würde auch unmittelbar gekrönet worden seyn, wenn seine zu große Jugend, da er erst ohngefähr acht Jahr alt war, und man ihm folglich die Regierung auf keine Weise anvertrauen konnte, einen Aufschub nicht nothwendig gemacht. Der König Konrad setzte indessen, da die Angelegenheiten des

*) Wegen der Wahl und der Krönung Heinrichs sind die Meinungen sehr verschieden; so setzt z. B. Siegbertus Gemblacensis in seinem Chron. sie erst auf das Jahr 1027. Nach der Chronica Regia Pantaleonis hingegen, ist die Krönung Heinrichs als König der Deutschen, und Konrads als Römischen Kaiser im Jahre 1025 erfolget. Eben so verschieden sind sie in Ansehung des Orts, wo die Wahl geschehen. Nach den Chronogr. Saxo ad an. 1026 ist sie zu Lüttich erfolget. Nach den Annal. Hildesh. ad eumd. an. zu Limburg, einem damaligen Schlosse bey Speyer. Nach dem Chron. Luneburg. hingegen ist er zu Minden als König erwählet worden.

Reichs ihm nicht erlaubten, für die Erziehung seines Sohnes, wie er wohl wünschte zu sorgen, den Bischof Brunno in Augsburg zum Vormunde desselben ein, um ihn zum künftigen Regenten zu bilden. Dieser Bischof war damals sowohl wegen seiner Kenntnisse als auch wegen seiner Rechtschaffenheit allgemein berühmt, und jedermann hielt ihn für fähig, dieses große Geschäfte zu übernehmen. Weil aber dieser neue ehrenvolle Posten dem Bischof viele Unkosten verursachte, welche die Einnahme aus seinem Bisthume weit überstiegen; so wieß ihm Konrad die Einkünfte von verschiedenen Ländereyen an, wodurch er ihn in den Stand setzte, seine neue Würde mit Anstand zu behaupten.

Sobald Konrad mit diesem Geschäfte zu Ende war, wendete er seine ganze Sorgfalt an, die Ruhe während seiner Abwesenheit in Deutschland zu erhalten, und allen Uneinigkeiten, die vielleicht entstehen könnten, vorzubeugen. Denn er befürchtete: daß die Großen in der Zeit, da er nicht zugegen wäre, mit einander Streit anfangen möchten, wodurch sie sich, wenn solche innerliche Unruhen entstünden, natürlich selbst schwächen, und denen eroberungssüchtigen Nachbarn Gelegenheit geben würden, die ihnen abgenommenen Provinzen wieder an sich zu reißen. Um nun diesem Uebel vorzubeugen, ließ er an allen Orten Deutschlands bekannt machen, daß derjenige, der es wagen würde, so lange er abwesend wäre die öffentliche Ruhe zu stöhren, in die Reichsoberacht erkläret, und aller seiner Besitzungen im Reiche ohne Ansehn der Person verlustig seyn sollte.

Nachdem Konrad alles gethan zu haben glaubte, die Ruhe und Ordnung in Deutschland zu erhalten, machte er Anstalten, die Italienischen Angelegenheiten ebenfalls zu besorgen. Er würde den Zug schon im vorhergehenden Jahre unternommen haben, wenn ihm nicht die Geschäfte, welche er, wie wir erzählet, bis jetzo unternommen, wichtiger und für das Reich nützlicher geschienen, als die Italienische Krone zu erlangen, die ihm, wie er voraus vermuthete, nur

neue Sorgen machen würde. Nun er aber seiner Meinung nach, vor der Hand in Deutschland gar nichts mehr zu verrichten, dachte er im Ernst daran, nach Italien vorzurücken, um theils die ihm Ergebenen zu schützen, theils die Widerspennstigen zu bestrafen. Alles, was zu diesem Feldzuge gehörte, hatte der Salier schon längst in Bereitschaft setzen lassen, daß es nun an nichts weiter fehlte, als das Heer zusammen zu ziehen. Dieses war bald geschehen, weil sie alle ebenfalls schon bereit waren, und nur den Befehl ihres Oberherrn erwarteten. Nach Verfluß von wenigen Wochen konnte Konrad also schon den Zug mit seinem ganzen Heere antreten.

Die merkwürdigsten Personen, welche ihn auf dieser Reise begleiteten, waren sein Stiefsohn, Herzog Ernst von Schwaben, und ein gewisser Brunno, gebohrner Graf von Egisheim. Ersteren nahm Konrad bloß mit, weil er sich nicht überreden konnte, zu glauben, daß seine Reue ernstlich gewesen. Der Salier war zu großer Menschenkenner, um nicht gewiß überzeugt zu seyn, daß Ernst nur auf eine gute Gelegenheit wartete, wo möglich den Burgundischen Vertrag umzustoßen, und die Krone für sich zu erhalten. Denn ob er sich gleich nichts wollte merken lassen, so konnte man ihm doch ansehen, wenn man ihn genau beobachtete, wie mißvergnügt er war, daß seine Ansprüche auf das Burgundische Reich für ihn auf ewig verloschen. Konrad that zwar auch nicht, als ob er etwas von dem merkte, was in dem Herzen des Herzogs vorging, vielmehr behandelte er ihn äußerst freundschaftlich, und nahm er ihn blos mit sich, um ihm alle mögliche Gelegenheiten abzuschneiden, Unruhen in Deutschland anzustiften. Der andere hingegen war der wahre Freund unsers Konrads, und ich glaube Vergebung von meinen Lesern zu erhalten, wenn ich mich bey demselben ein wenig aufhalte.

Er war der zweite Sohn eines gewissen Grafen von Egisheim, dessen Geschlecht in jenen Zeiten sehr berühmt war. Nach der Denkungsart der damaligen Zeit glaubte

jeder sein zeitliches und ewiges Glück nicht besser befestigen zu können, als wenn er einen Theil seines Vermögens der Geistlichkeit zuwendete. Diesem Grundsatz zufolge verwendeten manche den größten Theil ihrer Güter nur allein auf geistliche Stifftungen, ohne oft auf ihre vielen Kinder, die sie hinterließen, Rücksicht zu nehmen. Um aber doch das Ansehn der Geschlechter nicht gar zu sehr zu schwächen, wenn der noch übrige Theil des Vermögens in zu viele Theile zerstückt würde, so suchten sie einen andern Ausweg, die Scharte, die aus übertriebenem Religionseifer oft in selbigen entstanden, auszuwetzen, welcher freilich ziemlich grausam war. Denn wenn mehrere Söhne vorhanden, so hinterließen sie den Erstgebohrnen alles, die übrigen hingegen mußten sich dem geistlichen Stande widmen, oder in Kaiserliche oder anderer Herren Dienste gehen, um sich ihren Unterhalt zu erwerben. Dieses war nun ebenfalls ganz der Fall bey dem Grafen Hugo von Egisheim, als dem Vater unsers Brunno. Zu seiner Zeit war er einer der reichsten und mächtigsten Grafen im Elsaß; allein einen großen Theil seines Vermögens verwendete er auf Kirchen und Klöster. Er glaubte gewiß, der Himmel würde seinen Kindern alles reichlich wieder vergelten, was er ihnen entzöge, um es zu solchen gottgefälligen Handlungen anzuwenden, weswegen er auch gar nicht auf seine drey Söhne Rücksicht nahm, sondern bis an das Ende seiner Tage seine unüberlegte Freygebigkeit ausübte. Bey seinem Tode bestimmte er den ältesten von ihnen zu seinem Nachfolger in der Regierung, weswegen er auch den Geschlechtsnamen fortführte, und das ganze hinterlassene Vermögen seines Vaters erbte; der zweite war unser Brunno, dessen wir hier Erwähnung thun, weil er Freund und Rathgeber Konrads war; und der dritte hieß Gerhard; doch von dem ersten und letzten will und kann ich hier weiter nichts sagen, um nicht zu weitläuftig zu werden, und Sachen einzumischen, die nicht in diese Geschichte gehören.

Schon von seiner ersten Jugend an ward Brunno nur allein den Wissenschaften gewidmet. Zu seinem größ-

ten Glück hatte er schon von seiner Kindheit an eine ganz besondere Neigung dazu, auch besaß er alle mögliche Fähigkeiten sie ohne große Anstrengung zu erlernen. In dem fünften Jahre seines Alters übergab ihn sein Vater dem Bischof Berthhold von Tull, der durch seine Rechtschaffenheit, Gelehrsamkeit und besondere Geschicklichkeit, Kinder zu erziehen, sich einen großen Ruf erworben hatte. Durch die Leitung dieses rechtschaffenen Mannes brachte es unser Brunno in kurzer Zeit in allen Wissenschaften der damaligen Zeit so außerordentlich weit, daß man es als ein Wunder betrachtete, wie ein junger Mensch so viel fassen könne. Allein auch sein Herz vergaß der Bischof nicht zu bilden, wodurch Brunno in der Folge wegen seiner Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit eben so berühmt, als sein würdiger Führer wurde. Kaum hatte aber der junge Brunno das sechszehnte Jahr erreicht, als der unerbittliche Tod ihm seinen geliebten Lehrer gerade zu einer Zeit entriß, wo er erst noch rechten Nuzzen aus seinen weisen Lehren zu ziehen hoffte. Brunno war zwar über diesen Verlust untröstlich, allein dem ungeachtet beschloß er noch in Tull zu bleiben, weil es ihm hier nicht an Mitteln fehlte, seine Kenntnisse zu erweitern, und seinen Geist noch mehr auszubilden.

Nachdem Kaiser Heinrich verstorben, und Konrad zur Regierung gekommen, mußte der junge Brunno denen Wünschen und Bitten seiner Blutsfreunde nachgeben, sich an den Hof des neuen Königs der Deutschen verfügen, um sich ihm persönlich vorstellen zu lassen, und vielleicht einmal in der Folge eine gute Pfründe zu erlangen. König Konrad sahe sehr bald die Verdienste des jungen Brunno ein; er behandelte ihn deswegen mit besonderer Auszeichnung, schenkte ihm seine Liebe und sein ganz Vertrauen, und trug ihm an mit nach Italien zu gehen. Dieses konnte Brunno nun freylich nicht von sich ablehnen, ohne den König zu beleidigen, ob es gleich nichts weniger als seinen Wünschen angemessen war, das geräuschvolle Leben am Hofe zu führen. Indessen wußte er sich vermöge seines Verstandes sehr gut in seiner neuen Lage zu benehmen.

Troß seiner Jugend, indem er erst das drey und zwanzigste Jahr zurück gelegt, verschaffte er sich durch seinen Anstand auserordentliches Ansehn bey allen Hofleuten, daß jeder ihn mit der größten Achtung behandelte. Der Bischof Herrmann von Tull, als der Nachfolger seines geliebten Lehrers übertrug ihm die Aufsicht über die Mannschaften, welche das Bisthum dem Könige zu dem bevorstehenden Feldzuge stellen mußte. Auch dieses Amt verwaltete Brunno mit einer Genauigkeit und Vorsicht, wie es nur der erfahrenste Feldherr thun konnte. Dieses alles trug ungemein viel bey, die Liebe, welche sein Monarch so schon für ihn hegete, täglich noch zu vermehren. Allein der arme Konrad genoß nicht lange das Vergnügen, seinen so zärtlich geliebten Freund an seiner Seite zu behalten. Denn noch in demselben Jahre starb der Bischof Hermann wider alles Erwarten. Die ganze Geistlichkeit bestimmte einmüthig unsern Brunno zu seinem Nachfolger, weil sie ihn für den würdigsten hielten, die bischöfliche Würde zu bekleiden. Sie schickten ein paar Geistliche aus ihren Mitteln an den König, um ihm ihren Wunsch vorzutragen. Sie stellten Konraden vor, wie höchstnöthig sie einen Bischof brauchten, dessen Klugheit und Ansehn sie vor den Erpressungen und Räubereyen, denen sie täglich von ihren Nachbarn ausgesetzt wären, in Sicherheit setzen könnte. Sie lägen ganz an der Gränze von Frankreich, und wären folglich ganz der Willkühr der Franzosen ausgesetzt, wenn sie nicht einen Bischof hätten, der durch seine Vorsicht diesem Unwesen Einhalt zu thun im Stande wäre. Nach genauer Untersuchung fänden sie niemanden geschickter zu dieser Würde, als den Brunno, welchen sowohl die Geistlichkeit als auch das Volk nur allein zu ihrem Oberhaupte zu haben wünschte. Ueberdieß wäre er in ihrer Kirche erzogen, weswegen sie nach den Kirchengesetzen auch das Recht hätten, um ihn anzusuchen.

Diesen Gründen allen konnte Konrad, da sie insgesamt richtig waren, freylich nichts entgegen setzen. Besonders überwog der letztere die andern alle, weil zu diesen Zei-

ten selbst das Oberhaupt der Deutschen, welches doch die höchste Macht auf Erden besaß, nie einen Eingriff in die Gesetze der Kirche würde gewagt haben. Weil er bey dieser Sache nun gar nichts weiter thun konnte, sondern alles dem Ausspruche seines Freundes überlassen mußte: so schickte er die Abgesandten zu Brunno, an welchen sie ein Schreiben abzugeben hatten, worinnen er auf das flehentlichste gebeten wurde, den Wünschen des Volks nachzukommen und das Bisthum anzunehmen. Indessen wendete Konrad alles mögliche an, seinen Freund zu bewegen, diesen Antrag nicht anzunehmen. Er stellte ihm vor, das Bisthum wäre viel zu arm, als daß er ein bequemes Auskommen davon sollte haben können, und versprach zugleich bey der ersten Gelegenheit, die sich darbieten würde, ihm eine bessere Pfründe zu geben, wo er ihn näher um sich haben könnte; nur sollte er vor der Hand noch bey ihm bleiben, weil es ihm gar zu schwer fallen würde, sich von ihm zu trennen, da das Bisthum an der äußersten Gränze des Reichs läge, wohin er nur äußerst selten käme, und folglich beynahe gänzlich seinen Umgang entbehren müßte. Allein dessen allen ungeachtet ließ Brunno nicht nach, den König zu bitten ihm die Erlaubniß zu ertheilen, die Stelle anzunehmen, bis Konrad endlich genöthiget wurde, denen unabläßlichen Bitten seines Freundes nachzugeben. Brunno würde nicht so hartnäckig auf die Erfüllung seiner Bitte bestanden haben, da er sich selbst nicht gern von Konraden trennte, wenn er es nicht für eine unmittelbare Bestimmung Gottes gehalten, daß er von der Geistlichkeit und dem Volke einstimmig ohne sein Zuthun zum Bischof erwählet worden, welches er nun freylich nicht mehr von sich ablehnen konnte. Er trennte sich also von seinem Königlichen Freund, reisete nach Deutschland zurück, und wurde noch in dem Herbst desselben Jahres zum Bischof geweihet.

Konrad war indessen immer weiter nach Italien vorgerückt. Zuerst ging er durch Verona bis Vercelli, wo er das Osterfest feyerte. Der Papst Johann XIX. kam ihm

selbst bis Como entgegen, um ihn auf Italienischen Grund und Boden zu bewillkommen. Er freuete sich unendlich den schon lange erwarteten König der Deutschen ankommen zu sehen, und ihn persönlich kennen zu lernen; nachdem er ihn schon vorhero wegen seinen guten Ruf, vermöge welchem er erwarten konnte, daß er ehe die Freyheiten und Gerechtsame des Stuhl Petri erweitern als einschränken würde, seine Gunst geschenket. Auch hatte er Konraden schon Beweise davon gegeben, indem er bey der Verschwörung der Italiener, durch seinen Beytritt auf Konrads Seite den größten Theil den Verschwornen umgestimmet, wofür er von Konraden bey Gelegenheit andere Gefälligkeiten erwartete. Doch dem sey wie ihm wolle, genug, die zwey gekrönten Häupter, und zwar das mit der dreyfachen Krone sowohl, als das mit der einfachen, empfingen einander mit der größten Freundschaftsbezeugung. Sie reiseten zusammen nach Vercelli, wo sie auch die ganze Zeit dts Osterfests zusammenblieben. In der Zeit ihrer Anwesenheit starb daselbst der Bischof Leo, dessen wir schon oben wegen seiner Freundschaft für den Herzog Wilhelm gedacht, indem dieser ihn ganz in sein Interesse zu ziehen gewußt. Konrad besetzte diese Stelle sogleich wieder mit Einwilligung des Papstes mit einen Domherren von Mayland, welcher Hardwich ließ. Dieser war, wie er wußte, ihm von je her ergeben, und einer der ersten gewesen, die sich für ihm erkläret. Ueberdieß stand er noch in so einem allgemeinen Ruf der Rechtschaffenheit, daß Konrad gewiß glaubte, erwarten zu können, der neue Bischof würde nie etwas wider ihn unternehmen.

So bald das Osterfest zu Ende begab sich der Papst wieder zurück nach Rom. Er und Konrad waren beide mit einander vollkommen zufrieden; sie nahmen auf das zärtlichste von einander Abschied, und schworen einander ewige Freundschaft. Nun setzte Konrad seinen Zug durch Italien mit seinem Heere weiter fort, um sich alles Ernstes zu bemühen, die Angelegenheiten des Lombartischen Reichs in Ordnung

zu bringen. Vor allen Dingen ging er nach Mayland, um sich nach dem damaligen Gebrauch von dem dasigen Erzbischof die Königliche Krone von Italien aufsetzen zu lassen. Heribert vollzog diese Feyerlichkeit, wie es gewöhnlich war, und setzte unserm Konrad, ohne Verzug die Königliche Krone auf. Er hielt sich keinen Augenblick länger auf, als zur Vollbringung der gewöhnlichen Feyerlichkeiten unumgänglich nothwendig, alsdann setzte er gleich seinen Weg weiter fort, um sich an die Orte zu begeben, die seine Gegenwart äußerst erforderten.

Indessen ging alles doch weit besser und geschwinder, als Konrad nur hatte erwarten können. Denn überall, wo er sich mit seinem Heere blicken ließ, wurde er mit allen ersinnlichen Freudenbezeugungen aufgenommen, und als König von Italien anerkannt; kurz, es fiel keinem Menschen ein, sich in irgend einem Stücke zu widersetzen. Dagegen behandelte er aber auch die Italiener an allen Orten, wo er hinkam, mit der größten Gelindigkeit, und schien ganz die Ausschweifungen, die sie sich zu Schulden kommen lassen vergessen zu haben. Durch seine Sanftmuth und Gerechtigkeitsliebe, die er bey allen vorkommenden Gelegenheiten zeigte, erwarb er sich das vollkommene Zutrauen der ganzen Nation. Auch trug die strenge Mannszucht und Ordnung, die er unter seinen Soldaten erhielt, nicht wenig bey, ihm die Liebe der Lombarten zu verschaffen; denn er bestrafte einen jeden von den seinigen auf das nachdrücklichste, der es wagte, einen von ihnen zu beleidigen, oder unrecht zu thun. Mit einem Worte, er behandelte sie so wie ein gütiger Vater, der die Vergehungen seiner Kinder gern vergiebt, wenn sie nur ihre begangenen Fehler einsehen, und wieder zu ihm zurückkehren. Denn die Beleidigung, die sie ihm zugefügt, indem sie sich seiner Herrschaft entziehen wollen, erwähnte er mit keiner Sylbe.

Nur gegen die Einwohner von Pavia war er hart und unerbittlich, ihnen allein wollte er die Schwere seines Zorns

fühlen lassen. Denn die Beleidigung, die sie dem Reiche zugefüget, war nach seiner Meinung zu groß, als daß er sie ungeahndet lassen sollte. Vielleicht würde er auch alsdann noch zu besänftigen gewesen seyn, wenn sie nur den zerstörten Palast an seiner alten Stelle wieder aufgeführet; allein bis jetzo hatten sie noch nicht die mindesten Anstalten dazu gemacht. Die Art, wie Konrad ihre Gesandten empfangen, hatte sie dermaßen aufgebracht, daß sie entschlossen waren, ganz ruhig abzuwarten, was die Sachen in Italien vor ein Ende nehmen würden; sie für ihrem Theil wollten Konraden auf keine Weise für ihren Oberherrn erkennen, nachdem er sie mit Gewalt von sich gewiesen. Ueberdieß hatten sie sich auch die ganze Zeit über, aber freylich ohne allen Erfolg, bemühet, an verschiedenen Orten Verschwörungen gegen Konrad anzustiften. Dieses alles wurde dem Salier hinterbracht, welcher gesonnen war, sie alles, was sie wider ihn vorgenommen reichlich abbüßen zu lassen, und sie auf die allerempfindlichste Art zu züchtigen.

Sein erster Gedanke war gerade auf die Stadt loszugehen, und sie durch eine Belagerung zu ängstigen. Allein noch unterwegs änderte er seinen ganzen Plan; denn er erfuhr, daß diese Stadt sehr gut befestiget wäre, und von einer stärkern Besatzung beschützet würde; hiernächst hatte auch der größte Theil der Einwohner beschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Durch alle diese Mittel, zumal da so bald kein Mangel an Lebensmitteln zu befürchten war, wurden sie in den Stand gesetzet, sich lange und nachdrücklich widersetzen zu können. Aus dieser Ursache änderte Konrad seinen ersten Vorsatz, und beschloß, seine Rache auf eine andere, für sich und die seinigen minder gefährliche Art zu nehmen. Denn er wollte sich nicht der Gefahr unterwerfen, das Leben seiner treuen und tapfern deutschen Kriegsvölker gegen Empörer und Stöhrer der öffentlichen Ruhe zu wagen; vielmehr ließ er sich angelegen seyn, einen Entwurf auszusinnen, sie recht zu peinigen, ohne selbst etwas dabey verlieren zu können. Dieses glaubte er am besten zu

bewerkstelligen, wenn er ihnen alle Gemeinschaft mit ihren Nachbarn abschnitt, und die umliegende Gegend, welche zur Stadt gehörte, verwüstete, wodurch doch am Ende der Mangel einreißen, und sie sich auf Gnade und Ungnade würden ergeben müssen.

Um diesen Plan auszuführen, ließ Konrad alle Zugänge zur Stadt sehr stark besetzen, daß kein Mensch weder hinaus noch hinein konnte, ohne den Deutschen in die Hände zu fallen, und ihnen also mit einem Mal alle Zufuhr abgeschnitten wurde. Schon bey der Nachricht von seinem Anzuge mit dem Kriegsheere hatte sich ein Panisches Schrecken über einen großen Theil der Einwohner von Pavia verbreitet. Sie sahen gewissermaaßen das Schicksal voraus, welches ihrer wartete, und waren gesonnen, alle Bedingungen, die ihnen Konrad machen würde, einzugehen, nur um den lieben Frieden zu erhalten. Allein eine weit größere Menge Menschen, welche nichts zu verlieren, hatten sich binnen der Zeit in der Stadt versammelt; diese bestanden darauf, daß man sich bis auf den letzten Mann wehren müßte, und droheten dabey, daß sie diejenigen, die nochmals es wagen würden, von einer Unterhandlung mit dem Könige zu sprechen, umbringen, und ihnen ihre Häuser über die Köpfe anstecken wollten, weil sie nicht würdig wären für die Freyheit des Vaterlandes zu fechten. Die armen Menschen waren nun wirklich in einer bedaurenswürdigen Lage, weil sie von allen Seiten nichts als den Tod vor Augen sahen. Am Ende faßten die Angesehensten der Stadt den Entschluß, ihre Zuflucht, mit ihren vorzüglichsten Habseligkeiten in ihren Besitzungen, die sie in der umliegenden Gegend hatten, zu suchen, und sich auf diese Weise, wo möglich, zu retten.

Die Gegend, in welcher Pavia lag, war eine der schönsten und fruchtbarsten in ganz Italien. Rings um die Stadt herum sahe man nichts, als die schönsten Felder und die gesegnetesten Weinberge, die auf das angenehmste mit einander abwechselten, und dem Auge den reizendsten Anblick

gaben. Dieser wurde noch ungemein durch die große Menge Schlösser, welche die Vornehmsten in der Stadt hier erbauen lassen, um ganz die Schönheiten der Natur zu genießen, verschönert. Hierher war es, wo die armen Flüchtlinge ihre Zuflucht suchten, um sich nicht den Gefahren des Kriegs auszusetzen. Allein dieses half ihnen wenig, weil Konrad sie in ihren Zufluchtsorten am meisten verfolgte, sie mit Feuer und Schwert peinigte, und eben an dieser Gegend seine größte Wuth ausließ.

Ohne zu untersuchen, ob die Besitzer der in der Gegend liegenden Gebäude, Mitschuldige an der Verschwörung der Pavesaner und der Zerstörung des Kaiserlichen Palasts gewesen; ließ er ihre Besitzungen durch streifende Partheyen plündern und vernichten, weil er dieses thun konnte, ohne das Leben seiner geliebten Deutschen zu wagen, welches hätte geschehen müssen, wenn er einen Angriff auf die Stadt unternommen. Er war so erbittert gegen diese Stadt: daß schon der Name Pavia, sein sonst sanftes Herz zur Rache entflammen, und ihn zum Tyrannen machen konnte. Selbst die armen Landleute um Pavia herum, wurden Opfer seiner Wuth; ihre Wohnungen zerstörte er, und sie selbst ließ er mit dem Schwert in der Faust verfolgen. Die Kirchen, welche um die Stadt herum lagen, betrachteten sie endlich als ihren letzten Zufluchtsort; allein auch hier waren sie vor seiner Wuth nicht sicher; ohne Rücksicht zu nehmen, daß diese armen Menschen an dem Vergehen der Einwohner von Pavia ganz unschuldig waren: hörte er selbst an dem Altar Gottes nicht auf, sie zu morden. Auch hier ließ er sie mit Feuer und Schwert verfolgen, daß sie insgesamt ein Opfer seiner Wuth wurden, denn theils wurden sie durch die Trümmern der in Brand gesteckten Kirchen erschlagen, theils wurden sie von den Deutschen niedergehauen. Mit einem Wort, binnen weniger Zeit war die ganze umliegende Gegend verwüstet, und kein Mensch von den Eingebohrnen mehr zu sehen. Diese unerhörte Grausamkeit hängt nun freylich unserm Konrad einen unauslöschlichen Schandfleck an, der nie wieder wegzuwischen ist; ob es der

ehrliche Wippo gleich als eine große Heldenthat erzählet. Denn Konrad, der sich sonst so sehr angelegen seyn ließ, Recht und Gerechtigkeit auszuüben, bestraft hier den Unschuldigen mit dem Schuldigen zugleich, und zeigt sich als den größten Tyrannen seiner Zeit. Allein er glaubte, die ganze deutsche Nation wäre durch die Pavesaner auf die empfindlichste Art beleidiget worden, und diese auf das nachdrücklichste zu rächen, hielt er für seine Pflicht, so wie er auch keine Strafe zu hart fand, um dieses Vergehen gehörig zu bestrafen. Ueberdieß erkannte er sie alle für schuldig, weil sich keiner gefunden, der zur Zeit der Empörung denen Ausschweifungen seiner Mitbürger Einhalt gethan.

Kein Mensch wird aber wohl zu behaupten unternehmen, daß die Strafe nicht zu hart gewesen. Denn indem er die Weinberge vernichtete, die Felder unbrauchbar machte, alle in der ganzen Gegend herumliegenden Gebäude zerstörte, die Besitzer derselben verfolgen und umbringen ließ, ihr Vermögen aber der Plünderung seiner Soldaten preiß gab, setzte er die Stadt in eine nicht minder fürchterliche Lage. Kein Mensch durfte, so lange er in der Gegend war, aus der Stadt heraus oder in selbige hinein; die Schifffahrt war gesperrt; der Handel, welches einer der vornehmsten Nahrungszweige der Einwohner war, hörte auf, und überall verbreitete sich nichts als die drückendeste Noth. Die Lebensmittel fingen an ziemlich abzunehmen, weil sie wohl einen Ueberfall erwartet, aber unmöglich vermuthen konnten, daß Konrad sie bloß eingeschlossen halten würde, ohne sie anzugreifen. Nichts als ein schmählicher Hungertod schien ihrer zu warten, und ohne Wunder schien es ihnen unmöglich, diesem zu entgehen. Sie beschlossen endlich, es zu wagen, eine Gesandschaft an Konraden zu schicken, und ihn um Mitleiden anflehen zu lassen, da sie voraus sahen, daß ihre Lage doch auf keine Weise verschlimmert werden konnte.

So bald Konrad die Abgeordneten vor sich gelassen, stellten sie ihm mit den lebhaftesten Farben die elende Lage

ihrer Mitbürger vor Augen, wie sie insgesamt stündlich den Tod erwarteten. Diese Schilderung erweichte endlich das sonst so edle und zum Vergeben mehr als zu strafen geneigte Herz unsers Konrads. Er versprach, sie nicht länger zu quälen, wenn sie den zerstörten Palast unverzüglich wieder, wie er gewesen, und an derselben Stelle, wo er vorhero gestanden, wieder aufbauen wollten. Dieses versprachen sie von Herzen gern, und gewiß würden sie noch weit härtere Bedingungen eingegangen seyn, um nur nicht ganz vernichtet zu werden, welches ihr Loos seyn mußte, wenn sie länger halsstarrig blieben. Auch erfüllten sie ihr Versprechen redlich, denn in kurzer Zeit stand der Palast wieder auf seinem alten Platze, wie er vorhero gewesen. So bald sie ihre Bedingung erfüllt, zog Konrad seine Soldaten wieder zusammen, nachdem er die Pavesaner über ein Jahr eingeschlossen gehalten.

Zu derselben Zeit, als Konrad mit seinem Kriegsheere Pavia eingeschlossen hielt, erlaubte ihm sein unaufhörlich thätiger Geist nicht so lange Zeit ohne alle Beschäftigung zu bleiben; denn für ihn war weiter nichts mehr zu thun, nachdem er einmal alle Zugänge besetzet, und alles in der Gegend vernichtet. Ueberdieß brauchte er auch bey weitem seine Soldaten nicht alle um die Gegend um Pavia, die sehr bergicht war, zu besetzen. Mit den übrigen konnte er seine fernern Operationen in Italien machen. Um dieses zu bewerkstelligen, zog er seine Soldaten zusammen; so viele ließ er zurück, als nach seiner Meinung nöthig waren alle Zugänge zu besetzen, mit denen übrigen rückte er weiter vor. Seine Absicht war sich indessen noch alle die kleinen Italienischen Fürsten zu unterwerfen, die gewissermaaßen mit Pavia einverstanden gewesen waren. Dieses kostete ihm aber sehr wenig Mühe, indem es keinem einfiel, sich zu widersetzen, vielmehr baten sie alle sehr demüthig und wehmüthig, um Gnade und Schonung, so bald er sich nur blicken ließ; denn das Beyspiel von Pavia schwebete ihnen zu lebhaft vor Augen, als daß sie hätten wagen sollen, sich seinen Befehlen zu widersetzen. Konrad nahm sie auch

insgesamt zu Gnaden an, und bey keinem von ihnen dachte er des Vergangenen.

Endlich hielt er seinen Einzug zu Ravenna. Im Anfange war hier alles in der größten Ruhe und Ordnung, und keinem Menschen fiel es ein, an eine Empörung zu denken. Nachdem sich Konrad aber einige Zeit daselbst aufgehalten, und ziemlich unumschränkt zu herrschen anfing, wurde denen Bürgern bange, ihr neuer König möchte sie in ihren Freyheiten einschränken, und ihre schon seit langen Zeiten hergebrachten Gewohnheiten abschaffen wollen. Dieses beunruhigte die Bürger dergestalt, daß sie sich haufenweise zusammen rotteten, und entschlossen waren, die Königlichen Soldaten mit Gewalt aus der Stadt zu verjagen. Dieser Vorsatz wurde aber in einer unglaublichen Schnelligkeit gefaßt, und ausgeführt. Denn ehe man noch vermuthen konnte, daß ein Aufruhr im Werke seyn, sahe man schon von allen Seiten, wo man nur seine Augen hinwendete, nichts als Gefechte zwischen den Bürgern von Ravenna und den Deutschen. In den Häusern, auf den Straßen, auf den Plätzen, mit einem Wort, überall, wo sich nur ein deutscher Soldat blicken ließ, fielen die einmal in Aufruhr gebrachten Bürger über ihn her. Die Deutschen wußten gar nicht, was dieses zu bedeuten, da sie sich nichts zu Schulden kommen lassen. Sie waren größten Theils ganz ohne Waffen, weil sie einen dergleichen Ueberfall nicht vorher sehen können. Sie mußten also wehrlos über Hals und Kopf die Flucht ergreifen, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, der Wuth eines aufgebrachten Pöbels aufgeopfert zu werden. Vorzüglich versammleten sich die Bürger an den Thoren der Stadt in großen Haufen; diese suchten sie besonders zu vertheidigen, damit die Soldaten, die sich außerhalb derselben befanden, nicht herein kommen konnten, um denen Verfolgten beyzustehen. Der einmal aufgebrachte Pöbel, dessen Ausschweifungen kein Einhalt zu thun ist, wenn sein Zorn gereizet worden, trieb die Erbitterung so weit, daß er an verschiedenen Orten auf die Dächer der Häuser, auf Mauern und hohe Thürme klet-

terte, und von oben herab Steine auf die, durch die bey weitem überlegene Menge zur Flucht genöthigten Soldaten warfen: wodurch auch sehr viele beschädiget und getödtet wurden.

Endlich erholten sich die tapfern Deutschen von ihrem ersten Schrecken, in welches sie durch die ganz unerwartete Wuth des Pöbels waren versetzet worden. Sie versammleten sich in verschiedene Haufen, und rückten nun selbst gegen die Empörer, welche sich schon als Sieger betrachteten, vor. Sie schossen von allen Seiten mit Pfeilen unter die Bürger, wodurch eine große Anzahl von ihren Feinden theils getödtet, theils verwundet wurden. Denn so wie sie sich nur hatten sammeln können, bekam auf einmal die ganze Sache ein ander Ansehn, da es vorher etwas leichtes gewesen, sie zur Flucht zu nöthigen, da immer einer von einer ganzen Menge war verfolget worden. Besonders rühmt aber Wippo die Tapferkeit eines gewissen Eppo aus Bayern. Dieser soll sich mit einigen seiner Kameraden mit dem Schwerte in der Faust einen Weg durch die Feinde gebahnet, und auf diese Weise der Brücke, welche in die Stadt führet, bemächtiget haben. Nachdem er die Bürgerwache von selbiger vertrieben, soll er sich allein vertheidiget, und alle, welche sich ihm genähert, theils zurück geschlagen, theils von oben herab in das Wasser gestürzet haben.

Durch die Tapferkeit der Deutschen änderte sich der Schauplatz sehr bald, indem man nun die Bürger anstatt der Soldaten laufen sahe. Der Muth des zusammengelaufenen Pöbels hielt nur so lange aus, als er sahe, daß er wenig Widerstand fand, und der Feind von allen Seiten die Flucht ergriff. Allein sobald die Deutschen sich sammelten und vereinigten, um Widerstand zu leisten, nahm auch bey allen Einwohnern von Ravenna die äußerste Furchtsamkeit mit einemmal die Stelle der großen Herzhaftigkeit, die sie vor wenig Augenblicken bewiesen, ein. Diese wurde noch vermehret, wie sie sahen, daß die Pfeile der Deutschen

verschiedene von ihren Mitbürgern zu einer ewigen Ruhe verwiesen. Dieses machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf sie. Alles, was nur fliehen konnte, suchte sich nun mit der Flucht zu retten, und was nicht fliehen konnte, bat um Schonung. Zwar hatten die Bürger anfänglich bey der Verfolgung der Soldaten so viel Herzhaftigkeit bewiesen, daß es geschienen, als ob sie Leib und Leben mit Vergnügen für die Erhaltung ihrer Gerechtsamen aufopfern wollten; allein, nun sich die Deutschen wehreten, war mit einemmal ihr ganzer Muth gesunken. Sie warfen die Waffen von sich, und suchten Schutz in den Kirchen an den Altären, um nur gegen die Verfolgungen der tapfern Deutschen, welche sich nicht ungeahndet beleidigen ließen, eine sichere Freystatt zu finden. So war die Wuth, mit der sie kurz vorhero die Deutschen angefallen, durch den Widerstand derselben plötzlich abgekühlet worden. Dagegen waren die Deutschen nun sehr aufgebracht, daß man ihnen den Schimpf anthun, und sie mit Gewalt aus der Stadt verjagen wollen. Sie verfolgten deswegen den Pöbel von allen Seiten mit dem Schwerdt in der Hand, um sich zu rächen, und überall verbreiteten sie nichts als Tod und Schrecken um sich her.

Währender Zeit, daß diese schrecklichen Auftritte in Stadt vorfielen, befand sich König Konrad, ganz ruhig in seinem Zimmer auf dem Schlosse; ohne im mindesten die Gefahr zu ahnden, in der er sich würde befunden haben, wenn seine treuen Deutschen weniger tapfer gewesen wären. Endlich wurde er aber doch durch das Lermen, welches die Streitenden machten, aufmerksam gemacht, daß er sich erkundigte, wodurch das heftige Geräusch verursacht würde. Man erzählte ihm in der größten Geschwindigkeit den ganzen Vorfall, worüber er nicht wenig verwundert war. Allein dem ungeachtet dachte er gleich darauf dem Uebel abzuhelfen, ehe es weiter um sich griff, und wo möglich das Blut seiner Unterthanen zu schonen. Er ließ sich unverzüglich sein Roß und seine Waffen bringen, um persönlich sich zei-

gen zu können, und die Unordnung durch seine Gegenwart, wo möglich zu stillen.

Kaum kam er vom Schloßplatze herunter gesprenget, als die traurigsten Anblicke sich seinen Augen darboten. Die Bürger hatten die Waffen von sich geworfen, und flohen von allen Seiten um sich für die Wuth der Deutschen zu retten. Sie nahmen ihre Zuflucht zu denen Gotteshäusern, um nur irgend eine Freystatt zu finden. Ihre Weiber fielen denen sie verfolgenden Deutschen in die Arme und baten mit lautem Geschrey, nur das Leben ihrer Männer zu schonen; ja manche suchte mit ihrem eigenen Körper ihren Gatten zu decken, um die Streiche die ihn etwa treffen könnten, aufzufangen. Kurz, jeder suchte sein Leben zu retten, und auf allen Gesichtern sahe man die deutlichsten Spuren der Angst und des Schreckens.

Konrad, der im Grunde ein sehr gefühlvolles Herz hatte, und dessen Charakter wir nicht nach der Härte, mit welcher er gegen Pavia handelte, beurtheilen dürfen, wurde durch diesen traurigen Anblick auf das innigste gerührt. Er fühlte, daß die Siegenden sowohl als die in die Flucht geschlagenen, seine Unterthanen waren; ihm mußte also auch daran gelegen seyn, beyde Theile zu schonen, obgleich der eine sich sehr an ihm vergangen. Aus der Ursache eilete er mit der größten Geschwindigkeit zu denen versammelten Haufen seiner Getreuen, welche noch immer mit dem größten Ungestüm die Bürger verfolgten. Seine Gegenwart that ihrer Wuth auf einen Augenblick Einhalt, in dem andern aber wollten sie auch schon wieder auf den Feind losbrechen, wenn Konrad sie nicht mit Gewalt zurück gehalten hätte. Er stellte ihnen vor, wie sehr sie sich beschimpfen würden, und wie entehrend es für sie wäre, wenn sie noch länger mit den Waffen in der Hand einen schon besiegten und entwaffneten Feind verfolgen wollten. Diese Vorstellung aus dem Munde ihres Herrn machte den gewünschten Eindruck auf die Soldaten. Sie hörten sogleich auf, die geängstigten Bürger ferner zu verfolgen, und jeder zog wieder ruhig seine Straße.

Die Großmuth, mit welcher Konrad denen Bürgern ihr Vergehen bey dieser Gelegenheit vergab, brachte eine sehr vortheilhafte Wirkung in den Herzen derselben für den König hervor. Alle Einwohner sahen ein wie Unrecht sie gehandelt, sich gegen einen so guten Fürsten zu empören, der ihnen selbst beygestanden, anstatt sie zu bestrafen. Vielleicht aber würden sie noch weit ärger aufgebracht worden seyn, und das äußerste gewagt haben, wenn Konrad ihre Uebereilung mit Strenge bestrafet, und er seinen Soldaten erlaubet, sie noch ferner zu verfolgen. Nun hingegen beschlossen sie einmüthig, sich den andern Morgen auf das Schloß zu dem Könige zu begeben, und ihn um Vergebung ihres Vergehens, welches sie sich zu Schulden kommen lassen, anzuflehen.

So bald den andern Morgen der Tag angebrochen war, versammelten sich die Vornehmsten der Stadt, um bey Konraden Gnade zu erflehen. Sie waren alle sehr schlecht angezogen, hatten nichts an den Füßen, und Stricke um den Hälsen, um anzuzeigen, daß sie sich des Todes schuldig erkenneten, und nur von seiner Gnade Vergebung hofften. In diesem Aufzuge erschienen sie vor dem Könige, und fleheten ihn um Vergebung ihres Vergehens. Sie gaben sich selbst als schuldig an, und bekannten öffentlich, daß sie seinen Zorn auf das heftigste gereizet, und sich gern aller Strafe unterwerfen wollten; allein zugleich baten sie auf das demüthigste, er möchte diesesmal Gnade vor Recht ergehen lassen, und sie nicht ganz nach der Härte des Gesetzes, nach welchen sie insgesammt den Tod verdienet, bestrafen. Durch dieses offene Bekenntniß der Bürger, die sich und ihr Mitbürger im geringsten nicht zu entschuldigen suchten, wurde Konrad völlig besänftiget. Er dachte nicht weiter daran, sie zu bestrafen, sondern er begnügte sich, ihnen ihr Verbrechen ernstlich zu verweisen: sie zu ermahnen, künftig treuer gegen ihn zu seyn, und nicht zu glauben, daß es ihm je einfallen würde, nur einem aus ihren Mitteln Unrecht zu thun, geschweige denn die Gerechtsame der ganzen Stadt

zu schmälern. Würden sie sich aber je wieder ein dergleichen Vergehen zu Schulden kommen lassen, so würden sie auch gewiß die Schwere seines strafenden Arms fühlen. Vor dießmal vergab er ihnen aber gänzlich, ohne sogar nach den Urhebern der Verschwörung zu fragen, welche er doch der größten Billigkeit nach hätte zur Rechenschaft ziehen können. Durch dieses Benehmen gewann Konrad indessen weit mehr, als wenn er mit möglichster Strenge zu Werke gegangen wäre. Denn alle Einwohner der Stadt betrachteten ihn als ein höheres Wesen, welches man nicht genug verehren könnte, und jeder wußte nicht Mittel genug auszusinnen, dem guten Könige seine Liebe und Anhängigkeit zu beweisen, weil aller Herzen laut für ihn schlugen.

Achtes Kapitel.

Zu große Hitze hält Konraden von seinen fernern Geschäfften in Italien ab. — Er ziehet mit seinem Heer in das Gebürge, um sich davor zu decken. — Nachdem sie nachgelassen, durchziehet er den noch übrigen Theil von Italien, der sich noch nicht unterworfen. — Zu Ivo schickt König Rudolf Gesandte an ihn, und läßt sagen: daß er persönlich bey seiner Krönung in Rom erscheinen würde. — Alsdann geht er nach Rom; auf welchem Wege er den Remingarus besiegt. — Er wird zu Rom gekrönt, wobey sich der Erzbischof von Mayland und Ravenna vereinigen — Konrad schlichtet den Streit derselben sogleich.

Konrad war froh, diese Unruhen abermals so gütlich beygelegt zu haben, ohne erst lange zur Strenge seine Zuflucht nehmen zu müssen. Nun war sein Augenmerk vorzüglich dahin gerichtet, durch den noch übrigen Theil von Italien zu ziehen, wo es noch verschiedene gab, welche gar nicht zufrieden waren, daß er die Oberherrschaft erhalten, viel lieber hätten sie selbige Wilhelmen gewünschet. Indessen kam ein Hinderniß dazwischen, das ihn nöthigte,

die Ausführung seines Plans auf eine lange Zeit hinaus zu schieben, und welches er vorher gar nicht vermuthen konnte. Es fiel in diesem Jahr in ganz Italien eine außerordentliche Hitze ein, wodurch selbst bey denen Eingebohrnen große Krankheiten verursacht wurden, und sowohl Menschen, als Vieh in wenig Tagen ihr Leben endeten, indem sie gleichsam verschmachteten. Man stelle sich vor, was dieses Wetter vor einen Einfluß auf die rohen Deutschen haben mußte. Sie, die fast nichts als Kälte gewohnt waren, befanden sich jetzo in einem Klima, welches selbst dem weichlichen Italiener zu heiß war. Die schrecklichsten Krankheiten fingen an unter ihnen zu wüthen, und die tapfern Deutschen würden gewiß insgesamt ein Raub des Todes geworden seyn, wenn Konrad sich nicht schnell entschlossen, sein Vorhaben auf eine gelegenere Zeit aufzuschieben. Um also das Leben seiner getreuen Unterthanen zu schonen, ging Konrad mit seinem ganzen Kriegsheere über den Fluß Atim*), wo er Berge und Gehölze genug fand, um sich gegen die alles verzehrenden Strahlen der Sonne zu schützen. Hier konnte er seinen tapfern Kriegern, welche in der ihnen ungewohnten Himmelsgegend unendlich viel gelitten, wiederum Erholung verschaffen.

Indessen würde diese Erholung von sehr kurzer Dauer gewesen seyn, weil der Mangel an Lebensmitteln ihn bald genöthiget, der Hitze ungeachtet, seinen Staab weiter fortzusetzen; da er sich unmöglich auf diesen ganz unerwarteten Fall vorsehen können. Allein der Erzbischof von Mayland, als der Freund unsers Konrads, half diesem Uebel ab. Er versorgte das ganze deutsche Heer mit

*) Was dieses eigentlich vor ein Fluß gewesen, ist nicht genau zu bestimmen; denn Muratori in seiner Geschichte von Italien, weiß es selbst nicht ganz gewiß anzugeben; indessen glaubt er, daß es die Etsch gewesen, welche er Athesis, und auf Italienisch l'Adige nennet. Murat. Annal. d'Ital. Tom. VI. pag. 83. Mascov. pag. 169.

allen Bedürfnissen des Lebens sehr reichlich, und bewirkte dadurch, daß sie in dem Schatten der Gebirge, von denen sie umgeben waren, sich von ihren ausgestandenen Mühseligkeiten mit der größten Gemächlichkeit erholen konnten. Die Deutschen blieben zwey Monate an diesem Orte stille liegen, und sammleten neue Kräfte zu ihren ferneren Unternehmungen in Italien.

Konraden war es äußerst unangenehm, daß er sich so lange an einem Orte aufhalten mußte, ohne etwas vornehmen zu können; sein an eine immerwährende Geschäfftigkeit gewöhnter Geist mußte gleichsam hier in Unthätigkeit weilen, da doch seine Gegenwart an andern Orten höchst nothwendig war. Indessen mußte er sich in Geduld zu fassen suchen, weil er es doch nicht ändern konnte. Die Gesundheit seiner Unterthanen zu erhalten, hielt er für seine erste Pflicht; so überdieß sahe er vollkommen ein, wie nöthig ihre Erhaltung ihm sey: da er wohl wußte, daß er ihren Beystand höchst nöthig brauchte, und er sehr wenig ohne dieselben in einem unruhigen Lande, wie Italien, würde ausrichten können.

Für die vielen Gefälligkeiten, welche ihm der Erzbischof von Mayland bishero erwiesen, war Konrad nichts weniger als undankbar, vielmehr suchte er ihn auf alle nur mögliche Art zu belohnen. Er ertheilte ihm eine Menge Freyheiten, und unter andern auch die Gewalt, die bischöfliche Würde des Bisthums zu Lodi, nach seiner eigenen Willkühr, zu vergeben. Allein dieses letzte gab zu einer Menge Uneinigkeiten in der Folge Anlaß.

Noch in demselben Jahre starb der dasige Bischof plötzlich. Dieses war Heriberten sehr erwünscht, weil er dadurch sogleich Gelegenheit bekam, von seiner erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen, und die Stelle zu besetzen. Er bestimmte und weihete dieserhalb einen seiner Kardinäle *), mit Namen Ambrosius,

*) In dem mittlern Zeitalter hatten die meisten Hauptkirchen ihre eignen Kardinäle.

zum Bischof dieser Stadt. Die Einwohner dieser Stadt weigerten sich ihn anzunehmen und anzuerkennen, weil sie es für einen Eingriff in ihre Gerechtsamen hielten. Sie hatten bis jetzo allezeit ihren Bischof selbst gewählet, und wollten nun auch fernerhin dieses Recht ausüben, von einem ihnen aufgedrungenen hingegen wollten sie nichts wissen. Allein die armen Lodenser hatten nicht überlegt, daß sie viel zu ohnmächtig wären, der Gewalt der mächtigen Mayländer zu widerstehen. Heribert griff zu den Waffen, welches nun freylich nicht das schicklichste Mittel war, einer Stadt einen Seelenhirten zu geben; er verwüstete alles was zur Stadt gehörte. Die Einwohner von Lodi, welche solchen mächtigen Gründen nichts entgegen setzen konnten, wurden dadurch genöthiget, den ihnen bestimmten Bischof anzunehmen, mit welchem sie in der Folge äußerst zufrieden waren. Inzwischen entstand doch durch diesen Vorfall ein so unversöhnlicher Haß zwischen denen Mayländern und den Einwohnern von Lodi; daß sie lange Jahre hintereinander sich auf alle nur mögliche Art wechselsweise zu beunruhigen suchten.

Gegen den Herbst dieses Jahres verminderte sich die heftige Hitze, welche Konraden gleichsam gefangen gehalten hatte. Nur aber war seine erste Sorge, seinen Plan auszuführen; den Theil von Italien, auf welchem Herzog Wilhelm von Aquitanien seine letzte Hoffnung setzte, ebenfalls unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Die ganzen Kriegsvölker hatten durch die lange Ruhe, welche sie genossen, neue Kräfte erhalten, weswegen es rasch vorwärts ging. Uebrigens blieb Konrad seinem Grundsatze getreu, überall, wo er hinkam, die Einwohner erst durch Güte wieder zu ihrer Schuldigkeit zu bringen, und nur in dem Falle, wenn er damit nichts ausrichtete, seine Zuflucht zur Strenge zu nehmen. Aber in diesem ganzen Jahre brauchte er das letzte Hülfsmittel nicht einmal zu ergreifen. Der Ruf seiner Gerechtigkeitsliebe und Großmuth hatte sich schon aller Orten vor ihm her verbreitet; wo er hinkam, wurde er mit offnen

Armen empfangen, und jedermann war bereit, seinen Nacken unter dem sanften Zepter seiner Regierung zu beugen. Ueberall hielt er sogleich öffentliche Versammlungen, um die Beschwerden eines jeden anzuhören, und allen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Zugleich schützte er einen jeden, selbst den geringsten nicht ausgenommen, in seinen Gerechtsamen, und denen Städten sicherte er die Freyheiten, die ihnen zustanden. Durch alle diese Mittel erwarb er sich die völlige Liebe der Nation, die ihn wie einen Gott verehrete. Dieses würde ihm aber doch alles nichts geholfen haben, wenn er nicht zugleich die Geistlichkeit mit auf seine Seite gebracht, und vermittelst der Urkunden, welche wir noch beym Muratori aufbewahret finden, denen Geistlichen und Klöstern eine Menge Freyheiten und Güter zusicherte.

Unter allen diesen Beschäfftigungen war das Jahr ziemlich zu Ende gegangen. Nun ging Konrad nach Ipo, einer Königlichen Stadt, um daselbst das Weyhnachtsfest in Ruhe feyern zu können *). Ohne es nur im mindesten erwarten zu können, schickte Rudolf von Burgund hierher eine Gesandtschaft an ihn. Diese hatte den Auftrag, unserm Salier von der Fortdauer seiner Freundschaft zu versichern, und ihm als einen Beweis davon zu versprechen:

*) Mascow, Wippo, Muratori und der Annalista Saxo geben dieser Stadt ganz verschiedene Namen; Mascow cit. lib. pag. 169. schreibt Esordiae Natalia celebrandi adfuere, Wippo in vita Conradi Salici pag. 472. sagt: Rex Chunradus in Ipo regia civitate Natalem Domini celebravit. Beym Muratori Annali d'Italia, pag. 83. stehet: Celebranto in Ivrea la Festa del Santo Natale, und der Annalista Saxo sagt: ad an. 1027, Rex Natalis Domini Festum Yporeae iniciavit. Ich bin dem Wippo, als gleichzeitigem Schriftsteller gefolget, weil diesem meines Bedünkens am meisten Glauben beyzumessen ist, ob man sich gleich in Sachen, die zum Lobe oder Tadel Konrads gereichen, nicht allemal auf ihn verlassen kann.

daß er selbst in eigner Person nach Rom kommen würde, um den Feyerlichkeiten der Kaiserkrönung Konrads beyzuwohnen. Diese Aeuserungen waren Konraden unendlich angenehm, weil ihm sehr viel daran gelegen war, in guten Vernehmen mit dem Burgundischen Reiche zu bleiben, er aber immer noch gefürchtet hatte, daß der schwache Rudolf in seiner Abwesenheit seine Gesinnungen ändern möchte. Nun glaubte er sich von dieser Seite vollkommen gedeckt.

Er behandelte die Gesandten mit aller möglichen Achtung, und gab ihnen sehr viele Beweise von seiner Gnade. Nachdem sie ihren Auftrag ausgerichtet beschenkte er sie reichlich. Hierauf entließ er sie wiederum; jedoch schärfte er ihnen vorhero recht ein, ihren Herrn für die neuen Aeusserungen der fortdauernden Freundschaft auf das verbindlichste in seinem Namen zu danken; zugleich ihm aber auch zu versichern, daß er gewiß nie aufhören würde, gleiche Gesinnungen gegen ihn zu hegen, sondern allezeit mit dem größten Eifer alle mögliche Gelegenheiten ergreifen, ihm thätige Beweise davon zu geben.

Nun war Konrad mit allen seinen Geschäfften in Italien fertig, und ihm blieb nichts weiter übrig, als nach Rom zugehen, und sich im Jahr 1027 von dem Papst Johann XIX. die Kaiserliche Krone aufsetzen zu lassen. So bald die Feyerlichkeiten des Weihnachtsfestes vorüber, und die Burgundische Gesandschaft abgefertiget, setzte er sich um dieses zu thun, in Bereitschaft. Die Anstalten waren bald gemacht, und nach Verfluß von wenig Tagen setzte sich Konrad mit seinem ganzen Kriegsheere in Marsch. Er zog ruhig seine Straße fort, und glaubte gewiß, daß ihm kein Hinderniß bis Rom mehr aufstoßen würde, weil er seiner Meinung nach Italien zum Gehorsam gebracht, und seine Macht überall fühlen lassen. Allein ehe er es sich versahe, wurde er unterwegs aufgehalten; ein Fall, der ihn abermals in Thätigkeit setzte.

Die Stadt Lucca war kühn genug, es zu wagen, ihm den Durchzug mit seinem Heere zu verwehren. Mit ihr hatte sich ganz Toskana vereiniget, und diese wollten zusammen unsern Konrad nicht vor ihr Oberhaupt anerkennen, sondern hatten eine förmliche Verschwörung wider ihn angesponnen; welche jedoch, wie wir bald sehen werden, nicht die mindesten üblen Folgen für ihn hatte, außer daß er ein paar Tage länger unterwegs aufgehalten wurde. Sie hatten ein nicht ganz unbeträchtliches Kriegsheer zusammengebracht, welches unter der Anführung des Fürsten Remigarus stand. Dieser war frech genug, denen Deutschen die Spitze bieten zu wollen, und sich ihnen entgegen zu stellen, um ihnen den Durchzug durch das Toskanische Gebiet zu verwehren. Allein Konrad betrachtete diese ganze Sache als einen bloßen Spas; ohne sich lange zu besinnen, rückte er auf den Remingarus los: und stellte sich, als ob er ihn angreifen wollte. Kaum erblickte dieser mit seinem kleinen Häufgen das furchtbare Heer der Deutschen, als ihm mit einemmal sein ganzer Muth sank. Alle Gedanken an Widerstand leisten waren plötzlich verschwunden, und nun suchte er sich so geschwind als möglich zurück zu ziehen, um nicht augenblicklich von den Feinden aufgerieben zu werden. Er nahm mit den seinigen seine Zuflucht in die Stadt Lucca, um doch einigermaaßen gedeckt zu seyn, und hier wartete er ab, was das Schicksal weiter über ihn beschliessen würde. Dieses war Konraden außerordentlich angenehm, weil er die Tapferkeit seines Heers zu gut kannte, um nicht gewiß überzeugt zu seyn, daß er ohne sonderliche Mühe sich der Stadt bemächtigen, und dadurch Toskana wieder zum Gehorsam zurück bringen würde. Denn die ganzen Empörer waren darinnen versammelt, also konnte es nicht fehlen, daß sie alle um Gnade bitten mußten.

Was Konrad erwartet hatte, traf pünktlich ein. Ohne sich von irgend einem Gegenstande unterweges aufhalten zu lassen, ging er auf Lucca los. Es würde ihm ein kleines gewesen seyn, die Stadt sogleich mit den Waffen in

der Hand einzunehmen; allein dadurch würden doch wahrscheinlich verschiedene Krieger von beyden Seiten das Leben eingebüßet haben. Dieses suchte Konrad zu vermeiden, da er stets sich angelegen seyn ließ, Menschenblut und vorzüglich das Blut seiner Unterthanen, als wie er auch die Empörer betrachtete, zu schonen. Er begnügte sich nur dieserhalb die Stadt einige Tage eingeschlossen zu halten. Es fehlte ihr an Lebensmitteln für eine so große Menge Menschen, als sie jetzo in ihren Mauern hatte, da das ganze Heer des Remingarus sich in selbige zurück gezogen; überdieß mangelte es ihr auch an allem andern, was zu Vertheidigung einer Stadt unumgänglich nothwendig war; es blieb ihr also weiter nichts übrig, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Es war ihnen nicht wenig bange, Konrad würde sie für ihre Vergehen nachdrücklich bestrafen; allein er hielt seinen Einzug in die Stadt ohne nur ihrer Widersetzlichkeit zu gedenken. Nur allein den Anführer der Verschwörung ließ er zu sich kommen; diesem stellte er ihr Vergehen vor, machte ihnen einige gelinde Vorwürfe darüber, und verwieß sie für die Zukunft zur Ruhe und zum Gehorsam; gegen die übrigen Einwohner und Anwesenden erwähnte er gar nichts von dem Vorgefallenen. Durch diese Großmuth gewann er unendlich mehr als er durch Strenge würde gewonnen haben. Denn alle Anwesende schwuren ihm nun freywillig von ganzem Herzen den Eid der Treue, und wurden ihm von ganzer Seele ergeben. Hierauf setzte er seinen Weg weiter fort, um die übrigen Provinzen von Toskana ebenfalls wiederum zum Gehorsam zu verweisen. Dieses kostete ihm aber noch weniger Mühe; denn abgeschreckt durch Beyspiel der Stadt Lucca, unterwarfen sie sich alle freywillig seiner Herrschaft; weil sie vorhersahen, daß im Verweigerungsfalle Konrad Mittel genug in Händen hatte, sie mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen.

Ob aber der Herzog Remingarus nachher sein Reich wieder erhalten, oder der herzoglichen Würde entsetzt und die Regierung dem Bonifacius, dem Vater der berühmten

Mathilde übertragen worden, ist nicht genau zu bestimmen; wenigstens fehlen zuverläßige Nachrichten darüber. Am wahrscheinlichsten ist es, daß Bonifacius den günstigen Zeitpunkt benutzet, und gleich zu derselben Zeit Herzog von Toskana zu werden gesucht.

Nachdem Konrad nun auch dieses alles glücklich beygelegt, setzte er seinen Zug nach Rom weiter fort. Und nun kam er endlich ohne weitern Aufenthalt bis an die Thore dieser Stadt. Er hielt seinen feyerlichen Einzug in Rom an der Aschermittwoche, und sowohl Papst Johann XIX. als auch die Vornehmsten der Stadt empfingen ihn mit allen möglichen Ehrenbezeugungen. Der Adel, das Volk und sogar die Geistlichkeit kamen ihm entgegen, um den so allgemein gefürchteten, und doch auch so sehr geliebten König zu sehen. Sie empfingen ihn unter lautem Jubel- und Freudengeschrey, und begleiteten ihn unter immerwährendem Zujauchzen bis zum Petersplatze, wo die vornehmern Geistlichen seiner warteten.

Am Ostertage, welcher in diesem Jahre, den 26sten März fiel, wurde er von den Römern mit der gewöhnlichen Feyerlichkeit zum Römischen Kaiser erwählet. Noch denselben Tag wurde er benebst seiner Gemahlinn Giesela, welche ihn auf dem ganzen Zuge begleitet, in Gegenwart des Königs von Burgund und des Königs Knud von Dänemark, vom Papste selbst sehr feyerlich gekrönt.

Bey der Krönung entstanden abermals neue Uneinigkeiten zwischen dem Gefolge des Erzbischofs von Mayland und dem Gefolge des Erzbischofs von Ravenna; ob gleich Heribert von Mayland sich mit der äußersten Klugheit betrug, um an einem so feyerlichen Tage alle Zwistigkeiten zu verhindern. Dem Erzbischof von Mayland gehörte nach hergebrachter Gewohnheit das Recht, den neu gewählten Kaiser an den Stufen der Peterskirche zu empfangen, und ihn dem Papst zur Krönung zuzuführen. Allein Heribert, Bischof von Ravenna wollte sich dieses Rechts,

welches eine Art von besonderer Ehre war, anmaaßen. Ohne viele Umstände zu machen, trat er Konraden zur Rechten, und bot ihm die Hand, um ihn in die Kirche zur Krönung zu führen. Auf den Gesichtern aller anwesenden Geistlichen zeigte sich der Unwille mit den lebhaftesten Farben über die Zudringlichkeit des Erzbischofs von Ravenna; allein keiner sagte ein Wort, um keinen Anlaß zu Streitigkeiten zu geben; selbst Heribert von Mayland, verschmerzte die ihm zugefügte Beleidigung, um kein Aufsehen zu machen, und schwieg ganz stille. Sein Gefolge hingegen, welches nichts weniger als unbeträchtlich war, konnte diesen Eingriff in die Gerechtsame seines Herrn unmöglich geduldig mit ansehen; es hielt sich selbst dadurch beleidiget, und fing schon an ziemlich laut zu werden. Dem Erzbischof von Mayland war es außerordentlich unangenehm, die Ursache zu solchen ärgerlichen Auftritten bey einer dergleichen feyerlichen Handlung zu seyn. Er befürchtete, der Unwille seines Gefolges möchte sich noch deutlicher zeigen, und endlich ganz laut ausbrechen; um dieses also zu verhindern, suchte er sich so heimlich als möglich zu entfernen.

Konrad bemerkte augenblicklich alles, was vorging, zumal, da er die Gebräuche denen er sich unterwerfen mußte, ziemlich genau kannte. Er blieb stehen, entzog dem Erzbischof von Ravenna unwillig die Hand und sagte: „Das Recht, dem Könige von Italien die Krone aufzu„setzen, gehöre nur allein dem Erzbischof von Mayland; „von diesem bin ich zuerst zum Herrscher von Italien ge„salbet worden; derselbe kann deswegen auch mit allem Fug „und Rechte verlangen, mich dem heiligen Vater vorzustel„len, wenn ich von ihm als den Staltthalter Christi, und „Stellvertreter Petri die Kaiserliche Krone empfangen soll.“ Nachdem er dieses gesagt, wollte er seine Hand dem Erzbischof von Mayland geben, allein dieser hatte sich entfernt, um dem Papste den geistlichen Schmuck anzulegen. Wenn ein Erzbischof nicht zugegen war, so mußte allezeit sein Weihbischof dessen Stelle vertreten; dieses war auch dieses-

mal der Fall. Konrad rufte den Bischof Harderich von Vercelli, als den Weihbischof des Erzbischofs von Mailand herbey; diesem gab er seine Hand, indem er ihm auftrug, das Amt seines Erzbischofs in dessen Abwesenheit zu verrichten.

Das war die größte Genugthuung, welche der Erzbischof nur verlangen konnte, allein sein Gefolge war damit noch nicht zufrieden; es war nun einmal beleidiget worden, und konnte die Beleidigung nicht so leicht vergessen. Es kam noch darüber zwischen ihnen und denen von Ravenna zum Wortwechsel, und endlich gar zum Handgemenge; welches selbst die Gegenwart Konrads und der Menge Vornehmen, welche zugegen waren, nicht hindern konnte. Die von Ravenna waren ungleich schwächer, als die Mayländer, weswegen sie auch nach einem kurzen Streite das Feld räumen, und die Flucht ergreifen mußten. Der Erzbischoff von Ravenna sahe sich überdieß noch genöthiget, den Seinigen zu folgen, wenn er sich nicht, wie leicht hätte geschehen können, persönlichen Beleidigungen aussetzen wollte; denn die einmal in Zorn gebrachten Mayländer nahmen nun keine Rücksicht weder auf die Person noch auf den Stand.

Einige Tage nach diesem Auftritt wurde von dem Kaiser Konrad mit Genehmigung des Papstes, eine besondere Urkunde aufgesetzt; vermöge welcher dem Weihbischof von Vercelli ein für allemal aufgetragen wurde, in Abwesenheit des Erzbischofs von Mayland, dessen Stelle zu vertreten, welchem es zukäme, den gewählten Kaiser zur Krönung zu führen. Zugleich wurde in selbiger festgesetzt, daß der Erzhischof von Ravenna, bey allen vorkommenden Gelegenheiten, wo sie zusammen kämen, dem von Mayland nachstehen sollte.

Nach diesem kleinen Zwischenspiele, aus welchem man weiter nicht viel Aufsehens gemacht, wurde die Krönung Kaiser Konrads und seiner Gemahlinn mit aller möglichen Feyerlichkeit vollzogen. Die Gegenwart König Rudolfs von Burgund und König Knuds von Dänemark und Eng-

land erhöhete den Glanz derselben noch um ein merkliches. Ueberhaupt waren aus allen Ländern eine unbeschreibliche Menge der vornehmsten Fremden in Rom zusammen gekommen, um den Konrad zu sehen, der sich in so kurzer Zeit schon so furchtbar und so berühmt gemacht hatte.

Neuntes Kapitel.

Die versammelten gekrönten Häupter handeln verschiedenes unter einander ab. — Indessen entsteht ein Aufstand in Rom, den Konrad durch Hülfe der Waffen beylegt. — Die Römer bitten um Gnade — Konrad verläßt Rom — er durchzieht den noch übrigen Theil von Italien — nimmt seinen Rückzug nach Deutschland über die Alpen, — besiegt auf diesem Wege einen berühmten Räuber mit Namen Tahsselgart.

Nach vollbrachter Krönung, welche zu beschreiben ich für überflüßig erachte, da alle diese Feyerlichkeiten schon zu oft beschrieben worden, begleiteten alle Anwesende den neuen Kaiser in seinen Palast. Selbst der Papst und die beiden anwesenden Könige verherrlichten den Zug durch ihre persönliche Gegenwart.

Die beyden Könige hatten aber noch ihre besonderen Privatabsichten, warum sie diese Reise unternommen, wie einige der ältern Geschichtschreiber behaupten: auch erreichten sie selbige nach deren Ausspruch alle beide. Der König Knud von England beschwerte sich bey dem Papst, daß man seinen Erzbischöfen solche ungeheure Summen abforderte, wenn sie das Pallium zu erlangen suchten. Der heilige Vater war viel zu artig gegen seine Gäste, um nicht augenblicklich ihre Wünsche zu erfüllen, und wo möglich, der gegründeten Beschwerde des Königs von England abzuhelfen. Aus dieser Ursache war er sogleich erböthig, die Hälfte der Abgabe, welche die Erzbischöfe sonst gegeben hatten, für die Zukunft zu erlassen. Er für seinen Theil

hatte aber dagegen auch seine Beschwerden anzubringen wegen derer er das Wiedervergeltungsrecht erwartete. Er stellte denen gegenwärtigen Fürsten und dem Kaiser vor, daß es allen, die nach Rom wallfarthen wollten, unendlich schwer gemacht würde. Auch könnten diejenigen, die wegen Handlungsgeschäfften dahin zu reisen genöthiget wären, beynahe gar nicht fortkommen; indem alle Straßen wegen denen vielen Räubern äußerst unsicher wären, obgleich auserordentlich viele Abgaben für sicher Geleite müßten gegeben werden. Aus gegenseitiger Höflichkeit kamen alle Gegenwärtige überein, die Abgaben zu vermindern, und sich gemeinschaftlich die Sicherheit der Straßen angelegen seyn zu lassen. Ganz besonders versprach Konrad in allen Provinzen die unter seiner Herrschaft stünden, für die allgemeine Sicherheit Sorge zu tragen; auch hielt er sein Versprechen redlich, wie wir sogleich sehen werden. Ueberdieß errichtete Konrad eine sehr enge Freundschaft mit dem König Knud, welche noch in der Folge sehr wichtige Folgen hatte. König Rudolf hingegen war eigentlich nach Rom gekommen, um Konraden von der Fortdauer seiner Freundschaft zu überführen, und um seine Andacht zu verrichten. Allein Kaiser Konrad ließ keine Gelegenheit vorbey streichen, wo er etwas zu seinem Vortheil verrichten konnte, ohne sie zu benutzen. Um sich recht sicher zu setzen, fing er deswegen die Unterhandlungen wegen der Erbfolge in dem Burgundischen Reiche nochmals von vorne an. Rudolf sicherte sie ihm abermals auf alle mögliche Art zu, und Konrad glaubte, daß ihm nun schlechterdings nichts im Wege stehen könnte. Dessen allen aber ungeachtet konnte er aber doch nicht verhindern, daß er, nachdem der Thron durch den Tod Rudolfs erlediget worden, in eine Menge Unruhen verwickelt wurde.

Noch in derselben Woche als alle diese gekrönten Häupter versammelt waren, gab es einen ziemlich blutigen Auftritt in Rom, welcher den von Ravenna wo nicht übertraf, doch wenigstens gleich kam. Zwar hatten die Römer Konraden nur erst vor wenig Tagen mit allen nur ersinnlichen

Freudensbezeugungen aufgenommen, allein dem ungeachtet gab eine ganz unbedeutende Kleinigkeit Gelegenheit zu einer förmlichen Empörung wider ihn. Indessen hatte es doch den Nutzen für ihn, daß er aus eigner Erfahrung einsehen lernte, wie wenig er sich auf den Charakter der Italiener verlassen konnte, und wie geschwind ihre Liebe in Haß umzuwandeln war.

Ein Deutscher und ein Römer kamen mit einander über die Haut eines Ochsen, welchen sie gemeinschaftlich geschlachtet, in Streit. Ein jeder von ihnen wollte sie für sich allein haben, und doch konnte sich keiner entschließen, sie dem andern gutwillig zu überlassen. Sie stritten lange darüber, wer von ihnen sie mit mehrerm Rechte fordern könnte, worüber es, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, von Worten zu fühlbaren Beweisen kam. Kurz, beide streitende Partheyen schienen entschlossen zu seyn, sich der Entscheidung des Rechts des Stärkern zu unterwerfen. In Rom gab es, wie in allen großen Städten eine Menge müßige Menschen, die keine andere Beschäfftigung hatten, als sich nach Neuigkeiten umzusehen. Diese wurden bald durch diese beiden Kämpfenden herbey gelockt, und nun wuchs der Haufen der Zuschauer von Augenblick zu Augenblick. Die Zuschauer fingen ebenfalls an sich über das Recht und Unrecht der schon im Handgemenge begriffenen zu streiten. Die versammelten Römer verfochten die Rechte des Römers, die Deutschen hingegen vertheidigten den Deutschen. Darüber wurden beyde Nationen so erhitzt, daß ihr Streit immer heftiger wurde, und endlich gar in Thätlichkeiten ausartete. Sie schlugen sich so lange und mit solcher Wuth herum, bis alles, was nur in der Stadt wehrhaft war, zu den Waffen griff. Es mochte Reuter oder Fußknecht, Krieger oder nicht Krieger seyn, das war alles gleich viel; wer nur fechten konnte und Waffen hatte, der fochte. Sie gingen mit einer fürchterlichen Wuth auf einander los, daß das Blut Stromweise in den Straßen floß, und der Sieg ziemlich lange ganz unentschieden blieb. End-

lich behielt aber doch der Muth, die Tapferkeit und die Kraft der Deutschen die Oberhand. Sie brachten die Römer zum Weichen, und nun fingen sie erst an eine rechte Niederlage unter ihnen anzurichten, wobey eine ziemliche Anzahl auf dem Platze blieb. Der Verlust von Seiten der Deutschen war bey weitem nicht so beträchtlich, als von Seiten der Römer; denn letztere mußten am Ende die Flucht ergreifen, und alle mögliche Schlupfwinkel aufsuchen, um sich nur zu retten, weil sie sonst gewiß alle von der Wuth der Deutschen würden aufgerieben worden seyn *). Indessen befand sich doch unter denen gebliebenen Deutschen, einer ihrer vornehmsten Anführer mit Namen Berengar. Er war der Sohn eines deutschen Grafen, welcher Luitheld hieß. Ob gleich noch in der ersten Blüte seiner Jugend, hatte er sich doch schon durch seine Tapferkeit sehr viel Ansehn verschafft, und durch seine Klugheit sehr berühmt gemacht. Seine vielen guten Eigenschaften, welche er besaß, ließen von ihm erwarten, daß er gewiß in der Folge ein sehr guter Feldherr würde geworden seyn, wenn er nicht viel zu zeitig für sein Vaterland, welches noch erst Nutzen von seinen gesammelten Kenntnissen zu ziehen hoffte, ein Raub des Todes geworden. Kaiser Konrad schätzte diesen jungen Mann wegen seiner Verdienste, welche er sich schon erworben, über alle Maaßen, und lange konnte er sich über seinen Verlust nicht fassen. Um aber doch ihm

*) Eigentlich ist schwer zu bestimmen, wer zu diesem Aufruhr am meisten Anlaß gegeben. Muratori in Annal. d' Italia pag. 56. zeigt ganz, daß er ein Italiener ist. Er giebt denen Deutschen allein die Schuld von dem ganzen Aufruhr, indem er sagt: sie hätten gleich wegen jeder geringfügigen Kleinigkeit sich haufenweise zusammen gerottet, und ganze Ströme Bluts vergossen. Im ganzen wäre der Haß der Italiener nur eine Folge der Grausamkeit der Deutschen gewesen. Er macht den Deutschen überhaupt ein sehr verbindliches Kompliment, indem er schreibt: Dovenno ben essere allora indisciplinati, barbari, e bestiali i Tedeschi. Wippo hingegen bürdet alle Schuld den Italienern auf. Ich habe geglaubt der Wahrheit am nächsten zu kommen, indem ich die Mittelstraße gewählet.

wenigstens im Tode noch eine Ehre zu erzeigen, befahl er, daß man seinen Leichnam neben dem Kaiser Otto III. zu Rom zur Erde bestatten sollte.

Die Römer, welche nun den schweren Arm der Deutschen gefühlt hatten, waren voll Angst, sie würden den Zorn des Kaisers, den sie sogröblich beleidiget, noch mehr empfinden, zumal wenn er den Tod seines Lieblings erführe, welchen er gewiß auf das härteste rächen würde. Sie dachten auf weiter nichts, als wie sie Konraden nur wieder besänftigen wollten, weil sie sich gar zu sehr für die Deutschen fürchteten. Das einzige gab ihnen noch Hoffnung, daß Konrad schon so oft bey ihren Landsleuten Gnade vor Recht ergehen lassen; zugleich befürchteten sie aber auch, daß er endlich des Vergebens müde, einmal nachdrücklich strafen würde, da solche Auftritte zu oft vorfielen. Indessen beschlossen sie doch um Gnade und Vergebung ihres Vergehens und das zwar in Zeiten anzuflehen; damit der Kaiser sie nicht etwa für verstockte Sünder hielt, die sich noch auf Recht verließen. Den andern Morgen versammelten sich deswegen alle die an der Empörung Theil genommen, um vor dem Kaiser zu erscheinen, und seine Vergebung zu erflehen. Sie waren alle mit entblößen Füßen, und zwar die freyen Bürger mit bloßen jedoch zur Erde gesenkten Schwertern; die Leibeigenen hingen mit um den Hals geflochtenen Reisern; wodurch sie anzeigen wollten, daß sie insgesamt bereit wären, sich aller Strafe, welche ihnen der Kaiser auflegen würde, zu unterwerfen.

Kaiser Konrad sahe es allemal sehr gern, wenn der Verbrecher zu ihm kam, sein Verbrechen ernstlich bereuete, und Besserung versprach; weil er dadurch Gelegenheit erhielt zu vergeben, welches ihm ungleich lieber war, als zu strafen. Er war also auch diesesmal bereitwillig, denen Römern ihr Vergehen zu verzeihen, da sie selbst die Größe desselben einsahen. Ein Hauptbewegungsgrund, welcher ihn noch mehr reizte, die Bestrafung der Römer zu unterlassen, war: daß die Deutschen an der enstandenen Un-

ordnung eben so viel Ursache als die Römer hatten. Zwar schmerzte es ihn unendlich, daß sein Liebling dabey um das Leben gekommen, allein dem ungeachtet; ließ er es auch in der Folge denen Römern auf keine Weise empfinden. Er ermahnte sie nur, nicht so veränderlich zu seyn, weil sie sich selbst dadurch das größte Unglück auf den Hals ziehen könnten, indem kein Mensch in der Folge ihren Freundschaftsversicherungen Glauben beymessen würde. Die Römer waren außerordentlich froh, so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu seyn. Sie versicherten Konraden aufs neue ihre ganze Ergebenheit, und wußten gar nicht, wie sie ihm ihre Dankbarkeit für seine Großmuth beweisen sollten. Ob aber Konrad ihnen nun gleich von ganzem Herzen vergeben, und ihres Vergehens nie wieder dachte, so war es ihm doch nicht möglich, ihnen sein ganzes Vertrauen wieder zu schenken. Stets setzte er ein gewisses Mistrauen in die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen, da sie fähig gewesen waren, wegen einem Privatstreit eine förmliche Empörung gegen ihn zu Stande zu bringen, und den Entschluß zu fassen, ihn aus der Stadt zu verjagen, nachdem sie ihn erst kurz vorhero mit so vielen Freudenbezeugungen empfangen und zum Kaiser gewählet.

Kaum war die Ruhe in Rom wieder hergestellet, und die Unterhandlung mit dem Papst und den gegenwärtigen Königen beendiget, als der immer thätige Geist des Kaisers ihm auch nicht länger stille zu sitzen erlaubte. In Apulien hatte er noch einige kleine Verrichtungen, weil sich diese Provinz noch nicht ganz bestimmt für ihn erkläret. Zwar wußte er im voraus, daß dieses ihm wenig Zeit wegnehmen würde, allein dem ungeachtet war seine persöhnliche Gegenwart daselbst nothwendig, um sie zu einer bestimmten Erklärung zu nöthigen, ob sie ihn für ihren Freund oder für ihren Feind anerkennen wollten. Aus dieser Ursache verließ er mit seinem ganzen Kriegsheere Rom. Die Römer begleiteten ihn eben so, wie sie ihn empfangen hatten, und suchten ihm auf alle mögliche Art ihre beständige Ergebenheit zu versichern. Nun zog Konrad gerade auf

Apulien los, um sich auch von dieser Seite in Italien vollkommen sicher zu stellen. Er nahm Capua, Benevenda und alle die übrigen Städte, welche sich in diesen Gegenden befanden, theils mit Gewalt ein, theils unterwarfen sie sich ihm freywillig. Zu allen diesen Unternehmungen brauchte er indessen sehr wenig Zeit, da die meisten ihn freywillig für ihren Oberherrn erkannten, die andern aber zu ohnmächtig waren, einen ordentlichen Widerstand zu leisten.

In diesen Gegenden hatten sich eine große Anzahl Normänner niedergelassen, ohne daß weder Wippo noch ein anderer gleichzeitiger Schriftsteller die Ursache, warum es geschehen, daß sie ihr Vaterland verlassen anzugeben weiß. Diesen ertheilte er die Erlaubniß, die Städte, welche er mit Gewalt einnehmen müssen, zu bewohnen. Jedoch machte er ihnen die Bedingung, daß sie Sorge tragen sollten, die Gränzen des Reichs gegen die Einfälle der Griechen zu vertheidigen, weil er glaubte, sich besser auf ihre Treue, als auf die Treue der Eingebohrnen verlassen zu können. Durch sein Betragen und durch seinen Muth, den Konrad bey allen Gelegenheiten bewieß, erwarb er sich in ganz Italien ein dergestaltiges Ansehn, daß es keiner wenigstens vor der Hand nicht wagte, sich ihm zu widersetzen; vielmehr unterwarfen sie sich nun alle blindlings seinen Befehlen und seiner Oberherrschaft. Denn die vielen mißlungenen Versuche verschiedener Italienischen Provinzen, welche sich vom deutschen Reiche unabhängig machen wollten, schreckten die andern ab, es ihnen nachzuthun, und gleiche Versuche zu wagen. Besonders hatte das traurige Beyspiel der unglücklichen Stadt Pavia auf sie gewirkt; sie befürchteten gleiches Schicksal mit ihr zu erfahren, wenn sie Konraden nöthigten, sie mit Gewalt zum Gehorsam zurück zu bringen. Um dieses zu vermeiden, unterwarfen sie sich lieber freywillig dem deutschen Reiche, und warteten geduldig ab, was der Himmel über sie beschlossen hatte.

Ungefähr zu derselben Zeit war es, daß Kaiser Konrad seinem Stiefsohne, dem Herzog Ernst von Schwaben die Erlaubniß ertheilte, nach Deutschland zurück zu kehren. Auf der ganzen Reise durch Italien hatte er sich sehr gut benommen, und bey allen Gelegenheiten so große Ergebenheit für Konraden gezeiget, daß kein Mensch von dem schwarzen Vorhaben, welches er im Sinne führte, ahnden konnte. Am wenigsten glaubte der Kaiser ihn so vieler Bosheit fähig, als er wirklich besaß. Er war vollkommen von seiner Bekehrung überzeugt und glaubte gewiß, daß wenn einmal eine Verschwörung im Reiche entstehen sollte, Ernst zuverläßig auf seine Seite treten würde. Um ihm noch mehr gute Gesinnungen gegen sich einzuflößen, belehnte er ihn mit der Abtey Kempten an der Iser, damit er doch einigermaaßen wegen seiner Ansprüche am Burgundischen Reiche und wegen seiner übrigen vereitelten Aussichten entschädiget würde. Ueberhaupt überhäufte er ihn auf alle nur mögliche Art mit Wohlthaten und Gnadenbezeugungen, um sich ihn nur recht ergeben zu machen. Allein alle diese Mittel, die Dankbarkeit des Herzogs rege zu machen, verfehlten gänzlich ihren Zweck, wie wir bald sehen werden, indem sie eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten.

Weil nun für den Kaiser in ganz Italien nichts mehr zu verrichten war, beschloß er seine Anstalten zur Rückreise nach Deutschland zu machen. Von allen Seiten hatten ihn die Italiener theils gezwungen, theils freywillig als ihr rechtmäßiges Oberhaupt anerkannt, und sich seinem Willen unterworfen; dieß war alles, was er in dem gegenwärtigen Augenblick verlangen konnte; alles übrige versparete er für die Zukunft. Er kehrte nach Rom zurück, wo er alles fand, wie er es verlassen hatte, um von hier aus seinen Rückweg über die Alpen zu nehmen. Auf diesem Wege hatte er Gelegenheit, sich des Versprechens zu erinnern, welches er zu Rom geleistet; nehmlich die öffentliche Sicherheit auf den Landstraßen so viel in seinen Kräf-

ten stehen würde, zu erhalten und zu befestigen. Er glaubte dieses Versprechen nicht besser erfüllen zu können, als wenn er einen berüchtigten Räuber, welcher in diesen Gebirgen hauſete, und von da aus ganz Italien und Deutschland zittern machte, in seine Gewalt zu bekommen suchte. Er hieß Thasselgart, und stammte eigentlich aus einem alten berühmten gräflichen Geschlechte ab. Was ihn eigentlich genöthiget, ein Räuber zu werden, davon habe nichts in denen Geschichtschreibern des mittlern Zeitalters finden können. Allein so viel wird für bekannt angenommen, daß er sich schon zu den Zeiten Kaiser Heinrichs durch eine unendliche Menge Verbrechen, im ganzen Reiche furchtbar gemacht. Dieser hatte auch schon mehrere Male seiner habhaft zu werden gesucht, allein nie war er so glücklich gewesen, ihn mit seiner Rotte in seine Gewalt zu bekommen. Der Räuber hatte zu gute Kundschafter, die ihn immer in Zeiten benachrichtigten, wenn etwas wider ihn sollte unternommen werden. Ehe sich also der Kaiser ihm näherte, hatte Thasselgart allemal schon seinen Rückzug genommen, sich mit den Seinigen in Sicherheit gesetzet. Zu diesem Behuf hatte er beständig auf dem Meere eine Menge Schiffe in Bereitschaft, und in den Gebirgen und Wäldern unendlich viele Schlupfwinkel, wo ihm kein Mensch beykommen konnte; daß also der Kaiser unverrichteter Sache wieder abziehen mußte, ohne nur den Räuber gesehen zu haben. Denn dieser wußte allezeit alle wider ihn gemachte Versuche zu vereiteln, und allen Nachstellungen, wenn sie auch noch so fein angelegt waren, zu entgehen. Indessen vermehrte sich seine Macht täglich, da es nicht fehlen konnte, daß eine Menge liederliche Menschen, die nicht arbeiten, und doch auch nicht verhungern wollten, zu ihm gelaufen kamen. Er war klug genug, keinen abzuweisen, wenn er nur Herz hatte, und je größerer Bösewicht er war, mit desto größerer Freude wurde er aufgenommen. Dadurch war seine Macht so angewachsen, daß er die ganze Gegend unaufhörlich in Brandschatzung setzte. Er selbst

für seine Person war von Jahr zu Jahr immer grausamer geworden, daß man ihn am Ende füglich für den schändlichsten und verabscheuungswürdigsten Menschen seiner Zeit halten konnte. Er schonte weder Wittwen noch Waisen, weder Kirchen noch Klöster, um nur seine unersättliche Raubgier zu befriedigen; kein Ort war ihm zu heilig, kein Stand zu ehrwürdig, wenn er Hoffnung hatte, etwas zu erbeuten. Diesem in seine Gewalt zu bekommen, ließ sich Konrad ganz besonders angelegen seyn, um das Reich mit einemmale von dieser Landplage zu befreyen.

Sein eigentlicher Hauptaufenthalt war in denen Wäldern am Fuße der Alpen. Konrad sagte keinem Menschen etwas von seiner Absicht, vielmehr stellte er sich als ob es ihm gar nicht einfiel, etwas gegen den Räuber zu unternehmen. Er zog ganz seitwärts seine Straße, als ob er gesonnen wäre, gerade nach Deutschland zurück zu gehen. Nur nachdem er schon eine ganze Strecke vorgerückt, um den Räuber recht sicher zu machen, ließ er auf einmal sein ganzes Heer anhalten. Nun theilte er einen Theil seines Heeres ab, welchem er den Auftrag gab, alle Zugänge zu denen Gebirgen, in welchen der Räuber seine besondern Schlupfwinkel und Verschanzungen hatte, auf das sorgfältigste zu besetzen, um ihm von dieser Seite das Entkommen unmöglich zu machen. Um sich wegen dieser Geschichte nicht zu lange aufzuhalten, weil er Nachricht erhalten, daß seine Gegenwart im deutschen Reiche äußerst nothwendig wäre, nahm Konrad den übrigen Theil seines Heeres, nachdem er denen Zurückgelassenen gemessene Befehle gegeben, und durchstreifte mit diesem die ganze Gegend in der größten Geschwindigkeit. Er traf die Räuber glücklich an, die sich diesen Besuch gar nicht erwartet. Indessen ergaben sie sich doch nicht gleich, vielmehr leisteten sie tapfere Gegenwehr. Allein bald mußten sie doch den tapfern Deutschen das Feld lassen. Die Räuber ergriffen die Flucht, und wollten ihre Zuflucht zu ihren unzugänglichen

Verschanzungen in den Gebirgen nehmen; zu ihrem größten Schrecken fanden sie aber alle Zugänge schon besetzt, daß sie selbst ihren Feinden in die Hände liefern. Was also Konraden entronnen war, bekamen diejenigen Deutschen, welche in den Wäldern sich verborgen gehalten, in die Hände, daß auch nicht ein einziger von der ganzen Rotte entkam. Thasselgart wurde lebendig gefangen genommen und vor dem Kaiser geführet *). Der Kaiser hielt sogleich eine Versammlung, zu welcher er die vornehmsten Deutschen, die sich bey dem Heere befanden, zusammen berufen ließ, um über das Schicksal dieses Böswichts zu entscheiden. Sie waren alle einverstanden, daß er wenigstens den Galgen verdient hätte; welches Urtheil auch auf der Stelle an ihm vollzogen wurde. Durch den Tod dieses einzigen Menschen und durch die Vertilgung seiner Rotte, erfüllte Konrad mit einemmale sein Versprechen, für die Sicherheit der Straßen zu wachen. Denn von dem Augenblicke an, daß Konrad ihn bezwungen, wurde die Ruhe und Sicherheit in der ganzen Gegend hergestellt. Dafür wurde er aber auch von allen Reisenden, welche nun ungehindert diese Straße ziehen konnten, noch lange nachhero gesegnet.

*) Wippo schreibt in dem Leben Konrads pag. 473. folgendes über diesen Umstand: Quem cum videret fertur dixisse Imperator: Nonne est hic ille leo, qui devoravit bestias Italiae? per S. crucem Domini talis leo non comedet amplius de pane meo, et hoc dicens statim cunctis principibus regni adjudicantibus, praecepit illum in patibulum suspendi.

Zehntes Kapitel.

Bey seiner Zurückkunft in Deutschland findet Konrad alles in großer Unordnung.— Der Graf Rothbet von Altenburg bauet das Schloß Habsburg, um sich vor den Empörern zu schützen. — Der Herzog von Bayern stirbt. — Heinrich wird von denen Ständen zu seinem Nachfolger gewählet, ob es gleich der König von Ungarn zu verhindern sucht, — dafür muß Konrad gewisse Bedingungen eingehen. — Konrad stillt die Empörung, — nimmt Konrad den Jüngern wieder zu Gnaden an und schenkt ihm Kärnthen.

Nachdem Konrad auch dieses Geschäffte glücklich beendigt, setzte er, auf alle Art mit Lorbeern gekrönt, seinen Zug nach Deutschland weiter fort. Er eilete so viel in seinen Kräften stand, weil er in Erfahrung gebracht, daß seine Gegenwart über alle Beschreibung nothwendig. Zwar hatte er vor seiner Abreise nach Italien alle nur ersinnliche Anstalten getroffen, daß die öffentliche Ruhe binnen seiner Abwesenheit sollte erhalten werden. Dem ungeachtet war seine ganze Sorgfalt beynahe ohne allen Nutzen gewesen. Denn in der Zeit, daß er allen seinen Fleiß verwendete, Ruhe und Einigkeit über Italien zu verbreiten, und die innern Angelegenheiten daselbst in Ordnung zu bringen, rissen von allen Seiten Unordnungen in Deutschland ein; wodurch freylich seine Gegenwart äußerst nothwendig wurde, wenn das Uebel nicht immer ärger werden, und endlich ein ganz unverbesserlicher Nachtheil für Deutschland daraus erwachsen sollte.

Verschiedene unruhige Köpfe unter den deutschen Fürsten, wollten sich die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen, ihre Ausschweifungen und Räubereyen in Deutschland zu treiben; währender Zeit der Kaiser alle Hände voll in Italien zu thun hatte. Einigen andern hingegen war daran gelegen, einen Versuch zu wagen, den Salier um den Be-

sitz seiner Krone zu bringen, die sie noch immer viel lieber seinem Vetter Konrad dem Jüngern gönneten. Sie glaubten von dem letztern, er würde in verschiedenen Stücken nachsichtiger als sein Vetter seyn, und ihnen eher einige Eingriffe in die Rechte der Geringeren erlauben. Um nun ihre Absicht zu erreichen, schmiedeten sie verschiedene Verschwörungen gegen den rechtschaffenen Kaiser, welcher es sich doch so sehr angelegen seyn ließ, das Beste des Reichs zu befördern, und nur allein darauf sann, dessen Ansehn und Wohlstand zu erhalten. Sie glaubten, wenn sie ihm nur einmal die deutsche Krone entrissen, so würden die unruhigen Italiener, deren größter Theil so nur für ihn gestimmt war, weil sie der Macht weichen müssen, gewiß augenblicklich ihrem Beyspiele folgen *).

Unter denen, welche bloß die Abwesenheit des Kaisers zu benutzen suchten, um ihre Räubereyen und Ausschweifungen recht ungehindert treiben zu können, zeichnete sich besonders ein gewisser Graf Welf aus. Dieser war einer der reichsten und mächtigsten Grafen in Schwaben, aber auch gewiß einer der schlechtesten Menschen in Deutschland. Er hatte sich zwar auch mit denen Widersachern Kaiser Konrads verbunden: allein die Ursach, warum er sich einen andern Oberherrn wünschte, bestand vorzüglich darinnen, daß Konrad ein zu wachsames Auge auf alle Stöhrer der öffentlichen Ruhe hatte, ihren Ausschweifungen Einhalt zu thun suchte und das Recht des Stärkeren abzuschaffen sich bemühete. Dieses alles war gar nicht denen Wünschen des Grafen Welf angemessen, der sich auf seine Macht verließ, und sehr gern dem Schwächern das Seinige abnahm, ohne erst sein Recht darauf zu beweisen. Bey der Abwesenheit des Kaisers glaubte er einigermaaßen seine Leidenschaften, welche freylich nicht die löblichsten waren, befriedigen zu können. Indessen fürchtete er sich doch, der Kaiser möchte ihm bey seiner Zurückkunft aus Italien auf

*) Nach Hermanni Contracti Chronicon ist alles dieses schon im Jahr 1026. geschehen.

eine etwas unsanfte Art das Handwerk legen, und ihn wegen seiner vergangenen Aufführung zur Rechenschaft fordern. Diesem Uebel glaubte er am besten ausweichen zu können, wenn er durch seinen Beytritt zur Verschwörung den Deutschen ein anderes Oberhaupt zu verschaffen suchte, welches seiner Meinung nach, seine Handlung mit billigern Augen betrachten würde. Er war also einer von den ersten, die es dem Kaiserlichen Verbote ungeachtet, wagten, ihr Unwesen im Reiche zu treiben. Er versammelte seine Leute, die mit ihrem Herrn ganz gleiche Gesinnungen hatten, indem sie auch nur auf Rauben und Plündern ausgingen. So bald sie beysammen waren, fiel er in das Gebiete des Bischofs Brunno von Augsburg ein, ohne ihm erst lange Fehde anzukündigen. Dem Bischof kam dieser unfreundliche Besuch sehr unerwartet. Er hatte sich eingebildet, in seinem Bisthume ganz ruhig sitzen zu können; wenigstens hatte er geglaubt, keinen Ueberfall befürchten zu dürfen; weil der Reichsbann, mit welchem Konrad vor seinem Zuge nach Italien jedem bedrohet, der die Ruhe des Reichs stöhren würde, alle Fürsten des Reichs abhalten sollte, etwas gegen dieses Verbot zu unternehmen. Nun sahe Brunno zu seinem eignen Nachtheil, daß es doch welche gab, die kühn genug waren, diesen strengen Befehlen zuwider zu handeln. Er war nicht im mindesten bereit, sich zu vertheidigen, daß Welf also schon gewonnen Spiel zu haben glaubte. Allein noch hatte der Bischof Brunno nicht Lust sich ihm ganz geduldig auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Er versammlete in der größten Geschwindigkeit alle seine Reisige, welche dem Grafen Welf rechten tapfern Widerstand leisteten. Es kam zwischen beiden Partheyen zu verschiedenen Treffen, in welchen bald der Graf, bald der Bischof die Oberhand behielt. Wer aber eigentlich Sieger gewesen, und den andern förmlich bezwungen, blieb unentschieden. Von beiden Seiten machten aber die Kriegführenden Herren auf eine gewisse Art gemeinschaftliche Sache; denn überall, wo sie nur hinkamen, wurde tapfer geraubt und geplündert, und was sich nicht fort-

bringen ließ, mit Feuer und Schwert vernichtet, ohne daß erst untersucht wurde, ob die Sachen, deren man sich bemächtigte, dem Freunde oder dem Feinde zugehörten.

Dieses Unwesen trieben beide Herren ziemlich lange, ohne daß sie einander großen Abbruch thaten, nur wenn sie einmal durch Zufall auf einander stießen, kam es zu einem Handgemenge, welches aber niemals etwas entschied, denn beide Theile hatten nicht Lust sich gegen einander im freyen Felde zu messen. Endlich paßte doch der Graf Welf seine Gelegenheit ab, einen entscheidenden Sieg über den Bischof davon zu tragen. Brunno glaubte den Grafen weit von Augsburg entfernt, und zog auf seine gewöhnlichen Streifereyen aus. Diesen Zeitpunkt hatte der Graf erwartet, und nun er gekommen war, suchte er ihn so gut als möglich zu benutzen. Er fiel in Augsburg, welches fast ganz von aller Besatzung entblößt war, ein: da Brunno es gar nicht erwartete. Mit der größten Geschwindigkeit bemächtigte er sich des bischöflichen Schlosses und des daselbst befindlichen Schatzes. Diesen behielt er für seinen Antheil, die Stadt hingegen gab er seinen Leuten preiß. Sie suchten die von ihrem Herrn gegebene Erlaubniß vortreflich zu nutzen, indem sie alles raubten, was sie nur fanden und mit fortbringen konnten, die ganze Stadt aber in einen Steinhaufen verwandelten. Gleiches Schicksal mußte das arme Bisthum Freysingen erfahren, weil der Bischof es gewagt, den Bischof Brunno mit seinen Leuten zu unterstützen. Dieses brachte den Grafen Welf dergestalt wider ihn auf, daß er unverzüglich beschloß, ihn für die Frechheit, daß er Kriegsvölker wider ihn ausgeschickt, zu bestrafen. So bald er also mit der Verwüstung von Augsburg zu Stande, zog er nach Freysingen, welches einzunehmen ihm auch nicht viel Mühe kostete. Hier machte er es um kein Haar besser als zu Augsburg. Er raubte und verwüstete ebenfalls alles, was sich in der Stadt befand, und nun kehrte er mit Beute wohl beladen in seine Heimath zurück. So bald er daselbst angekommen, setzte er sich auf das neue in Bereitschaft zum Aufbruch, um sich mit denen andern Empö-

rern im Reiche zu vereinigen, und die Angelegenheiten Konrads des Jüngern nach möglichsten Kräften zu unterstützen.

Dieser hatte das feyerliche Versprechen, welches er dem Salier bey dessen Wahl geleistet, ganz wieder vergessen; wenigstens wollte er nicht mehr daran denken, indem er die so heilig beschworne Treue brach. Noch immer war ihm der Gedanke, daß es noch möglich wäre, Oberhaupt des deutschen Reichs zu werden, und vielleicht die Kaiserliche Krone zu erlangen, äußerst schmeichelhaft; weswegen er noch einen Versuch wagen wollte, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Der Gedanke, nur allein durch seinen Vetter um dieses Glück gebracht worden zu seyn, erfüllte sein Herz mit Rache gegen ihn. Unaufhörlich machte er sich Vorwürfe, daß er sich überreden lassen, bey der Wahl stille zu schweigen, und er nicht gleich damals seine gerechten Ansprüche geltend gemacht. Denn er sahe ein, daß es ihm viel leichter würde geworden seyn, damals seine Wünsche zu erfüllen, da der Salier noch eine Menge Stimmen gegen sich gehabt, als jetzo, nachdem er wirklich als König der Deutschen von der Nation durch den Eid der Treue anerkannt, und durch die Krönung des Papstes in seiner Würde noch bestätiget worden. Dem ungeachtet hoffte er doch noch zu seinem Zweck zu gelangen, wenn er nur erst eine allgemeine Unordnung im Reiche anstiften könnte Alsdann gedachte er schon Mittel zu finden, diejenigen, welche seinem Vetter ergeben waren, zu nöthigen, sich für ihn zu erklären.

Dem Anscheine nach, mußte seine Sache sehr gut von statten gehen, wenigstens hatte er gleich vom Anfange einen großen Anhang. Friedrich, Herzog von Lothringen, war durch seine Vermählung mit Mathildis sein Stiefvater geworden. Es war also ganz natürlich, daß er seinen Stiefsohn zu unterstützen suchte, von welchem er sich viele Vortheile versprach, wenn er so glücklich seyn, und zur Regierung des Reichs gelangen sollte. Mit ihm verband sich noch Albrecht, Herzog in Kärnthen,

Bayerische Staatsbibliothek München

und der mächtige Graf Welf, dessen wir schon oben gedacht. Selbst Herzog Ernst von Schwaben, der Stiefsohn des Kaisers, dachte unedel genug, diesem schändlichen Bündnisse beyzutreten; ob ihm gleich sein gütiger Vater sein erstes Vergehen großmüthig vergeben, und ihn überdieß noch durch die Schenkung der reichen Abtey Kempten, für die verlohrnen Ansprüche an dem Burgundischen Reiche schadlos zu halten gesucht hatte. Aber aller dieser erhaltenen Wohlthaten ungeachtet dachte er niedrig genug, sich gegen den rechtmäßigen Kaiser zu verbinden, dessen ganze Aufmerksamkeit nur dahin gerichtet war, das Wohl des Reichs zu befördern, und die innere Ruhe desselben zu erhalten.

Diese Herren nun versammelten sich mit ihren Kriegsvölkern an den Ufern des Rheins, wo sie ein nicht unbeträchtliches Heer zusammen brachten. Kaum waren sie alle beysammen, so gingen sie über den Rhein, und fielen in Elsas ein. Hier versuchten sie erst im guten ihre aufrührischen Gesinnungen zu verbreiten, und die Elsasser mit in ihre Verschwörung zu ziehen. Allein diese waren dem rechtmäßigen Kaiser mit Leib und Seele ergeben, und versicherten, daß sie ihm bis in den Tod getreu bleiben würden. So wie die Verschwornen dieses höreten, änderten sie auf einmal die Sprache. Nun zeigten sie sich als Feinde, indem sie alles verwüsteten, wo sie nur hinkamen. Besonders verheereten sie die Länder des Bischofs Werner von Strasburg, und des Grafen Hugo von Egisheim, als eines weitläuftigen Blutsfreunds des Kaisers. Diese beyden hielten sie für die Hauptursache, daß ihre Gesinnungen keinen Eingang bey den Elsassern fanden, ihnen hatten sie deswegen auch besondere Rache zugedacht. Nachdem sie hier eine unendliche Menge Schandthaten verübet, setzten sie ihren Weg mit ihrem Kriegsheere weiter fort. Dieses bestand größtentheils aus lauter jungen tapfern Männern, um die es sehr Schade war, daß sie nicht zu etwas besser als Unruhe im Reiche zu stiften gebraucht wurden, und

zu so einer schändlichen Absicht ihre besten Kräfte muthwillig verschwendeten.

Das vereinigte Heer der Verschwornen rückte in Burgund ein, um dieses wenigstens wo möglich, von Konraden abzuziehen, und den König zu nöthigen, den Erbfolgevergleich wieder aufzuheben. Sie drangen bis Solothurn vor, wo sie sich fest verschanzten. König Rudolf war über diesen unerwarteten Besuch nicht wenig in Verlegenheit; indessen zog er doch sein Kriegsheer zusammen, um den Feinden das fernere Eindringen zu verwehren, weil ihm das dem Kaiser gegebene Versprechen, das burgundische Reich in dem Stande zu halten, wie es sich zur Zeit des gefertigten Vertrags befunden, in noch zu frischem Andenken war. Den Feind aber selbst anzugreifen und zurück zu treiben wagte er nicht, weil ihm die vereinigten Völker zu mächtig schienen; vielmehr war er froh, wenn sie nur nicht auf den Einfall kamen, ihn selbst weiter in sein Reich zurückzujagen. Durch das Zusammenziehen seines Heers, brachte es auch Rudolf wirklich so weit, daß Ernst mit seiner ganzen Armee wieder abziehen mußte, ohne etwas ausgerichtet zu haben, als daß er die Gegenden, in denen er gestanden, gänzlich verwüstet. Sie nahmen ihren Rückweg über Zürch, auf welchem Wege sie die Abtey St. Gallen und Reichenau heimsuchten. Wo sie sich nur blicken ließen, erregten sie Furcht und Schrecken, weil sie an allen Orten sich wie eine Rotte Räuber betrugen, und alles mitnahmen, was nur fortzubringen war. Dieses thaten sie auch in den beiden nur genannten Abteyen, welche sie rein ausplünderten, und endlich sehr ansehnlich mit Beute beladen, wieder nach Deutschland zurück kamen.

Schon vor Eröffnung dieses Feldzuges hatten die Verschwornen gesucht, die Grafen von Altenburg mit in ihr Interesse zu ziehen. Allein diese waren ihnen stets ausgewichen, und hatten nichts davon hören wollen, weil sie die Ordnung liebten, und folglich auch dem Kaiser sehr ergeben waren. Von dem Augenblicke an, daß sie diese Gesinnungen geäußert, hatten ihnen die Empörer keine „ru-

hige Stunde gelassen, sondern sie unaufhörlich beunruhiget, und genöthiget, sich in einem immerwährenden Vertheidigungsstande zu halten, um nur ihres Lebens sicher zu seyn. Hierdurch wurde der Graf Rothbet zu dem Entschluß gebracht, sich eine Festung zu bauen, um endlich einmal für die unaufhörlichen Streifereyen der Feinde gedeckt zu seyn. Sein Schloß Altenburg lag in einer Ebene, wo man ihm leicht von allen Seiten beykommen konnte. Ueberdieß waren die Festungswerke durch den Zahn der Zeit so abgenutzt worden, daß es beynahe keine Möglichktit war, sich lange in selbigem zu halten. Ganz nahe bey diesem Schlosse lag aber ein sehr hoher Berg, der aus lauter auf einander gehäuften Felsen bestand. Er war von allen Seiten ganz unzugänglich, nur allein gegen Mitternacht führte ein ziemlich unwegsamer Pfad auf den Gipfel desselben. Auf diesem beschloß Rothbet die neue Festung anzulegen. Sie sollte von doppeltem Nutzen für ihn seyn; denn erstlich war er und die Seinigen nebst ihrem Vermögen vollkommen sicher, und zweitens lag sie so hoch, daß er beynahe das ganze Land übersehen, und dadurch denen Einfällen der Feinde zuvorkommen und sie abhalten konnte. Er selbst besaß nicht Vermögen genug, dieses große Werk auszuführen, welches keine geringen Summen kostete. Dafür unterstützte ihn aber sein Bruder, der Bischof Werner, von Strasburg auf alle mögliche Weise in seinem Vorhaben, den Ort recht zu befestigen. Vorzüglich fehlte es am Ende dem Grafen an Menschen, die Festung gehörig zu besetzen. Doch auch diesem Uebel wußte der Bischof Werner sehr bald abzuhelfen. Er gab seinem Bruder den größten Theil seiner nicht unbeträchtlichen Einkünfte von dem Bisthum Strasburg, mit welchem er den Adel in der umliegenden Gegend auf seine Seite zu bringen suchen sollte. Vermittelst des Geldes war dieses nicht schwer, weil der Adel auch schon in jenen Zeiten beständig dessen bedürftig war, und wer dieses nicht schonete, konnte sich leicht eine Menge Anhänger schaffen. Es dauerte nicht lange, so legten eine ganze Menge Edelleute aus der Gegend von Zürich, Schwa-

ben und aus dem Urgau ihm den Eid der Treue ab. Sie erboten sich alle ihm mit Leib und Leben beyzustehen, so bald er sie zu seiner Hülfe aufbieten würde. Die Gelegenheit, ihre Treue zu prüfen, erschien sehr bald; denn wie Ernst nach Deutschland zurück kam, wollte er abermals mit dem Grafen von Altenburg Händel anfangen. Dieser ließ unverzüglich seine neuen Vasallen aufbieten, von welchen kein einziger, der ihm den Eid der Treue geleistet, außen blieb. Mit deren Beyhülfe war der Graf Rothbet mächtig genug, sich denen Einfällen des Herzogs zu widersetzen. Er ging ihm selbst entgegen und nöthigte ihn unverrichteter Sache wieder umzukehren, und sich in sein Herzogthum zurück zu ziehen. Einige Zeit nach diesem Vorfalle gaben die Grafen von Altenburg ihren ehemaligen Namen auf, und nenneten sich Grafen von Habsburg, unter welchen sie auch noch bis auf den heutigen Tag in der Geschichte bekannt sind.

In diesen Zustande befand sich ohngefähr das deutsche Reich in der Abwesenheit Kaiser Konrads, und man wird leicht einsehen, daß er ziemlich gefährlich war. Denn die Unruhen durften halbwege weiter um sich greifen, so war dessen gänzlicher Umsturz zu befürchten. Dieß war auch die Ursache, welche Konraden antrieb, seine Rückreise so viel in seinen Kräften stand, zu beschleunigen, weil er befürchtete, die unruhigen Köpfe möchten, wenn er noch länger außenblieb, das Uebel noch ärger machen. Gern hätte er, wenn es eine Möglichkeit gewesen wäre seinem ganzen Heere Flügel gegeben, um nur recht bald den deutschen Grund und Boden zu erreichen; weil dieses aber unter die unerfüllbaren Wünsche gehörte, mußte er sein Leid in Geduld fassen, und ganz gelassen abwarten, wie das Heer langsam vorrückte. Indessen suchte er doch seine Soldaten so viel, wie möglich, anzutreiben, daß sie alle ihre Kräfte aufbieten mußten, um geschwinder fortzukommen. Denn er konnte es gar nicht erwarten, dem Unwesen der Empörer zu steuern.

Gleich an der Gränze des deutschen Reichs fand aber Konrad wiederum einen neuen Aufenthalt, der ihn hinderte, geradeswegs gegen die Empörer vorzurücken, wie vom Anfange sein Plan gewesen war.

In der Zeit der Abwesenheit Kaiser Konrads, war der Herzog von Bayern, Heinrich IV. ohne Erben verstorben. Dieses Land fiel nun natürlich als ein Reichslehn dem Kaiser anheim. Er wollte es aber nicht für sich behalten, sondern er überließ es seinem Sohne Heinrich. Diese Schenkung zwischen Vater und Sohn hätte nun bald Anlaß zu einem Kriege zwischen Deutchland und Ungarn gegeben, wenn Konrad nicht durch seine Klugheit denselben zu hintertreiben gewußt.

König Stephan von Ungarn war wie bekannt, mit einer Schwester Kaiser Heinrich II. mit Namen Giesela, vermählet, und folglich ein sehr naher Blutsfreund von dem verstorbenen Herzog. Aus diesem Grunde glaubte er nach dessen Tode nähere Ansprüche als der Kaiser an dem erledigten Herzogthume zu haben. Diese suchte er auf alle Weise geltend zu machen, um das Herzogthum für seinen Sohn Emmerich zu erlangen. Er schickte deshalb eine Gesandtschaft nach Bayern, um das Land von den Ständen des Herzogthums, für seinen Sohn Emmerich, als einen Neffen des verstorbenen Herzogs, zu fordern. Hätte nun Konrad des Herzogthum eigenmächtig an sich reißen wollen, so würde gewiß ein Krieg zwischen ihm und dem Könige von Ungarn entstanden seyn, der wahrscheinlich höchst nachtheilig für ersteren hätte ausfallen müssen, da er so alle Hände voll zu thun hatte, den Frieden im Reiche wieder herzustellen. Allein diesen suchte der Kaiser auf alle mögliche Art zu vermeiden, indem er sich stellte, als ob er gar keine Ansprüche an dem Herzogthume machte, sondern die Sache gänzlich der Entscheidung der Stände überließ. Dieses konnte er sehr gut thun, da er vorhero wußte, daß er gewiß nichts dabey verlieren würde. Er war schon im voraus überzeugt, daß die Bayern bey dem deutschen Reiche zu bleiben wünschten, und sich nie entschließen würden, sich un-

er fremde Oberherrschaft zu begeben. Aus dieser Ursache konnte er auf ihre Stimme für seinen Sohn Rechnung machen, da gewiß kein einziger sich für den König von Ungarn erklären würde. Um nun allen Schein zu vermeiden, als ob er eigenmächtig das Herzogthum für seine Nachkommen behalten wollte, berief er die Bayerischen Stände zusammen. So bald sie alle versammlet waren, erklärte er öffentlich, daß er es gänzlich in ihrem freyen Willen stellte, wen sie zu ihrem künftigen Oberhaupte sich erwählen wollten, indem er sie in diesem Stücke nie im mindesten einschränken würde. Hierauf schritten die Stände unverzüglich zur Wahl, welche jedoch sehr bald beendiget war, weil sie insgesamt einverstanden, den jungen Heinrich zu ihrem künftigen Oberhaupte wählten. Auf die Ansprüche des Königs von Ungarn, welche er mit so vieler Mühe zu erweisen gesucht, nahmen sie nicht im geringsten Rücksicht. Es verdroß ihn außerordentlich, sich auf eine so beleidigende Art zurück gesetzt zu sehen, und von diesem Augenblick an beschloß er, sich an den Kaiser zu rächen; ja er würde ihn vielleicht gleich den Krieg angekündiget haben, wenn er nicht gefürchtet, daß er zu schwach wäre, sich mit denen mächtigen Deutschen zu messen; er mußte also seine Rache auf eine bequemere Gelegenheit aufschieben. Die Bayern waren indessen bey seinem Zorn sehr ruhig, da sie sich nun gänzlich auf den Schutz Konrads verlassen konnten, dessen eignes Interesse es verlangte, sie zu schützen, wenn sie angegriffen würden. Ueberdieß liebten sie den Kaiser über alle Beschreibung, weil er äußerst billig gegen die Bayerschen Vasallen auf denen Italienischen Feldzügen gehandelt; indem er, um sie doch einigermaaßen wegen denen Beschwerlichkeiten, welche damit verbunden waren, zu entschädigen; ein für allemal folgende Bedingungen in einem Vertrage bey Wiesenburg auf dem Nordgau im Jahr 1026. mit ihnen festsetzte. Vermöge diesem sollte ein jeder Vasall, der den Kaiser nach Italien begleiten würde, zehn Pfund an Geld, fünf Pferdebeschläge, zwey Geißhäute, und einen Maulesel mit zweyen Mantelsäcken, in welchen sich die Nothwendig-

sten Bedürfnisse zur Reise befänden, und zween Knechte, deren einer das Thier führen, der andere treiben, jeder derselben aber ein Pfund Geld und ein Pferd bekommen. Ihren Herren sollte, sobald er die Alpen bestiegen, die Kost von Hofe gereicht werden. Für ihre Töchter verlangten sie, daß man sie nie als Aufwärterinnen zum Hofdienste sollte anhalten können, ausgenommen, wenn der Zug nach Italien ging. Alsdann sollten sie am Diensttag, damit bis auf den Donnerstag die Kleider ausgebessert werden könnten, sich nach Wiesenburg begeben. Jede sollte alsdann täglich ein Maaß Meth, ein und ein halb Maaß Wein, fünf Maaß Bier, eine Semmel, ein Eyerbrod, zwölf Röcklein und eine Metzen Futter bekommen. Dadurch hatte er sich schon im voraus die Liebe der Nation erworben, daß nun die Wahlgeschäffte sehr schnell beendiget wurden, und ganz seinen Wünschen gemäß ausfielen. Um den Haß des Königs von Ungarn bekümmerte er sich weiter nicht vor der Hand, da er jetzo nicht laut wurde, und für die Zukunft hoffte er schon mit ihm fertig zu werden.

Sobald Konrad also dieses Geschäffte beendiget, welches ihm indessen doch weit weniger Zeit gekostet, als er vermuthet, dachte er ernstlich daran, die Geschäffte des Reichs so geschwind als möglich in Ordnung zu bringen. Zuerst begab er sich nach Augsburg, wohin er verschiedene Große des Reichs, die ihm treu geblieben, zusammen berufen. Die Hauptabsicht dieser Versammlung war, daß Konrad erst von ihnen bestimmt erfahren wollte, was eigentlich während seiner Abwesenheit im Reiche vorgefallen; denn weder auf die einseitigen Berichte, die man ihm abgestattet, noch auf die Gerüchte, die ihm zu Ohren gekommen, wollte er sich ganz verlassen. Hiernächst wollte er mit ihnen gemeinschaftlich auf die besten Mittel sinnen, die durch die Aufrührer verursachten Unordnungen wieder abzuschaffen, und die Ruhe wieder herzustellen.

Seine Getreuen gaben ihm den Rath, die ganze Sache den versammelten Ständen vorzutragen, denen er auch

die Bestrafung der Empörer überlassen sollte, damit kein Mensch sagen könnte, er habe in einer Sache, welche das ganze Reich beträfe eigenmächtig gehandelt. Dieser Rath schien ihm bey weitem der beste zu seyn, daß er auch unverzüglich bereit war, ihn zu befolgen. Zu diesem Behuf schrieb er einen zweiten Reichstag nach Ulm aus, wohin die Verschwornen auch beschieden wurden, um ihre Vergehen untersuchen zu lassen, und sich der ihnen auferlegten Strafe zu unterwerfen.

Keiner von denen ausgeschriebenen blieb außen; selbst Herzog Ernst erschien, aber freylich kam dieser an der Spitze seines ausgesuchten Kriegsheeres, weil er ohne einen sichern Rückenhalt zu haben, nicht viel Gutes für sich erwartete. Er verließ sich gänzlich auf die Treue seiner Mitverschwornen und seiner Lehnsleute, und glaubte, sich in ihrer Mitte so sicher als in Abrahams Schoos. Er glaubte gewiß, der Kaiser und die ganze Reichsversammlung würde alle mögliche von ihm gemachte Bedingungen eingehn müssen, wenn sie ihn an der Spitze eines so ansehnlichen Kriegsheeres erblickten, oder doch wenigstens genöthigt seyn, ihn ungehindert wieder in seine Haymat ziehen zu lassen, ohne ihm etwas anhaben zu können. Allein dießmal hatte Herzog Ernst die Rechnung ohne Wirth gemacht; denn die meisten von seinen Anhängern weigerten sich, etwas gegen den Kaiser oder das Reich zu unternehmen. In demselben Augenblick also, wo er auf seine Macht trotzte, sahe er sich beynahe von allen verlassen. Seine Verlegenheit, sich so sehr getäuscht zu haben, war über alle Beschreibung. Lange konnte er keinen festen Entschluß fassen, was er thun sollte; endlich entschloß er sich noch einen Versuch zu wagen, seine ehemals Getreuen an ihr ihm gethanes Versprechen zu erinnern. Er versammelte die Vornehmsten von ihnen, und stellte denenselben vor, daß er sich nur allein auf ihre Ergebenheit verließ, da sie ihm den Eid der Treue geleistet. Er hoffte gewiß, sie würden ihn diesesmal nicht verlassen, da ihm ihre Hülfe am nöthigsten, indem seine Ehre auf dem Spiel stände, und er in der Gefahr

wäre ewig unglücklich zu werden, wenn sie ihn verließen. Die Allemannen wären von je her als treue Anhänger ihres Herrn bekannt, und wenn sie ihm auch treu bleiben wollten, würde er sie gewiß nach Verdiensten belohnen. Sie würden sich dadurch, daß sie ihrem Herrn in Glück und Unglück gefolget, einen ewigen Ruhm erwerben, so wie sie sich auf ewig beschimpfen und mit Schande brandmarken würden, wenn sie fähig wären, ihn in der äußersten Noth zu verlassen.

Diese Vorstellungen halfen aber alle nichts, so schön sie auch klangen, denn die meisten wollten es durchaus nicht wagen, etwas gegen den Kaiser zu unternehmen, weil sie voraus sahen, daß sie den kürzern ziehen würden. Zwey Anführer seines Kriegsheers unternahmen es, ihm im Namen der ganzen Versammlung zu antworten. Sie traten hervor, und hielten folgende kurze Anrede an den Herzog Ernst, die ihm alle noch übrige Hoffnung sein Vorhaben glücklich auszuführen benahm.

„Wir können nicht läugnen," sprachen sie: „daß wir „Euch die Treue gegen einen jeden, denjenigen ausgenom„men, der uns Euch gegeben gelobet. Wären wir Knechte un„sers Königs und Kaisers gewesen, und Ihr hättet uns vermit„telst Eurer Gewalt von demselben unabhängig gemacht, so „würden wir nie den Gedanken wagen dürfen, uns von Euch „zu trennen, ohne uns der schwärzesten Undankbarkeit schul„dig zu machen. Allein wir sind frey gebohren, und ha„ben an unserm Könige und Kaiser den eifrigsten Beschützer „unsrer Freyheit; Ihm haben wir zuerst Treue gelobet, „wenn wir ihn verlassen, machen wir uns unsrer Freyheit „verlustig, die doch gewiß jeder rechtschaffene Mann, so lan„ge er lebet, mit dem größten Eifer zu vertheidigen suchen „wird. Da sich die Lage der Sachen nun also befindet, so „sind wir entschlossen, Euch in allem, was Ihr von uns „verlangt, so bald es nur der Billigkeit und Rechtschaffen„heit nicht entgegen stehet, mit der größten Bereitwilligkeit „zu gehorchen; begehret Ihr aber etwas von uns, „was dieser zuwider läuft, so kehren wir gleich wieder

„dahin zurück, woher wir nur unter gewissen Bedingungen „zu Euch gekommen sind. “

Mit diesen Worten verließen sie den Herzog, ohne weiter zu hören, was er ihnen noch für Gegenvorstellungen machte. Da er nun sahe, daß er sich nicht mehr auf die Seinigen verlassen konnte, wurde er freylich genöthiget, seine Zuflucht zur Gnade seines Oberherrn zu nehmen. Die andern vorzüglichsten Mitverschwornen, Konrad den Jüngern ausgenommen, welcher ganz ruhig in Franken sitzen geblieben, um von da aus zu erwarten, was geschehen würde, folgten dem Beyspiel des Herzogs. Sie baten insgesamt den Kaiser sehr dringend um Vergebung ihres Vergehens, und waren alle bereit, sich dem Urtheil zu unterwerfen, welches die Reichstagsversammlung über sie aussprechen würde. Dieses fiel nun freylich etwas härter aus, als die Herren insgesamt erwartet; denn sie glaubten, Konrad würde diesesmal ebenfalls ihnen die Strafe ganz erlassen, wie er schon oft gethan, wenn die Straffälligen ihr Vergehen freywillig gestanden, und Besserung versprachen. Allein einmal mußte Konrad nach der Strenge des Gesetzes verfahren, um sich wenigstens eine zeitlang Ruhe zu verschaffen; denn behandelte er die Aufrührer stets mit solcher Gelindigkeit, als bisher, so war er keinen Augenblick vor neuen Empörungen sicher, und jeder, dem nach seiner Meinung zu viel geschehen, suchte sich selbst Hülfe zu verschaffen, diesesmal also wollte er ein Beyspiel geben, daß er auch strenge seyn könnte, weswegen er die Entscheidung der Sache gänzlich der Reichsversammlung überließ. Diese sprach ein sehr strenges Urtheil aus, welches auch sogleich vollzogen wurde. Graf Welf mußte dem Bischof von Augsburg den geraubten Schatz wieder ausliefern; sein übriges Vermögen wurde ebenfalls eingezogen, und von denselben der Schaden, welchen seine Kriegsvölker angerichtet, ersetzet; er aber für seine Person auf ewig aus dem Reiche verwiesen. Ein gleiches Schicksal wurde dem Herzog Albrecht von Kärnthen zu Theil. Konrad der Jüngere hingegen und Ernst wurden ihres Herzogthums für

verlustig erklärt, und zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt. An letzterm wurde dieses Urtheil auch gleich vollzogen, indem man ihn sogleich nach Sachsen schaffte, und auf die Festung Giebichenstein gefangen setzte.

So bald der Reichstag beendiget, unternahm Kaiser Konrad abermals eine Reise durch das ganze Reich. Er hielt selbige für äußerst nothwendig, weil er glaubte, durch seine Gegenwart die Ordnung wieder herzustellen, und den innern Frieden zu befestigen. Die Großen des Reichs, die sich gegen ihn empört, unterwarfen sich ihm meist alle freywillig, und er war großmüthig genug, ihnen ihr Vergehen zu vergeben; nur allein die Anstifter der Verschwörung mußten die ihnen zuerkannte Strafe leiden. Um aber doch zu verhindern, daß denen andern nicht etwa zu bald die Lust wieder ankommen möchte, seine Güte zu misbrauchen, ließ er wohlbedächtig ihre Schlösser schleifen. Nur allein ein gewisser Graf, Namens Werner von Kieburg, war kühn genug, sich nicht gutwillig dem Kaiser zu unterwerfen, sondern sich auf seine Festung zu verlassen. Er, der am ersten den Kaiser hätte sollen um Gnade anflehen, da er mit einer von denen gewesen, welche den Herzog Ernst am meisten zur Empörung aufgemuntert, und von jeher seiner Eitelkeit, die ohnedem nicht klein, am meisten geschmeichelt. Es ist wahr, er besaß eines der festesten Schlösser, in welchem er sich ganz sicher glaubte, indem ihm seiner Meinung nach kein Mensch beykommen konnte. Allein der arme Graf hatte nicht überlegt, daß Konraden keine Festung unüberwindlich, wenn er sich einmal vorgenommen, sich im Besitz derselben zu setzen. Konrad rückte mit seiner ganzen Macht gegen das Schloß vor, und fing an es förmlich zu belagern. Die Besatzung leistete einen tapfern Widerstand, daß von beiden Seiten viel Blut vergossen wurde, und es ziemlich lange unentschieden blieb, ob Konrad nicht unverrichteter Sache wieder würde abziehen müssen. Allein durch seine Beharrlichkeit und die nicht zu verändernde Tapferkeit seiner Soldaten, die sich nicht abschrecken ließen, wenn einige von ihren Kameraden auf dem

Schlachtfelde blieben, sondern immer mit gleichem Muthe fortfochten, gelang es ihm, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Er bemächtigte sich der Festung, welche er wie alle die übrigen der Empörer von Grund aus schleifen ließ, und bekam einen großen Theil der Besatzung gefangen. Zu seinem großen Mißvergnügen entkam ihm aber Graf Werner durch die Flucht, welchen er sehr wünschte, mit in seine Gewalt zu bekommen.

Wenn es die Geschäffte Konraden erlaubet, würde er gewiß nicht eher geruhet haben, bis er den Grafen irgend wo angetroffen; allein er hatte noch nöthiger zu thun, als sich mit einer dergleichen Kleinigkeit abzugeben, zumal da er gewiß ihn vielleicht durch Zufall über kurz oder lang habhaft werden konnte; und es alsdann noch immer Zeit war, ihm seinen verdienten Lohn zu geben. Vor der Hand setzte Konrad seine Reise ruhig fort, um dieses Geschäffte zu beendigen. Er kam bey dieser Gelegenheit bis Basel, wo es der Zufall fügte, daß er abermals eine Unterredung mit dem Könige Rudolf haben konnte. Denn dieser befand sich gerade zu dieser Zeit in einem Flecken, mit Namen Mittenha, der in einer kleinen Entfernung von Basel lag. Der Kaiser besuchte ihn daselbst, und in einer freundschaftlichen Unterredung bewegte er ihn, mit nach Basel zu kommen. Hier wurde nun abermals durch die Vermittelung der Giesela, der Erbvergleich zum drittenmale bestätiget. Dabey wurde noch festgesetzet, daß Konraden die Nachfolge in dem Burgundischen Reiche ganz unter den nehmlichen Bedingungen wie seinem Vorfahren Kaiser Heinrich II. zugestanden werden sollte. Hierauf beschenkte der Kaiser den König Rudolf sehr reichlich, um ihn immer bey gleich guten Gesinnungen zu erhalten; auch unterließ er nicht, sich gegen dessen ganzes Gefolge sehr großmüthig zu bezeugen.

Nun kehrte Rudolf mit dieser Zusammenkunft sehr zufrieden in seine Haymath zurück; Konrad hingegen setzte seinen Weg längs den Ufern des Rheins fort. Seine Absicht war nach Franken zu gehen, wo sein Vetter, wie wir

schon oben gesagt, ebenfalls Unruhen angestiftet. Herzog Konraden war nichts weniger als wohl zu Muthe, als er die erste Nachricht von dem Besuch seines Vetters erhielt. Er wußte, wie sehr ihn beleidiget, und wie sehr er straffällig war, da er nicht allein dem strengen Verbot des Kaisers zuwider gehandelt, sondern sogar Wortbrüchig geworden war, und seines Versprechens ungeachtet noch einen Versuch gewagt hatte, die Königliche Krone an sich zu bringen. Indessen hoffte er doch von der Großmuth seines Vetters Vergebung zu erhalten, wenn er sich selbst als einen reuigen Verbrecher zeigte, da er wußte, wie geneigt der Kaiser war zu vergeben, wenn er nur sein Vergehen einsahe.

Aus dieser Ursache reisete er selbst dem Kaiser entgegen, damit dieser nicht etwa glauben sollte, daß er sich auf seine gerechte Sache verließ. Er gestand freywillig sein Vergehen ein, bat nicht um Erlaß, sondern nur um Milderung der harten Strafe, die ihm von der Reichsversammlung war zuerkannt worden, und gelobte auf das feyerlichste ewigen und unverbrüchlichen Gehorsam.

Der Kaiser staunte über alle Maaßen, so veränderte Gesinnungen bey seinem Vetter wahrzunehmen, die er wirklich nicht erwartet. Denn schon hatte er geglaubt, er würde seine Zuflucht zur Strenge nehmen müssen, um Konrad den Jüngern zum Gehorsam zurück zu bringen. Von Herzen gern würde er nun alles Vergangene vergeben und vergessen haben, wenn er nicht befürchten müssen, durch zu große Nachgiebigkeit, Anlaß zu mehrern Empörungen und Unruhen im Reiche zu geben. Mehr also um das Wohl des deutschen Reichs zu erhalten, als um sich selbst Genugthuung zu verschaffen, ließ er den Ausspruch der Reichsversammlung zu Ulm an ihm vollstrecken. Er entsetzte ihn förmlich seiner Herzoglichen Würde, und ließ ihn gefangen nehmen. Jedoch war diese Strafe von keiner langen Dauer; denn bald ertheilte ihm der Kaiser seine Freyheit wieder. Er überhäufte ihn überdieß noch mit Gnadenbezeugungen, um das Gefühl der Dankbarkeit in ihm rege zu

machen, damit es ihm in der Folge nicht wieder einfallen möchte, die geschworne Treue zu brechen. Er setzte ihn wieder in seine Würde ein, gab ihm sein Herzogthum wieder, und schenkte ihm noch das Herzogthum Kärnthen, welches durch die Landesverweisung Herzog Albrechts dem Kaiser anheim gefallen war. Durch diese außerordentliche Güte wurde Konrad der Jüngere dergestalt gerührt; daß er nicht allein dem Kaiser, sondern auch seinem Sohn Heinrich III. Zeit seines Lebens mit der größten Treue ergeben blieb, und sich nie wieder einen aufrührischen Gedanken in den Sinn kommen ließ.

Elftes Kapitel.

Konrad errichtet durch den Bischof Brunno von Tull ein Freundschaftsbündniß mit dem König von Frankreich; — er selbst hält eine Kirchenversammlung zu Frankfurth. — Er schickt den Bischof Werner nach Konstantinopel; — während der Unterhandlungen stirbt der Kaiser Konstantin, nachdem er den Patricius Romanus Archia mit Gewalt zu seinem Nachfolger ernennet. — Werner fängt die Unterhandlungen von neuem an, — stirbt selbst darüber und wird mit vielen Ehrenbezeugungen beerdiget; — der Kaiser beschäftiget sich indessen die Ruhe im Reiche zu erhalten, — sein Sohn Heinrich wird zum König der Deutschen gekrönet, — bleibt aber noch unter der Aufsicht seines Vormundes.

Nun war Kaiser Konrad endlich abermals mit denen Angelegenheiten des Reichs in Ordnung, indem er überall die Ruhe wieder hergestellt und die Empörer bestrafet. Sein vornehmstes Augenmerk war eben nunmehro dahin gerichtet, den König von Frankreich zu bewegen, sich nie wieder in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, und die Empörer nicht ferner zu beschützen, und ihnen hülfreiche Hand zu leisten. Zu diesem Behuf war er entschlossen eine

Gesandtschaft an ihn zu schicken, welche dem König von Frankreich die Freundschaft des Kaisers antragen sollte, um das gute Vernehmen zwischen diesen beiden Höfen zu bestätigen.

Lange war er unentschlossen, wem er dieses wichtige Geschäffte übertragen sollte, da er voraus sahe, daß der glückliche Erfolg der Gesandschaft größten Theils von dem guten Benehmen des Gesandten abhängen würde. Endlich fiel seine Wahl auf den Bischof Brunno von Tull, welchen er für den Geschicktesten zu diesem Geschäffte hielt. Er wählte diesen Mann, theils, weil er dessen Fähigkeiten und dessen Rechtschaffenheit schon genau kannte; theils, weil er glaubte, daß ein geistlicher Herr mehr ausrichten würde, als ein anderer. Ueber dieß war er auch gewiß überzeugt, Brunno würde sich noch insbesondere sehr viel Mühe geben, das Geschäffte ganz seinen Wünschen gemäß zu beendigen; weil er ihm mit vieler persönlicher Freundschaft zugethan war, und keine Gelegenheit würde vorbeystreichen lassen, ihm neue Beweise davon zu geben.

Bischof Brunno, den wir schon weiter oben haben kennen lernen, wie er den Kaiser nach Italien begleitete, war immer noch der angenehme und zugleich rechtschaffene Mann, der er ehemals gewesen. Er unterzog sich diesem wichtigen Geschäffte mit der größten Bereitwilligkeit, um seinem Herrn einen neuen Beweiß von seiner unveränderlichen Ergebenheit zu geben, ob er gleich mehr Vergnügen in seiner häuslichen Ruhe, als in dem Geräusch der großen Welt genoß; welchem er sich nie nahete, wenn es nicht ausdrücklich von ihm verlangt wurde. Er machte mit der größten Geschwindigkeit seine Anstalten zur Reise, und kam glücklich in Frankreich an. So bald er bey Hofe erschien, wo er, mit allen Ehrenbezeugungen, die ein Kaiserlicher Gesandter nur verlangen kann, empfangen wurde, wußte er sich durch seinen Anstand, seine Klugheit und seine Vorsicht, mit welcher er sich betrug, sehr geschwind die Achtung des ganzen französischen Hofes zu erwerben. Noch ehe es ein Mensch erwarten konnte, waren seine Geschäffte

beendiget, und er brachte eine vollkommene Einigkeit zwischen dem König Robert und dem Kaiser Konrad zu Stande, daß der Erfolg dieser Gesandtschaft vollkommen den Wünschen des Kaisers entsprach. Die Freundschaft zwischen diesen beiden gekrönten Häuptern wurde bestätiget: wodurch der Frieden zwischen diesen beiden Reichen so lange Kaiser Konrad lebte, erhalten wurde. Bey seiner Zurückkunft nach Deutschland wußte Konrad gar nicht, wie er dem Bischof seine Freundschaft recht lebhaft an den Tag legen sollte, welche er sich durch die glückliche Beendigung dieses Geschäfftes noch ungleich mehr erworben. Er wollte den Bischof mit Belohnungen überhäufen, allein dieser schlug sie alle großmüthig aus; indem er äußerte: „er habe sein reich„liches Auskommen, mehr brauche er nicht, und überdieß „wäre seine größte Belohnung, daß ihn der Kaiser mit sei„ner besondern Gnade beehrete, welche er sich auch für die „Zukunft erbitten wollte.“

Indessen hatten sich abermals neue Geschäffte für unsern Konrad gefunden, um ihn in immerwährender Thätigkeit zu erhalten. Denn nachdem er alle die weltlichen Herren zur Ruhe und Einigkeit verwiesen, fingen die Geistlichen an sich unter einander zu streiten. Die Mißhelligkeiten beyzulegen ließ er seine erste Sorge seyn, damit die Weltlichen durch das böse Beyspiel gereizet nicht etwa neue Zwistigkeiten anfangen möchten.

Ganz zu Anfange dieses Jahrhunderts hatte sich der Erzbischof von Mainz mit dem Bischof von Hildesheim veruneiniget, weil beide die Gerichtsbarkeit über das Kloster Gandersheim haben wollten. Schon damals währete es ziemlich lange, ehe dieser Streit beygelegt wurde; denn keiner von den beiden geistlichen Herrn war zu bewegen, dem andern nachzugeben, und jeder glaubte, das Recht auf seiner Seite zu haben. Sie wurden endlich so laut, daß bloß deswegen eine Kirchenversammlung mußte gehalten werden, weil sie die Entscheidung ihres Streits keinem weltlichen Richter überlassen wollten, und überdieß es auch keiner würde gewagt haben, sich in die kirchlichen Angelegenheiten zu mi-

schen. Die beiden streitenden erschienen, und jeder brachte seine Gründe vor, weswegen er mehr Ansprüche zu haben glaubte, die Gerichtsbarkeit über das Kloster auszuüben. Die Versammlung der Geistlichen entschied diesen Streit endlich zum Vortheil des Bischofs von Hildesheim, welcher ihrem Bedünken nach das größte Recht auf seiner Seite hatte; der Erzbischof von Mainz hingegen wurde zur Ruhe verwiesen. Der damalige Erzbischof Willigis mußte sich diesen Ausspruch, so sehr er auch zu seinem Nachtheile war, gefallen lassen, weil es sein eigner Wille gewesen, sich der Entscheidung der Versammlung zu unterwerfen.

Habsucht ist von je her der Hauptzug des Charakters der Geistlichen gewesen, und selbst untereinander suchten sie sich zu entreißen, was sie nur konnten, weil ein jeder gern alles für sich allein gehabt hätte. Dieses war auch hier der Fall, denn der Streit war nur aufgehoben, so lange Willigis lebte, keineswegs aber für immer entschieden. Nach dem Tode desselben wurde Aribo Erzbischof von Mainz. Dieser glaubte, seinem Vorfahren sey Unrecht geschehen, indem dem Bischof von Hildesheim die Gerichtsbarkeit über das Kloster Gandersheim zuerkannt worden. Er war sehr unzufrieden mit ihm, daß er sich diesen Eingriff in seine Gerechtsame gefallen lassen, weswegen er den Streit auf das neue mit dem Bischof Gotthard von Hildesheim anfing. Er hielt es für seine erste und größte Pflicht, alle Gerechtsame seines Bisthums zu erhalten und sich alle mögliche Mühe zu geben, sie eher zu erweitern, als einschränken zu lassen. An einen Vergleich war nicht zu denken, denn Aribo glaubte neue und ganz unumstößliche Gründe gefunden zu haben, seine Ansprüche geltend zu machen, und Gotthard glaubte seiner Seits auch nicht Unrecht zu haben, da schon ein Ausspruch der Kirchenversammlung zu seinem Vortheil ausgefallen. Endlich wurde ihr Streit so laut, daß er vor die Ohren des Kaisers kam. Dieser getrauete sich nicht in einer Sache, welche zwey Bisthümer betraf, für sich allein zu entscheiden, da er nicht die geringste Schwierigkeit würde gemacht haben, es zu thun, wenn es zwey

weltliche Herren betroffen. Er wußte voraus, daß derjenige, der Unrecht hatte, sein Feind werden würde, wenn er auch noch so gerecht richtete; weil keiner von beiden zu überzeugen seyn würde, daß seine Ansprüche ungegründet. Unter den geistlichen Herren wollte sich aber Konrad um keinen Preiß in der Welt einen Feind machen, da er die Gefahr kannte, welche damit verbunden war; indem es einem einzigen von ihnen etwas sehr leichtes war, das ganze Reich aufzuweigeln und in Verwirrung zu bringen. Um sich also dieser Gefahr nicht auszusetzen, berief er eine Kirchenversammlung nach Frankfurth, welcher er die Entscheidung des Streits überließ, ob beide Partheyen ihn gleich zum Schiedsrichter erwählet. Er selbst begab sich indessen auch dahin, um der Versammlung beyzuwohnen, und den Ausgang der Sache abzuwarten, da er gar nicht mehr mit im Spiele war.

Bey seiner Ankunft hatten sich die zusammen berufenen Bischöfe schon versammlet *). Unter ihnen befanden

*) Wenn etwa jemand unter meinen Lesern sollte neugierig seyn, die ganze Versammlung kennen zu lernen, so will sie hiermit liefern, wie sie in dem Annalista Saxo ad an. 1027 gefunden habe. Eodem item anno Aribo Mogontinus Archiepiscopus Franconevorde Concilium Synodi habuit cum Episcopis XXIII in quo iterum beatum Godehardum de saepius praeventilata causa more suo inquietavit. Pulchra siquidem ibi erat etiam rationabiliter, tam regalis, quam et Episcopalis Consessio. Nam in orientali parte ante Altarae, Archiepiscopus Aribo, cum suis suffraganeis Werinhero Argentinensi, Brunnone Augustensi, Meinwereo Patherbrunnensi, Eberhardo Babenbergensi, Brunoae Wirceburgensi, Brantago Halberstadensi, Godehardo Hildesheimensi, Hazecone Wormatiensi, Wiggero Fardensi consedit. In occidentali parte Imperator consedit, et a dextris ejus Pilegrinus Colonienſis Archiepiscopus cum suis subditis Siegiberto Mindensi, Sigifrido Monasterienſi, Bennone Trajectensi, et sinistris, ejus Hunfridus Parthenopolitanus Archiepiscopus cum suis Hildiwardo Cicensi, Brunone Mersburgensi, Liuzone Brandeburgensi, Thioderico Misnensi. In Australi autem parte Episcopi Rambertus Wirdunesis, Rodolfus Sleswicensis, Hildolfus Mantuanus,

sich zugleich die Erzbischöfe von Mainz, Cöln und Magdeburg mit ihren Weihbischöfen. Ueberdieß erschienen noch bey dieser Versammlung verschiedene andere Bischöfe und Aebte, wie aus der Anmerkung das mehrere zu ersehen.

Der Streit beider Bischöfe wurde von der ganzen Versammlung gehörig vorgetragen. Der Bischof von Hildesheim erwieß sein Recht, welches er über das ganze Kloster von Gandersheim hatte durch das Zeugniß von sieben Bischöfen, und Aribo suchte seine Ansprüche ebenfalls auf alle mögliche Art geltend zu machen. Allein nachdem beide Theile gehörig gehört, und die Sache reiflich überlegt worden, fiel das Urtheil zum besten des Bischofs von Hildesheim aus, welches Werner von Strasburg öffentlich ablas. Mit diesem Bescheid mußte sich der Erzbischof gnügen, ohne weiter einen Haß auf den Kaiser werfen zu können; welches er gewiß würde gethan haben, wenn dieser die Sache eigenmächtig zu seinem Nachtheile entschieden.

In derselben Versammlung legte auch Geberhard der jüngere Bruder des Kaisers, die Waffen nieder, und ließ sich zum Priester weihen, weil er sahe, daß ihm durch die Wahl Heinrichs alle Hoffnung, seinem Bruder in der Regierung zu folgen, benommen wurde.

Endlich waren alle Uneinigkeiten im deutschen Reiche geschlichtet, die Ruhe vollkommen wieder hergestellt, und der sehnlichste Wunsch Konrads befriediget. Nun hatte der Kaiser Zeit, an auswärtige Angelegenheiten zu denken, um auch, wo möglich, von dieser Seite Nutzen zu schaffen. Vor allen Dingen beschloß er eine Gesandschaft nach Konstantinopel zu schicken, weil er denen Griechen nicht recht trauete. Zwar wurde bey dieser Gesandtschaft vorgewendet, sie geschähe bloß, um den Kaiser eine Höflichkeit zu erweisen,

Reinoldus Altenburgensis assederunt. In Aquilonali etiam Abbates Richardus Fuldensis, Reinboldus Laurisheimensis, Arnoldus Herveldensis, Gerbertus Mogontinus, cum aliis etiam ejus ordinis sex adfuerunt.

und mit ihm in Unterhandlung wegen Vertreibung der Saracenen zu treten; aber eigentlich schickte Konrad bloß hin, um sichere Nachrichten von dem Zustande dieses Reichs, und von den Gesinnungen des Kaisers gegen das deutsche Reich und gegen Italien zu erhalten. Dieses Geschäffte mußte mit vieler Vorsicht betrieben werden, weil die Griechen sich sehr beleidiget würden gefunden haben, wenn sie die eigentliche Absicht der Gesandtschaft erfahren. Aus dieser Ursache übertrug er dieses Geschäffte dem Bischof Werner, welchen er schon als einen sehr geschickten, vorsichtigen und rechtschaffenen Mann kannte. Weil aber kein Mensch den eigentlichen Grund der Gesandtschaft erfahren sollte, so gab der Bischof auf dem ganzen Wege vor, er wollte nur nach Jerusalem reisen, um seine Andacht zu verrichten. Denn wenn er in den Ländern, durch welche er gehen mußte, die wahre Absicht seiner Reise gesagt hätte, so würde er nur Anlaß zu einer Menge falschen Vermuthungen gegeben haben.

Er machte sich, so bald die nöthigen Anstalten getroffen waren, auf den Weg, und zwar von einem sehr zahlreichen Gefolge von Menschen und Vieh begleitet, die alle mit den nöthigen Lebensmitteln zur ganzen Reise versehen waren. Wider alles Vermuthen wurde er aber unterwegs aufgehalten, und genöthiget, einen großen Umweg zu machen. Dieses kam ihm um so viel unerwarteter, da in jenen Zeiten ein jeder, der eine so fromme Absicht bey seiner Reise hatte, wie der Bischof vorgab, nicht allein an allen Orten ungehindert ziehen konnte, sondern noch überdieß sicher Geleite erhielt. Denn als er mit seinem Gefolge durch Ungarn gehen wollte, verwehrete ihm der König Stephan von Ungarn den Durchzug, welches sonst nie einem andächtigen Pilger geschahe, vielmehr würde sich jeder ein Gewissen daraus gemacht haben, ihn in seiner Andacht zu stöhren.

Allein der König von Ungarn that dieses bloß, um sich wegen seiner fehlgeschlagenen Hoffnung, das Herzogthum Bayern für seinen Sohn zu erhalten, zu rächen. Er

hatte durch Kundschafter erfahren, daß Werner eigentlich von dem Kaiser als Gesandter nach Konstantinopel geschickt würde, und der Bischof diesen Vorwand nur gewählet, um recht ungehindert seine Straße ziehen zu können. Ueberdieß glaubte er, und das mit Recht, daß dem Kaiser viel daran gelegen seyn würde, bald Nachricht von dem Erfolg dieser Gesandtschaft zu erhalten; ob er gleich den eigentlichen Grund, warum sie geschickt wurde, nicht wußte. Dieses hoffte er nun zu verhindern, und Konraden dadurch großen Schaden zuzuziehen, wenn er den Bischof nicht durch sein Königreich ziehen ließ. Denn er glaubte nicht, daß Werner sich entschließen würde, den weiten und gefährlichen Umweg über Italien zu machen. Allein dießmal betrog sich Stephan in seiner Erwartung. Zwar hielt sich Werner eine Zeitlang an der Gränze von Ungarn auf, um vielleicht den König noch zu bewegen, ihn ungehindert seine Straße ziehen zu lassen. Weil er aber sahe, daß alle Vorstellungen vergebens waren, und Stephan bey seinem einmal gefaßten Vorsatz, sich auf diese Art an dem Kaiser zu rächen beharrete, so änderte er seinen Entschluß. Er kehrte mit seinem ganzen Gefolge wieder um und nahm seinen Weg über Italien; jedoch schickte er an Konraden, um ihm die Ursache melden zu lassen, warum seine Reise so sehr verzögert würde.

Kaiser Konrad war über die niedrige Rache, welche Stephan an ihm zu nehmen suchte, äußerst aufgebracht; indessen ließ er sich vor der Hand nichts merken, vielmehr überging er diese Beleidigung ganz mit Stillschweigen. Allein er hatte sich fest vorgenommen, sie auf keinen Fall in der Zukunft ungeahndet zu lassen, sondern sie bey der ersten vorkommenden Gelegenheit zugleich mit recht nachdrücklich zu rächen. Daß diese aber nicht ausbleiben würde, wußte er gewiß; denn er kannte den König Stephan zu gut, um nicht von ihm überzeugt zu seyn, dieser würde sich mit dieser Rache gewiß nicht begnügen, sondern bald neue Händel anfangen, nachdem sein Zorn einmal gereizet worden, und dann wollte er seine Schuld zusammen abtragen.

Werner setzte indessen seinen Weg ruhig fort, ohne daß er weiter aufgehalten wurde. Zwar hatte er mit einer unendlichen Menge Mühseligkeiten zu streiten, allein er überwand sie alle. Endlich kam er glücklich, nachdem er freylich manche Gefahr ausgestanden, durch Venedig an das adriatische Meer. Hier begab er sich mit seinem ganzen Gefolge zu Schiffe, und nach einer sehr langweiligen und nicht wenig gefährlichen Ueberfahrt, bey welcher er verschiedene Mal seine Seele dem Herrn empfehlen müssen, langte er wohlbehalten zu Konstantinopel an.

Der griechische Kaiser empfing ihn mit aller möglichen Achtung, und behandelte ihn mit ausgezeichneter Freundschaft, die er sich immermehr erwarb, je genauer ihn der Kaiser keinen lernte. Fast täglich hatten sie geheime Unterredungen zusammen, bey welchen Werner sahe, daß Kaiser Konstantin die besten Gesinnungen gegen das Reich hegete. Bey einer dieser Zusammenkünfte äußerte Werner den Wunsch, unter dem Schutze des Kaisers nach Jerusalem zu reisen, um daselbst seine Andacht zu verrichten. Eigentlich mußte aber die Andacht diesesmal wieder zum Deckmantel dienen, denn die wahre Absicht Werners bey dieser Reise war, das Land und dessen Verfassung ein wenig genauer kennen zu lernen, um seinen Herrn auf alle Weise zu befriedigen. Allein ehe noch Werner mit seinen Geschäfften in der Hauptstadt zu Stande gekommen war, wurde der Kaiser gefährlich krank. Werner glaubte, daß die Krankheit sich bald wieder heben würde, aus welcher Ursache er wartete, um gleich nach seiner Wiederherstellung seine Geschäffte zu beendigen, und alsdann sich zu beurlauben. Diese Mühe wurde ihm aber durch den Tod erspart, oder vielmehr wurde ihm eine neue noch größere gemacht, indem er sein ganzes Geschäffte von neuem anzufangen genöthiget war; denn nach einem sehr kurzen Krankenlager mußte der Kaiser diese Zeitlichkeit verlassen.

Einige Tage vor seinem Ende, nachdem aber doch schon die Aerzte alle Hoffnung zur Genesung aufgegeben

hatten, ließ der Kaiser Konstantin den Patricius Romanus Argia zu sich rufen. Sobald dieser erschien, machte ihm der Kaiser folgenden sonderbaren Antrag, welchen ich seiner Seltenheit wegen hier einrücke. Er stellte ihm nehmlich die Wahl frey, sich von seiner Gemahlin zu trennen, und eine von den Töchtern des Kaisers zu heyrathen, wodurch er zum bestimmten Nachfolger in der Regierung ernennet wurde, da der Kaiser keine Söhne hinterterließ; oder sich die Augen ausstechen zu lassen. Der gute Romanus befand sich über diesen Antrag in der schrecklichsten Verlegenheit, die man sich nur denken kann. Er liebte seine Gattin auf das zärtlichste und wenn ihm bloß die Wahl frey gestanden, entweder ihr zu entsagen und den Thron zu erlangen, oder sie zu behalten und der Kaiserwürde zu entsagen, würde er gewiß das letztere gewählet haben. Allein die Bedingung, welche noch dabey war, wenn er sie behalten wollte, änderte freylich die Lage der Sachen. Denn so zärtlich er auch seine Gemahlin liebte, so war es ihm doch auch nicht gleichgültig seine Augen zu verlieren, die er ebenfalls nicht wenig liebte. Er war lange unentschlossen, was er eigentlich thun, und wie er sich aus dem verdrießlichen Handel wickeln sollte. Endlich half ihm noch sein gutes Weib aus der Verlegenheit, ohne ihm etwas davon vorher zu sagen. Sie hatte von einem seiner Freunde die ganze Sache erfahren, und war sogleich entschlossen gewesen, ihren Gatten zu retten. Wie er noch auf Mittel sann einen Ausweg zu finden, sein Weib und seine Augen zu behalten, verließ sie ihn heimlich und nahm ihre Zuflucht in ein Kloster, wo sie sich unverzüglich einkleiden ließ. Dadurch verschaffte sie ihrem Gatten die Freyheit sich anderweit zu vermählen, indem sie sich selbst freywillig aufopferte. Romanus war im Grunde froh auf eine so gute Art aus diesem verdrießlichen Handel gekommen zu seyn, ob ihn gleich die freywillige Aufopferung seiner Frau unendlich rührte, und ihr Verlust ihm sehr zu Herzen ging; indessen war es ihm doch angenehmer, als wenn er sie verlassen hätte. Er vermählte sich hierauf aufs neue mit der zweiten Tochter des Kaisers,

mit Namen Zar. Durch diese Verbindung wurde er der bestimmte Nachfolger seines Schwiegervaters, und auch gleich nach dessen erfolgten Ableben als selbiger anerkannt.

Dem Bischof Werner war diese ganze Begebenheit über alle Beschreibung unangenehm, weil er dadurch genöthiget wurde, seinen Aufenthalt zu Konstantinopel um vieles zu verlängern. Denn erstlich mußte er die ganzen Trauer- und Krönungsfeyerlichkeiten vorüberlassen, in welcher Zeit er gar nichts vornehmen konnte, und alsdann mußte er erst sein ganzes Geschäffte von neuem anfangen, nur die Gesinnungen des Kaisers Romanus zu erforschen. Allein es schien, als ob das Schicksal beschlossen hätte, daß diese Geschäffte durchaus nicht sollten beendiget werden. Denn noch in demselben Jahre, nachdem Werner mit seinen Geschäfften ziemlich zu Stande, und er sich schon zur Abreise in Bereitschaft setzte, wurde er selbst ein Raub des Todes, ohne vorhero seinem Herrn von den aufhabenden Auftrage Bericht abstatten zu können. Der neue Kaiser Romanus, der ihn eben so lieb gewonnen als sein Vorfahr, bedauerte dessen plötzlichen Tod außerordentlich. Er ließ ihn zu Konstantinopel mit allen möglichen Ehrenbezeugungen zur Erde bestatten, um ihm auch noch im Tode seine Achtung zu beweisen. Alsdann meldete er selbst dem Kaiser Konrad das unerwartet erfolgte Ableben seines Gesandten. Konraden war diese Nachricht äußerst unangenehm, indem er sowohl den Bischof Werner sehr ungern verlohr, da er seine Verdienste zu schätzen wußte, als auch sich umsonst auf die zu erhaltende Nachricht, auf welche er schon so lange gewartet, Rechnung gemacht; da Werner verstorben, ehe er seine Geschäffte beendiget. Ueberdieß konnte der Kaiser auch nicht aus den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen, welche Romanus ihm zuschickte, sehen, was Werner ausgerichtet; weil dieser viel zu vorsichtig gewesen war, um nicht vor seinem Ende alles zu vernichten, was denen Griechen etwas von seinem gehabten Auftrage hätte verrathen können.

Indessen hatte Konrad seine Zeit in Deutschland nichts weniger als geschäfftslos zugebracht. Beständig war er darauf bedacht gewesen, die Ruhe im Reiche von allen Seiten, so viel nur in seinen Kräften stand, zu erhalten. Wenn ihm die Nachricht gebracht wurde, daß hier oder da Unruhen einrissen, so beg.. er sich augenblicklich mit seiner würdigen Gemahlin selbst dahin, um sie durch seine persönliche Gegenwart zu unterdrücken, ehe sie laut ausbrechen konnten. Vorzüglich wendete er aber allen Fleiß an, die Kaiserliche Würde bey seinem Stamme zu erhalten. Dieses war das Ziel seiner Wünsche, welches zu erreichen er sich weder Mühe noch Arbeit verdrießen ließ. Der gegenwärtige Zeitpunkt schien ihm der beste zu seyn, seinen Sohn Heinrich zu seinem Nachfolger bestätigen zu lassen, da so wohl in als außerhalb Deutschland von allen Seiten Ruhe und Einigkeit herrschte; und er nicht wußte, wenn sich wieder eine so schickliche Gelegenheit treffen würde, seinen Plan auszuführen.

Der junge Heinrich hatte das elfte Jahr zurück geleget, und verrieth durch die gute Leitung, welche er von seinem würdigen Vormund erhalten, alle mögliche Anlage dereinst ein guter Regent zu werden. Konrad suchte die gute Stimmung, in welcher sich das Reich in diesem Zeitpunkt für ihn befand, bestens zu benutzen. Er suchte es deswegen jetzo dahin zu bringen, daß man seinen Sohn jetzo zu seinem Nachfolger bestätigte. Zwar war Heinrich schon im Jahre 1026 freywillig von den Vornehmsten des Reichs zum König der Deutschen erwählet worden; allein Konrad fürchtete doch, nach seinem Tode möchten sich mehrere finden, welche Ansprüche an dieser Würde machten, wodurch alsdann Anlaß zu vielen Streitigkeiten würde gegeben werden. Denn Konrad hatte wirklich die sehr edle Absicht mit dabey, auch nach seinem Tode den Frieden im Reiche zu erhalten. Diese konnte nun nach seiner Meinung nicht besser ausgeführet werden, als wenn noch bey seinen Lebzeiten, sein Nachfolger unwiderruflich bestimmt würde. Zu diesem Behuf berief er eine Versammlung der Bischöfe und

Großen des Reichs nach Aachen, um wo möglich, die Sache unverzüglich in Richtigkeit zu bringen. Er selbst begab sich mit seiner Gemahlin auch dahin, und war mit einer der ersten, welche sich einfanden.

So bald die Versammlung beysammen war, trug er allen insgesamt den Wunsch seines Herzens, und die Veranlassung dazu vor. Unter allen Anwesenden fand sich kein einziger, der nur den mindesten Einwurf gegen diesen Antrag zu machen gewagt hätte. Vielmehr waren sie insgesamt ungemein von der edlen Absicht ihres würdigen Oberhaupts gerührt, welches auch noch nach seinem Tode Nutzen zu stiften bemühet war. Einmüthig beschloffen sie, daß der junge Heinrich unbeschadet seiner Jugend nun wirklich gekrönet werden sollte, um den heißesten Wunsch Konrads zu erfüllen, und ihm einen Beweis ihrer Zuneigung zu geben. Sowohl die Vornehmsten des Reichs, als auch der Pöbel waren einstimmig mit diesem Entschluß zufrieden; nur wünschten sie, daß Heinrich in allen Stücken in die Fußtapfen seines Vaters treten möchte.

Nun war Konrad darauf bedacht alle Anstalten zur Krönung, welche bald erfolgen sollte, zu treffen. Er reisete nach Cöln, wohin er den jungen Heinrich und die ganze Reichsversammlung auch beschied. An dem Osterfeste desselben Jahres wurde die Krönung Heinrichs mit allen gewöhnlichen Feyerlichkeiten von dem dasigen Erzbischof Pelegrin wirklich vollzogen. Indessen behielt der würdige Bischof Brunno noch immer die Aufsicht über den jungen König. Er, der seinem Amte bis jetzo mit so vieler Rechtschaffenheit vorgestanden, sollte auch die fernere Ausbildung des jungen Heinrichs besorgen. Denn sein Vater wollte nichts unterlassen, den Geist und das Herz des jungen Monarchen gehörig zu bilden, und zu verbessern, damit er dereinst würdig werden möchte, eine Krone auf seinem Haupte zu tragen; welches die Stände des Reichs auch sehr billigten.

Zwölftes Kapitel.

Bischof Wilhelm kömmt an die Stelle des verstorbenen Werner; — der Vormund König Heinrichs stirbt zu Regensburg; — die Pohlen fallen in die Lausitz ein; Konrad ziehet gegen sie zu Felde, um sie zurück zu treiben, muß aber unverrichteter Sache wieder heimziehen.

In der Zeit, daß dieses alles vorging, war die Nachricht von dem in Konstantinopel erfolgten Tode des Bischofs Werner eingelaufen. Konrad dachte nun vor allen andern Dingen darauf, diese Stelle wieder zu besetzen. Lange war er unenschlossen, wem er diese einträgliche Stelle geben wollte. Er berathschlagte sich mit verschiedenen Ständen des Reichs darüber, die zwar einstimmig der Meinung waren: man sollte bey der neuen Besetzung dieser Würde vorzüglich darauf bedacht seyn, einen Mann zu wählen, dessen Stammhaus wenigstens dem Habspurgischen, von welchem Werner abstammte, an Ansehn gleich wäre; damit er sich auf eine sichere Hülfe verlassen könnte, im Fall man es wagen wollte, das Bisthum in seinen Gerechtsamen zu kränken; aber wen sie wählen sollten, dieses wußten sie alle nicht.

Am Ende kam man nach langen Berathschlagungen überein, daß man Niemand besser zu dessen Nachfolger, als den Bischof Wilhelm nehmen könnte. Dieser war ein Sohn des Herzogs Otto von Franken, Bayern, und Schwaben, und folglich ein Oheim unsers Kaisers. Sein Vater hatte vier Söhne hinterlassen: nehmlich Heinrichen, den Herzog von Franken und Vater Kaiser Konrads des Saliers, den Herzog Konrad von Kärnthen, einen gewissen Brunno, der in der Folge unter den Namen Gregor V. Papst wurde, und Wilhelmen, von welchem hier die Rede ist. Aus dieser kleinen Beschreibung seiner Blutsfreunde, werden meine Leser wohl einsehn, daß sie ihren Entzweck bey

ihrer Wahl vollkommen erreichten, indem sie mächtig genug waren, ihn zu schützen. Ueberdieß war er als ein verständiger Mann allgemein bekannt, und besonders schätzte ihn sein Neffe der Kaiser sehr hoch, der ihn sehr oft bey zweifelhaften Fällen zu Rathe zog *).

Uebrigens ist allen Geschichtschreibern des mittlern Zeitalters zufolge in diesem ganzen Jahre nichts merkwürdiges vorgefallen, was verdient in der Regierungsgeschichte Kaiser Konrads bemerket zu werden; wenigstens habe ich aller angewendeten Mühe ungeachtet nichts auffinden können.

In dem folgenden Jahre 1029 feyerte Kaiser Konrad das Osterfest zu Regensburg. Der neue König der Deutschen hatte sich mit seinem Lehrer dem rechtschaffenen Bruno ebenfalls dahin begeben, um seine geliebten Eltern zu sehen. Der Kaiser freute sich außerordentlich über die Fortschritte, welche sein Sohn in denen Wissenschaften gemacht, und über die edlen Gesinnungen, welche er bey allen Gelegenheiten zeigte. Denn der Bischof Brunno hatte sich alle mögliche Mühe gegeben, seine Pflichten zu erfüllen, und aus dem König Heinrich einen ganz rechtschaffenen Mann zu bilden. Der Kaiser sowohl als die Kaiserin überhäuften den rechtschaffenen Brunno mit Freundschaftsbezeugungen, und sannen auf Mittel, ihn nach Würden für seine treugeleisteten Dienste zu belohnen. Allein dieser Mühe wurden sie zu ihrem großen Leidwesen bald überhoben. Denn der arme Heinrich mußte noch in Regensburg den ersten schmerzlichen Verlust erdulden. Sein würdiger Lehrer wurde plötzlich gefährlich krank, und bald ein Raub des unerbittlichen Todes. Heinrich fühlte vollkommen, was er an diesem Mann verlohr, der ihm nicht bloß Lehrer, sondern auch wahrer Freund gewesen war. Nächst seinen Eltern liebte er ihn am meisten, und mit wahrer kindlicher Ehr-

*) Nach dem Annalista Saxo ad ao. 1029. ist der Tod Werners erst im Jahre 1029. erfolget, in welchem auch die Stelle mit Wilhelmen wieder besetzet worden.

furcht war er ihm von jeher zugethan gewesen; man wird sich also auch leicht vorstellen können, was er bey dieser unerwarteten Trennung empfand. Selbst der Kaiser und die Kaiserin waren über seinen Tod untröstlich, da sie wußten, wie gut ihr Sohn bey ihm aufgehoben gewesen war. Bis jetzo hatten sie ohne alle Sorge seyn können, da sie gewiß überzeugt waren, daß Brunno weder Mühe noch Fleiß sparete aus Heinrichen einen guten Regenten zu ziehen, und er zu diesem wichtigen Geschäffte alle nöthigen Eigenschaften besaß. Nun hatten sie die große Sorge, wo sie einen andern Mann finden würden, der fähig wäre, das angefangene Werk zu vollenden. Seinen Nachfolger, welcher Eberhart hieß, kannten sie zu wenig, um es wagen zu dürfen, ihm ihren Sohn zu übergeben, um die letzte Hand an das Werk seiner Bildung zu legen. Konrad wußte sehr gut, wie gefährlich es noch für das ganze Reich werden konnte, wenn Heinrich das Unglück haben sollte, in schlechte Hände zu gerathen. Er kannte das menschliche Herz zu gut, um nicht zu fühlen, wie leicht die guten Eindrücke, welche Brunnos Lehren auf Heinrichen gemacht, wieder zu verwischen, da in diesen Jahren auch die Grundsätze noch nicht so fest Wurzel geschlagen haben konnten, daß sie nicht leicht umzustimmen wären. Ueberdieß hatte er oft erfahren, daß in diesen Jahren das Herz des Menschen weit empfänglicher für das Böse als für das Gute; also war immer noch zu befürchten, daß der junge Heinrich, aller seiner guten Anlagen ungeachtet, verderbt werden konnte.

Endlich nach langer Ueberlegung entschloß er sich den jungen König der Deutschen, dem Bischof Engelbert von Freysingen zu übergeben. Diesen kannte er als einen rechtschaffenen Mann, der auch die nöthigen Kenntnisse besaß, die angefangene Erziehung seines Sohnes vollenden zu können. Bey ihm glaubte er, würde er gewiß nicht verderbt werden, sondern vielmehr würde er sich alle mögliche Mühe geben, die Kenntnisse Heinrichs zu erweitern und sein Herz zu vervollkommen.

Der Körper des Verstorbenen wurde mit aller möglichen Pracht und Feyerlichkeit nach Augsburg zurückgeführet, wo er beerdigt wurde. Der Kaiser nebst seiner Gemahlin erzeigten ihm noch die letzte Ehre, indem sie ihn selbst in eigner Person ein Stücke Weges begleiteten. Ueberhaupt war der verstorbene Bischof von sehr hoher Abkunft, indem er ein Bruder des verstorbenen Kaisers gewesen. Seine Schwester hingegen war mit dem König Stephan von Ungarn vermählet, und durch sie war das Christenthum zuerst bey diesem Volke eingeführet worden.

Noch war Konrad über den erlittenen Verlust nicht getröstet, als schon wieder neue höchst unangenehme Nachrichten ihn beunruhigten. Die Pöhlen waren unter der Anführung ihres Herzogs Miecislaus in die Lausitz eingefallen, und hatten schreckliche Verwüstungen angerichtet. Sie wagten es sogar ihr Unwesen in Sachsen zu treiben, indem sie einzelne Haufen dahin abschickten, welche sich nie im freyen Felde zeigten, sondern nichts thaten als rauben und plündern, und die armen Landleute auf eine erbärmliche Art mishandelten. Als der Kaiser von diesem Vorfall Nachricht erhielt, war er sogleich entschlossen, gegen sie zu Felde zu ziehen, und sie wo möglich wieder in ihre Heimath zurück zu treiben.

Er suchte in der größten Geschwindigkeit so viel Mannschaften als möglich, zusammen zu bringen, um die Pohlen wieder aus dem deutschen Reiche zu verjagen. Die Kaiserin begab sich nach Merseburg, um daselbst den Ausgang des Feldzugs abzuwarten. Die Pohlen hatten sich indessen der Stadt Bautzen bemächtiget, welche sie außerordentlich befestigten.

Konrad machte sich mit seinem nicht unbeträchtlichen Heere auf den Weg gegen die Pohlen vorzurücken. Er mußte größten Theils durch große Wälder gehen, welche noch kein menschlicher Fuß betreten, und eben diese Schwierigkeit und Gefährlichkeit der Wege war es, welche ihn verhinderte, daß er nicht so weit vordringen konnte, als er wollte. Durch unendliche Mühseligkeiten kam er endlich

bis Bautzen, wohin sich alle Pohlen zurück gezogen. Er unternahm es, die Stadt zu belagern, allein verschiedene Mal wurde er zurück geschlagen. Am Ende, nachdem er einen sehr beträchtlichen Verlust an Menschen erlitten, mußte er sie wieder aufheben, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, alle seine Leute zu verlieren. Weil er also sahe, daß er vor der Hand dem Feinde nichts anhaben konnte, zog er sich wieder nach Sachsen zurück, um ein ander Jahr sein Waffenglück auf das neue gegen sie zu versuchen, wenn er sich besser als dießmal dazu vorbereitet haben würde.

Sein einziger Trost war noch der tapfere Markgraf Thietmar von Meißen. Dieser hatte schon verschiedene Mal glücklich gegen die Pohlen gefochten, und sie allemal mit beträchtlichem Verlust zurück geschlagen, wenn sie weiter in das Innere des Reichs vordringen wollten, welches sie schon zu verschiedenen Zeiten versucht. Auf ihn bauete er seine ganze Hoffnung, daß er sie auch diesesmal in Gehorsam erhalten würde, wenn sie sichs etwa wollten einfallen lassen weiter vorzurücken. Denn er hatte sich bey den Pohlen und Slaven äußerst furchtbar gemacht, und Konrad hielt ihn gleichsam für die Schutzwehr des deutschen Reichs gegen die Einfälle der auswärtigen Feinde. Schon sein Name war fähig, panisches Schrecken über alle diese Völker zu verbreiten, weil sie sich gleich zurück zogen, so bald sie nur hörten, daß er im Anzuge war.

Allein Konrad verlohr bald diesen Trost, und es schien, als ob das Schicksal sich recht vorgenommen, in diesem Jahre lauter unangenehme Vorfälle über ihn zu schicken, um zu sehen, wie er sich benehmen würde, wenn das Glück ihm den Rücken zukehrte. Dann kaum war er wieder mit seinem Heere zurück gekommen, als ihm auch schon die Nachricht von dem Tode des tapfern Markgrafen hinterbracht wurde. Nun war freylich das Reich von dieser Seite ganz der Willkühr der Pohlen preiß gegeben; denn er selbst konnte sich ihnen nicht widersetzen, weil es

schon zu spät im Jahre war, um noch einen Feldzug machen zu können. Indessen hoffte er, die Sachsen würden sich auch ohne ihren tapfern Anführer widersetzen, und die Pohlen abhalten, ihre Streifereyen zu weit zu treiben.

Uebrigens verlohr er doch den Muth nicht, ob gleich das Schicksal manche Tücke in diesem Jahre an ihm ausgelassen. Er blieb sich immer gleich und dachte, daß nicht beständig alles seinen Wünschen gemäß gehen könnte. Er war noch sehr zufrieden, daß es in Deutschland ruhig blieb, und alle Stände des Reichs in der größten Einigkeit lebten, welche zu erhalten er sich mit der größten Sorgfalt bemühete.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Kaiser will den Herzog Ernst unter gewissen Bedingungen begnadigen, welche dieser aber nicht eingehet. — Er verliert sein Herzogthum, womit der Kaiser seinen Bruder belehnt, auf immer. — Die Ungarn fallen in Bayern ein, und werden von Konraden zurück geschlagen; — König Heinrich macht Frieden mit ihnen. — Der geächtete Ernst bekriegt den Kaiser, wird vom Graf Mangold überwunden und getödtet, wobey aber Mangold selbst mit umkömmt.

1030. Meine Leser werden bishero gesehen haben, daß Kaiser Konrad ein wahres Vergnügen darinne fand, denen fehlenden zu vergeben, und ihres Vergehens gar nicht mehr zu gedenken. Herzog Ernst hatte sich zwar schon zu verschiedenenmalen wider ihn vergangen und ihn gröblich beleidiget, allein dessen ungeachtet wollte er ihm nochmals seine Verbrechen vergeben. Denn er glaubte gewiß, Ernst würde in seiner Gefangenschaft die Größe seines Vergehens eingesehen haben, und durch seine Güte gerührt, sich nie wieder einfallen lassen, etwas gegen ihn zu

unternehmen. Der gute Kaiser betrog sich aber sehr, daß er Ernsten solche feine Gefühle zutrauete; der nur auf Mittel sann, den ihm angethanen Schimpf zu rächen, und nur seine Freyheit wünschte, um neue Plane zur Verschwörung gegen den Kaiser, der ihn mit so vieler Güte behandelte, zu entwerfen.

Konrad feyerte das Osterfest zu Ingelheim in der Niederpfalz am Rheine, wohin er auch den Herzog Ernst kommen ließ, um ihm seine Begnadigung bekannt zu machen. Er wollte ihm nicht allein die Freyheit wieder schenken, sondern ihm sogar alle seine eingezogenen Besitzungen wiedergeben; jedoch machte er dabey folgende sehr billige Bedingung: Herzog Ernst sollte dem Kaiser vermittelst Eides versprechen, den Grafen Werner, der, wie wir schon oben gesagt, die Haupursache an allen im Reiche entstandenen Unruhen gewesen war, als einen Feind des Staats mit seiner ganzen Macht zu verfolgen, und ihn wo möglich, habhaft zu werden suchen.

Herzog Ernst verweigerte sich, diese Bedingung einzugehen, indem er vorgab: es wäre schändlich, die Waffen gegen seinen wärmsten Freund zu ergreifen. Allein Konrad wurde über diese Verweigerung so aufgebracht, daß en ihn gänzlich seinem Schicksale preiß gab, indem er die Entscheidung seiner Sache den Ausspruch der Fürsten überließ. Auch erklärte die Kaiserin Giesela, daß sie sich von diesem Augenblicke an, in keinem Stücke ihres unbesonnenen Sohnes annehmen, und nie wieder eine Vorbitte für ihn einlegen würde, da er sich aller ihrer Theilnahme an seinem Schicksale unwürdig gemacht.

Nachdem denen Fürsten des Reichs das ganze Verbrechen des Herzogs bekannt gemacht worden, erklärten sie ihn öffentlich als einen Feind des Reichs. Als dieser wurde er seines Herzogthums auf ewig entsetzt, mit samt seinen Anhängern von denen Bischöffen excommunicirt, und alle ihre Güter eingezogen. Indessen war er doch noch so glücklich mit seinen Anhängern zu entkommen.

Das Herzogthum Schwaben übertrug der Kaiser an des vertriebenen Ernsts, jüngern Bruder Hermann. Allein dieser Herr war noch zu jung die Regierung seines Herzogthums selbst übernehmen zu können, da er beynahe noch ganz unerzogen war. Der Kaiser übertrug das Geschäffte seiner Erziehung benebst der Verwaltung seines Herzogthums dem Bischof Wahrmann zu Costnitz. Diesem empfahl er auf das angelegentlichste Sorge für den jungen Herzog zutragen, vorzüglich aber sich angelegen seyn zu lassen, ihm bessere Grundsätze beyzubringen, als sein älterer Bruder gehabt.

Binnen der Zeit, daß dieses vorging, fing es an zwischen dem König von Ungarn und den Bayern sehr unruhig zu werden. Wahrscheinlich mochte es dem König Stephan wohl noch in sehr frischem Andenken seyn, daß die Bayern auf die Ansprüche, welche er für seinen Sohn an dem Herzogthume gemacht, gar keine Rücksicht genommen, sondern derselben ungeachtet Heinrichen zum Herzog erwählet. Es kann aber auch seyn, daß die Bayern, wie Wippo ihnen Schuld giebt, die Händel angefangen. So viel ist indessen gewiß; die Ungarn fielen in diesem Jahre verschiedene Male in Bayern ein, und nahmen bey diesen Streifereyen mit, was ihnen anstand.

Diesem Unwesen konnte Konrad unmöglich ruhig zusehen, weil er es für Pflicht hielt, die Bayern als seine Unterthanen zu schützen, wenn sie auch im Anfange gefehlet und Händel mit Ungarn angefangen hatten. In der größten Geschwindigkeit brachte er dieserhalb ein mächtiges Kriegsheer zusammen, mit welchem er die Ungarn wieder aus den Gränzen des deutschen Reichs jagen wollte. Er stellte sich selbst an die Spitze desselben, und führte es in eigner Person gegen die Ungarn an. So weit und beschwerlich auch der Weg war, so legte ihn doch Konrad sehr bald zurück, und ehe es ein Mensch noch erwarten konnte, war er schon in das Königreich Ungarn eingerückt. König Stephan wunderte sich nicht wenig, Konraden mit einer der seinigen weit überlegenen Macht in einer solchen Ge-

schwindigkeit in seinem Königreiche zu sehen, da er kaum glaubte, daß der Kaiser von denen entstandenen Uneinigkeiten würde Nachricht erhalten haben. Ueberdieß war Konrad von einer ganz andern Seite nach Ungarn gegangen, als wo Stephan mit seinem Heere stand, daß sich also gar niemand ihm widersetzte, und er immer weiter vorrücken konnte. Indessen nahm der König von Ungarn doch sehr gute Maasregeln, sobald er Nachricht von dem unfreundschaftlichen Besuch des Kaisers erhielt. Er zog sein Heer mit der größten Eilfertigkeit aus Bayern zurück und ging dem Kaiser entgegen, um ihn abzuhalten, in das Innere des Königreichs vorzurücken. Sobald die beiden feindlichen Heere zusammen kamen, entstand ein hitziges Gefechte, bey welchem sich die Ungarn über alle Beschreibung tapfer zeigten. Allein dessen ungeachtet konnten sie gegen die bey weitem überlegene Menge der Deutschen nichts ausrichten. Sie mußten am Ende der Uebermacht weichen, und zusehen, wie die Kaiserlichen, um sich zu rächen, noch weit größere Verwüstungen in Ungarn anrichteten, als sie selbst in Bayern ausgeübt. Denn die Ungarn hatten sich bemüht zu rauben und zu plündern; die Deutschen hingegen verwüchteten alles, was sie nicht mit fortbringen konnten, von Grund aus.

Konrad wäre von Grund seines Herzens gern bis in das Innere des Königreichs vorgerückt, um dem König Stephan auf immer die Lust zu benehmen, je wieder das deutsche Reich zu betreten. Allein er hatte verschiedene sehr wichtige Ursachen seinen Wunsch zu unterdrücken, so schwer es ihm auch ankam. Denn vor das erste machten die vielen Flüsse und die außerordentlich großen Wälder den Weg ungemein beschwerlich. Hernachmals hatte er sich in der Geschwindigkeit, mit welcher er sich ausgerüstet, nicht hinlänglich mit Lebensmitteln versorget, um in einem Lande, dessen Beschaffenheit er nicht kannte, weit vorrücken zu können. Und endlich kannte er das Land gar nicht; folglich konnte er denen aufstoßenden Gefahren auf keine Weise ausweichen. Wie leicht wäre es also nicht möglich

gewesen, daß der Feind, welcher die Lage seines Landes vollkommen kannte, ihn in einen Hinterhalt lockte, in dem er ganz von seinem Reiche abgeschnitten wurde, und sich den Rückweg nicht anders als mit dem Sebel in der Hand würde haben bahnen können; ja vielleicht wäre gar alle Rettung unmöglich gewesen, wenn in den großen Wäldern der Mangel an Lebensmitteln eingerissen. Auf alle Fälle hätte er doch wenigstens das Leben seiner tapfern Deutschen aufs Spiel setzen müssen.

Nur allein also um das Leben seiner braven Soldaten zu schonen, die er noch nöthiger zu brauchen glaubte, gab er sein Vorhaben gänzlich auf. Er begnügte sich, die Gränzplätze des Königreichs zu zerstöhren, um doch wenigstens dem Könige Stephan einen Beweis seiner Macht zu geben. Hierauf zog er nach Deutschland zurück, und faßte den ernstlichen Vorsatz, sich gehörig zu rüsten, um das folgende Jahr die Ungarn mit Ernst anzugreifen. Dann hatte er beschlossen, ihnen seine ganze Macht fühlen zu lassen, und ihnen wenigstens auf eine Zeitlang den Muth zu benehmen, wieder einen Einfall in das deutsche Reich zu wagen.

Weil nun Konrad nach Deutschland sich zurück gezogen, ohne im mindesten sich auf eine Friedensunterhandlung mit dem König Stephan einzulassen, oder seine Gesinnungen gegen ihn zu erkennen zu geben; so erwartete letzterer nichts Gutes für sich in der Zukunft. Er vermuthete, daß Konrad sich bereit machen würde, ihn zum zweyten Male, und das mit mehr Nachdruck als das erste Mal heimzusuchen. Dieses abzuwarten führte er gar keinen Beruf bey sich, da er schon im voraus wußte, daß er nichts gegen die vereinigte Macht der Deutschen machen konnte, sondern gewiß den Kürzern ziehen mußte. Dieserhalb nahm er in Zeiten seine Zuflucht zum Bitten, um wo möglich den lieben Frieden zu erhalten. Stephan wendete sich vorzüglich an den jungen Heinrich, welchen er im Grunde am meisten beleidiget. Denn erstlich hatte er ihm die Herzogliche Würde streitig machen wollen, hernachmals hatte

er auch sein Land angegriffen, daß also die Kaiserlichen nur als Hülfsvölker anzusehen waren.

Indessen hoffte er doch den jungen König der Deutschen zu bewegen, der Vermittler zwischen ihm und dem Kaiser zu werden. Er schickte eine Gesandtschaft an ihn, mit dem Auftrage, den König Heinrich zu versichern, daß er nie die mindesten Ansprüche wieder an Bayern machen wollte, sondern sich stets als seinen Freund und Bundesgenossen zeigen würde; wenn er diesesmal das Wort bey seinem Vater für ihn reden wollte, daß dieser von seinem Vorhaben ihn noch ferner zu bekriegen, abstünde. Daß er keine Ansprüche mehr an Bayern machen wollte, konnte Stephan sehr leicht versprechen, denn er für seine Person hatte nie das Recht gehabt, solche zu machen. Seine Absicht war nur gewesen, seinem Sohn Emmerich wo möglich, das Herzogthum zu verschaffen; dieser war indessen zu seinem großen Leidwesen verstorben, weswegen es ihm weiter nicht einfiel, das Herzogthum Bayern zu verlangen. Doch, demsey wie ihm wolle; genug, der Erfolg der Gesandtschaft übertraf ganz die Erwartung König Stephans. Denn seine Gesandten hatten bloß den Auftrag gehabt, Heinrichen zur Vermittlung zwischen ihrem Herrn und dem Kaiser zu bewegen; und Heinrich bewilligte ihnen auf Anrathen der Stände des Herzogthums und seines Vormunds gänzlich den Frieden. Diesen bestätigte der Kaiser auch in der Folge, da er selbst so geneigt war, den Frieden zu erhalten, ob er gleich war geschlossen worden, ohne daß man ihn darum befragt. König Stephan war über alle Beschreibung froh, wie seine Gesandten mit dieser fröhlichen Botschaft zurück kamen; denn ihm war ziemlich bange gewesen, daß es ihm nicht zum besten in dem folgenden Jahre ergehen würde, wenn der Kaiser ihn mit seiner ganzen Macht angriffe, da schon ein Theil derselben so großes Unheil anzurichten im Stande gewesen. So lange Konrad lebte verhielt er sich nun ganz ruhig in seinem Reiche, und wagte es nie wieder gegen denselben die Waffen zu ergreifen, nachdem es ihm das erstemal so übel bekommen.

Wenn Konrad weniger Friedliebend gewesen wäre, so würde aus diesen Kriege ein neuer entstanden seyn; wenigstens gab Herzog Udalrich von Böheim alle mögliche Gelegenheit dazu, daß ihm nicht Unrecht geschehen wäre, wenn Konrad ihn mit seinem ganzeu Zorne verfolget. Der Kaiser hatte zu dem nur gedachtem Feldzuge gegen Ungarn, verschiedene Fürsten, und unter andern auch den Herzog von Böheim aufgeboten. Letzterer weigerte sich auch keinen Augenblick, dem Kaiser die verlangten Hülfstruppen zu schicken, durch deren Beystand er sich stark genug glaubte, den Zug gegen die Ungarn unternehmen zu können.

Schon war das Heer ziemlich weit vorgedrungen, und die Böhmen hatten bey allen Gelegenheiten den besten Willen gezeigt, da Udalrich sie selbst anführte; als sie mit einemmal ohne die mindeste Ursache zu haben, das Kaiserliche Heer verließen, und Udalrich sich wieder in sein Herzogthum zurückzog. Durch diese Treulosigkeit hätte Konraden leicht der größte Nachtheil erwachsen können, weil sein Heer so sehr geschwächt wurde, daß die Ungarn ihn leicht hätten überwältigen können. Allein das Glück der Waffen war ihm in diesem Jahre holder als in dem verflossenen, der unvermutheten Schwächung ungeachtet siegte er über die Ungarn; indem die Tapferkeit der braven Deutschen die Treulosigkeit der Böhmen reichlich ersetzte. Weil nun die Unternehmung gegen die Ungarn doch noch glücklich abgelaufen war, ob die Böhmen ihn gleich verlassen, so dachte er großmüthig genug, sich nicht weiter zu rächen, sondern vielmehr vergaß er die ganze Sache.

Indessen trugen sich noch andere Dinge in dem Inneren des deutschen Reichs zu, welche die ganze Aufmerksamkeit und Wachsamkeit Konrads verlangten. Der Landesverwiesene und in Reichs- und Kirchenbann gekommene Herzog Ernst fand, daß ihm durch das über ihn ausgesprochene Urtheil, über alle Begriffe Unrecht geschehen. Sein einziger Gedanke war, ein Mittel zu ersinnen, seines verlohrnen Herzogthums wieder habhaft zu werden, oder doch we-

nigstens eine Gelegenheit zu finden, sich auf eine recht empfindliche Art an dem Kaiser und denen Fürsten, welche das Urtheil wider ihn ausgesprochen, zu rächen. Jedoch war dieses kein leichtes Unternehmen, indem es ihm vor der Hand an allen Mitteln dazu fehlte. Seine ehemals getreuen Anhänger, welche bis jetzo an allen seinen Unternehmungen Theil genommen, hatten sich nach dem letzten Ausspruch der Stände des Reichs gänzlich von ihm gewendet, und ihn insgesamt verlassen, denn sie befürchteten, der schreckliche Strahl des Bannes möchte sie gleichfalls treffen, wenn sie es noch ferner wagten, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Nur sehr wenige, welche gleiches Schicksal mit dem unglücklichen Herzog betroffen, und einige andere, die nichts zu verlieren hatten, aber wohl bey zu entstehenden Unruhen etwas zu erwerben hofften, waren noch auf seiner Seite. Diese konnten jedoch vermöge ihrer geringen Anzahl, aus welcher sie bestanden, nichts gegen das mächtige deutsche Reich unternehmen.

Ernst mußte also vor allen Dingen darauf denken, sich außerhalb denselben nachdrücklichen Beystand zu verschaffen, wenn er etwas unternehmen wollte, ohne sich gleichsam selbst seinen Feinden in die Hände zu liefern.

Wir haben schon oben gesagt, daß Ernst sich durch die Flucht zu retten suchte, nachdem jenes schreckliche Urtheil über ihn ausgesprochen worden. In Deutschland war nun nichts mehr für ihn zu hoffen, denn hier wurde er an allen Orten als ein Feind des Staats verfolget, daß er sich also gar nicht durfte blicken lassen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, entweder gefangen oder getödtet zu werden. Nach unendlichen Gefahren war er so glücklich, die Gränze zu erreichen; und nun befand er sich wenigstens für seine Person in Sicherheit. Was er aber nun anfangen sollte, um seinen Plan glücklich auszuführen, wußte er noch nicht. Nach langer Ueberlegung fiel es ihm ein, seine Zuflucht zu den Grafen Odo *) von Champagne zu nehmen; auf die-

*) Diesem Grafen Odo von Champagne geben die Geschichtschreiber des mittlern Zeitalters ganz verschiedene Namen: Wippo

sen setzte er noch sein größtes Vertrauen, daß er ihm in der Noth beystehen würde.

Graf Odo war ein Schwestersohn Königs Rudolf von Burgund, und hatte sich aus dieser Ursache geschmeichelt, seinem Oheime nach dessen Tode in der Regierung des Burgundischen Reichs zu folgen. Durch den Erbvergleich, der zwischen dem König Rudolf und dem Kaiser Konrad war errichtet worden, wurden aber seine schönen Aussichten für die Zukunft mit einemmale vernichtet. Dieses war nun freylich eine Ursache, warum er nicht sonderlich gut auf den Kaiser zu sprechen war; auch wartete er im Grunde nur auf eine schickliche Gelegenheit, sich für die von dem Kaiser vereitelte Hoffnung König von Burgund zu werden, dankbar zu beweisen. Ernst glaubte dieserhalb an dem Grafen Odo einen mächtigen Beystand zu finden, seine Rache auszuüben. Allein er betrog sich in seiner Erwartung; denn es schien, als ob das Schicksal sich ganz wider ihn verschworen, und ihn ganz unglücklich zu machen beschlossen. Denn so sehr Graf Odo gegen den Kaiser aufgebracht war, so wollte er sich doch nicht bereden lassen, sich in die Angelegenheiten des verbannten Herzogs zu mischen. Er hielt es für zu gefährlich, sich mit einem allgemein anerkannten Feind des deutschen Reichs einzulassen; viel lieber wollte er eine günstigere Gelegenheit abwarten, seine Rache an dem Kaiser auszuüben. Mit einem Worte, er wieß den Herzog Ernst gänzlich mit seinem Suchen ab, und bat ihn noch überdieß, so bald als möglich, seine Besitzungen zu verlassen; weil man sonst in Deutschland glauben möchte,

in vita Conradi Salici pag. 478. nennt ihn Odo: Quod Dux Ernestus auxilium ab Odone Comite. Mascow hingegen im Comment. de Reb. I. R. Germ. p. 175. sagt: Ernestus ad Ottonem, Comitem Compagniae profugit. Welches der eigentliche Name gewesen, mögen meine Leser entscheiden; ich bin dem Wippo sowohl als einem gleichzeitigen Schriftsteller, als auch weil mehrere Geschichtschreiber ihn so nennen, gefolget.

daß er ihn schützte, und man ihn alsdann dafür in Anspruch nehmen könnte.

Dieses war der härteste Schlag des Schicksals, welcher den armen Ernst treffen konnte. Auf den Grafen Odo hatte er seine meiste Hoffnung gerichtet, und nun sahe er auf einmal auch diese Aussicht vernichtet. An andern Orten durfte er keine bessere Aufnahme erwarten, da fast alle Nationen sich fürchteten, die Deutschen möchten es nicht ungeahndet lassen, wenn jemand ihre Feinde in Schutz nähme. Ihm blieb also weiter nichts übrig, als mit seinen wenigen Anhängern nach Deutschland zurück zu kehren, und seinen Aufenthalt in den großen unbewohnten Wäldern aufzuschlagen. Der sicherste Ort schien ihm der Wald zu seyn, welcher unter dem Namen der Schwarzwald bekannt war. Dieser war schon an sich selbst beynahe ganz unwegsam, und überdieß legte er noch solche Verschanzungen an, daß es der Wahrscheinlichkeit nach ganz unmöglich war ihm beyzukommen. Hier unterhielt er sich und die Seinigen bloß von dem Wild, welches er daselbst im Ueberfluß fand, und vom Raube, den er auf den Streifereyen, die er in den ganz nahe umliegenden Gegenden anstellte, habhaft werden konnte. Doch dieses konnte alles nur eine Zeitlang dauern, da Konrad gewiß bald würde Gegenanstalten getroffen haben, daß es keine Möglichkeit würde gewesen seyn, sich aus seiner Verschanzung zu wagen, ohne sich seinen Feinden in die Hände zu liefern, wenn der Himmel nicht einen Strahl von Hoffnung für ihn wieder aufgehen lassen. Allein es blieb auch nur ein Strahl, der sehr bald wieder vereitelt wurde.

Sein getreuer Freund, Wehelo, war diese ganze Zeit über an den Gränzen des deutschen Reichs herum gereiset, und hatte alle mögliche Vagabonden und Straßenräuber zu bereden gesucht, ihm zu folgen. Man kann leicht denken, daß dieses Unternehmen zwar gefährlich war, weil er unaufhörlich Acht haben mußte, daß man seiner nicht habhaft wurde, jedoch wurde es ihm übrigens nicht schwer,

bald eine ziemliche Anzahl solches Gesindel, welches er an allen Orten antraf, zusammen zu bringen. Bald hatte er eine ziemlich beträchtliche Menge derselben beysammen, die sich täglich noch vermehrten, weil sie sich alle schmeichelten, sehr gute Beute zu machen. Mit diesem Haufen Menschen, die Muth genug hatten, gegen die Hölle selbst zu Felde zu ziehen, machte Wehelo sich auf, um zu dem von allen verlassenen Ernst zu stoßen.

Meine Feder ist zu schwach, die Freude zu beschreiben, welche Ernst empfand, als mit einem Mal sein Freund ganz unerwartet mit einem so starken Gefolge ankam. Sein Muth wuchs dadurch dergestalt, daß er selbst vorrücken wollte, um den Kaiser anzugreifen, und ihn mit den Waffen in der Hand zu nöthigen, das wider ihn gesprochene Urtheil abzuändern. Wehelo hatte alle mögliche Mühe anzuwenden, um ihn von diesem unsinnigen Vorhaben abzuhalten; indem er ihm vorstellte, daß sie noch viel zu schwach wären, ein solches kühnes Unternehmen ausführen zu können; er sollte sich nur noch einige Zeit gedulden, binnen welcher es ihnen nicht schwer werden würde, ihre Macht zu vermehren, da gewiß noch tapfere Leute genug in der Welt herum irreten, die keinen Augenblick Anstand nehmen würden zu ihm zu kommen, sobald sie seinen Aufenthalt wüßten. Diese Vorstellung wirkte, zumahl da sich täglich Menschen fanden, welche unter seinen Fahnen zu dienen entschlossen waren. Er beschloß nun selbst, seine Rache noch einige Zeit aufzuschieben, um sie alsdann desto nachdrücklicher nehmen zu können. Je mehr sich indessen die Räuberbande (denn anders kann man das Heer des vertriebenen Herzogs doch nicht nennen) mehrete, desto mehr fühlten sie den Mangel an Lebensmitteln. Indessen suchten die Anhänger von Ernsten ihr Handwerk so viel als möglich zu treiben. Sie raubten und plünderten in der ganzen umliegenden Gegend gemeinschaftlich, und theilten die gemachte Beute redlich unter einander, um ihr elendes Leben zu fristen und sich vor dem Hungertode zu retten.

Bald kamen von allen Seiten der ganzen Gegend die Klagen der Landleute zu den Ohren Konrads; überall flehe-ten sie auf das demüthigste um Schutz; weil kein Mensch mehr für die Ueberfälle dieser Rotte, deren Anführer Ernst war, sich in Sicherheit setzen konnte. Kaum hatte der Kaiser von diesen Ausschweifungen Nachricht erhalten, so machte er auch schon Anstalten diesem Unwesen Einhalt zu thun, weil es ihm unmöglich war, mit gleichgültigen Au-gen zuzusehen, wenn seine Unterthanen gedrückt wurden. Er gab einem Theil seines Heers unter der Anführung eines gewissen Grafen Mangold, welchen er schon wegen seiner Vorsichtigkeit und Tapferkeit kannte, Befehl, gegen Ern-sten vorzurücken. Jedoch empfahl er ihm besonders das Le-ben seiner Soldaten auf keine Weise zu wagen, und sich in kein Gefechte einzulassen, weil er voraussehen konnte, daß sehr viel Blut dabey würde vergossen werden, indem die Anhänger von Ernsten gewiß mit einer Tapferkeit, die an Verzweiflung gränzt fechten würden. Konrad liebte aber seine Deutschen zu sehr, und wußte zu gut, daß er sie besser brauchen konnte, als daß er hätte zugeben sollen, daß sie sich der Gefahr bloß stelleten, von den Straßenräubern er-schlagen zu werden. Vielmehr empfahl er dem Grafen Mangold, mit der größten Behutsamkeit zu Werke zu ge-hen, und sich gleich zurück zu ziehen, wenn er sehen würde, daß Ernst sich zur Gegenwehr in Bereitschaft setzte. Wo möglich, sollte er suchen, ihm durch List beyzukommen, und durch verborgene Fallstricke die Räuber nach nnd nach zu vertilgen; oder sie so einzuschließen, daß der Hunger sie nöthigte, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Mangold kam dem Befehl seines Oberherrn im An-fange auf das pünktlichste nach, auch war er so glücklich, Ernsten vielen Schaden zuzufügen, ohne sich selbst in Ge-fahr zu begeben. Unter andern gelang es ihm, sich aller Pferde des geächteten Ernstes zu bemächtigen, ohne nur einen Mann von seinen Soldaten zu verlieren. Auch be-mächtigte er sich einiger kleinen Haufen Räuber, welche aus-

gezogen waren, um Beute zu machen, wobey er ebenfalls nichts wagte.

Der Verlust der Pferde schmerzte den Herzog Ernst und seinen Freund Wehelo über alle Beschreibung. Seine ganze Reuterey, welche ihm auf seinen Streifereyen die wesentlichsten Dienste geleistet, wurde dadurch unbrauchbar gemacht, und überdieß wurde Mangold ihm dadurch noch weit überlegener, weil beynahe alle seine Soldaten beritten waren. Andere Pferde aber zu bekommen, schien fast unmöglich, da ihn die Deutschen ganz umzogen hatten. Indessen war dieser Verlust doch nicht fähig, seinen unerschütterlichen Muth niederzuschlagen, vielmehr machte er, daß Ernst mit noch mehrerem Eifer darauf dachte, sich die lästigen Nachbarn vom Halse zu schaffen. Vor allen Dingen richtete er sein ganzes Augenmerk dahin, den gehabten Schaden zu ersetzen, und sich andere Pferde zu verschaffen. Seinem unternehmenden Geiste schien nichts unmöglich; weswegen er es auch nicht für schwer hielt, in der umliegenden Gegend bald wieder so viel Pferde zu erbeuten, als er brauchte, sich und die Seinigen beritten zu machen. Der Wachsamkeit der Deutschen ungeachtet gelang es ihm auch wirklich, sein Vorhaben auszuführen. Er schickte verschiedene Haufen von seiner Bande aus, welche durch denen Deutschen unbekannte Schlupfwinkel in das freye Feld kamen, und hier bald wieder so viel Pferde raubten, als sie nur brauchten. Zwar kam Mangold denen beunruhigten Landleuten zu Hülfe, sobald er Nachricht von ihrer Noth erhielt; allein noch ehe er ankommen konnte, waren die Räuber schon wieder mit ihrer Beute in ihre Verschanzung zurück.

Kaum sahe Ernst, daß dieses Vorhaben glücklich war ausgeführet worden, so bekam er auch schon neuen Muth, und neue Hoffnung, seine fernern Absichten zu erreichen. Er war es überdrüßig länger eingeschlossen in seiner Verschanzung zu sitzen; er faßte deßhalb den Entschluß, die Kaiserlichen mit den Seinigen anzugreifen, und sich im freyen Felde mit ihnen zu messen. Zwar waren die Kaiserlichen

ihn bey weitem überlegen, allein er verließ sich auf die Tapferkeit seiner Anhänger; und hoffte mit seinen wenigen Getreuen denen Kaiserlichen gewiß so viel zu schaffen zu machen, daß sie wenigstens eine Zeitlang würden aufhören müssen ihm nachzustellen. Ueberhaupt überlegte er bey sich selbst, daß es weit besser sey, auf eine ruhmvolle Art auf dem Bette der Ehren zu sterben, als noch länger ein so trauriges Leben zu führen. Denn wenn er auch überwunden werden sollte, so hoffte er doch sein Leben theuer genug zu verkaufen, und sich noch dadurch an dem Kaiser zu rächen, daß viele von den getreuen Deutschen mit ihm zugleich fallen müßten.

Mit dem Vorsatz, zu siegen oder zu sterben, zog er an der Spitze seines zwar kleinen, aber dessen ungeachtet furchtbaren Heeres aus dem Walde, um die Kaiserlichen anzugreifen. Als er an den Ort kam, wo das Lager derselben gestanden, fand er, daß sie sich zurück gezogen, und dasselbe ganz verlassen. Allein Herzog Ernst trauete doch nicht ganz, vielmehr glaubte er, die Kaiserlichen möchten sich nur in einen Hinterhalt zurück gezogen haben, um ihn in eine Falle zu locken, und alsdann unvermuthet zu überfallen. Um also diesem Unglück auszuweichen, schickte er einige von seinen Leuten aus, welchen er den Auftrag gab zu untersuchen, ob der Feind sich wirklich zurückgezogen, oder ob er sich nur verborgen, um ihn durch List zu besiegen. Die ausgeschickten Mannschaften kamen aber bald mit der Nachricht zurück, daß von dem Feinde weder etwas in der ganzen Gegend zu sehen, noch zu hören, indem sie Spuren genug angertoffen, daß der Feind sich wirklich zurück gezogen.

Dieses war auch in der That geschehen; denn Mangold hatte von dem Kaiser Befehl erhalten, die ehemaligen Besitzungen des Herzogs Ernst zu decken; und den Bischof Wahrmann, welcher sie in der Minderjährigkeit des jungen Hermann, dem Konrad sie zugetheilet, verwaltete; vor den Ueberfällen ihres ehemaligen Besitzers zu schützen. Konrad befürchtete, daß Ernst, da er einmal Mittel ge-

funden, welche von den Seinigen aus seinen Verschanzungen zu schicken, um Pferde zu rauben, ohne von den Deutschen bemerket zu werden, ob sie gleich die ganze Gegend so genau als möglich bewacht, ebenfalls einmal mit seiner ganzen Rotte abziehen möchte, ohne daß die Deutschen es gewahr würden. Alsdann hielt es Konrad für gewiß, daß Ernst zuerst seine Rache an dem Lande ausüben würde, aus welchem er vertrieben worden, um doch wenigstens den Trost zu haben, daß sein Nachfolger nichts als eine verwüstete Gegend erhielt. Ehe aber Mangold von seiner Flucht und dem Unheil, welches er angerichtet, Nachricht erhielt, könnte er schon alles mit Feuer und Schwert vernichtet haben. Um diesem Uebel also vorzubeugen, schickte er Mangolden lieber in Zeiten zur Bedeckung dahin.

Weil Ernst nun sahe daß seine Furcht ungegründe gewesen war, setzte er seinen Zug fort, und gab sich alle mögliche Mühe den Weg zu finden, den die Kaiserlichen genommen, um nur bald seine Rache abkühlen zu können. Er und seine Anhänger, die alle mit ihm geächtet waren, und folglich ihr Schicksal mit ihm theilten, hatten einmüthig den Entschluß gefaßt, den ihnen angethanen Schimpf zu rächen. Sie brannten insgesamt vor Begierde mit denen Kaiserlichen zu kämpfen, und es war nicht einer unter ihnen, welcher nicht den festen Vorsatz gehabt, seine Haut so theuer als möglich, zu verkaufen, und sich so lange zu wehren, als noch ein Funken Leben in ihm seyn würde. Mit einem Worte, es war nicht einer unter ihnen, der nicht den festen Vorsatz gehabt hätte, entweder die Deutschen zu besiegen, oder mit dem Degen in der Faust auf dem Kampfplatze zu sterben; denn es blieb ihnen keine andere Wahl übrig: weil, wenn sie gefangen wurden, auf alle Fälle ein schimpflicher Tod ihrer wartete; allein, starben sie auf dem Kampfplatze, so hatten sie wenigstens die Genugthuung, daß jeder sich seiner Haut wehren konnte, und viele ihrer Feinde zugleich mit ein Raub des Todes wurden.

Die Deutschen hingegen waren als getreue Unterthanen des Kaisers, nicht weniger gegen die Empörer entrüstet.

Ihr sehnlichster Wunsch war ebenfalls, den Herzog Ernst und alle seine Anhänger, wegen ihres Frevels, daß sie es gewagt, den Rathschlüssen der allgemeinen Reichsversammlung sich zu widersetzen, bald recht nachdrücklich zu bestrafen. Sie verschworen sich unter einander, nicht eher das Schlachtfeld zu räumen, bis sie entweder selbst ihr Grab gefunden, oder das deutsche Reich von denen ewigen Unruhstiftern befreyet. Graf Mangold machte ihnen zwar gegen dieses Unternehmen Vorstellungen, indem er ihnen sagte, daß der Kaiser ausdrücklich befohlen, Ernsten nicht im freyen Felde anzugreifen, um das Leben seiner rechtschaffenen Deutschen nicht aufs Spiel zu setzen. Allein dieses war tauben Ohren geprediget. Sie sagten einstimmig, ihre Pflicht sey, die Empörer im Reiche zur Ruhe zu verweisen, und wer sich ihnen widersetzte, wenn sie ihren Pflichten nachkommen wollten, den müßten sie selbst als einen Feind des Staats betrachten. Ihr Leben würde der Himmel schon schützen, da sie nur für die gerechte Sache die Waffen führten.

Nun sahe Mangold ein, daß seine fernern Vorstellungen nichts helfen würden; er mußte sich deshalb bequemen, seinen Untergebenen nachzugeben, wenn er nicht eine Verschwörung gegen sich selbst verursachen wollte, die sehr üble Folgen für das allgemeine Wohl hätte haben können. Aus dieser Ursache zog er mit seinen Untergebenen ebenfalls aus, den Herzog Ernst zu finden, und ihn wo möglich mit einemmal gänzlich zu überwinden. Ueberdieß hielt er es auch für zu langweilig, durch kleine Neckereyen ihn nach und nach zu Grunde zu richten, weil sich das Heer der Empörer täglich vermehrte. Denn alles liederliche Gesindel, welches überall verfolget wurde und an keinem Orte eine bleibende Stätte hatte, kam selbst aus den entferntesten Gegenden, um sich mit Ernsten zu vereinigen. Wenn Mangold es also noch lange verschob ihn anzugreifen, so konnte Ernst am Ende denen Deutschen wirklich gefährlich werden.

Die Aemsigkeit, mit welcher beide Heere einander suchten, machte, daß es ihnen nicht schwer wurde, sich zu

finden. Als sie sich endlich von weitem erblickten, hatte Mangold alle mögliche Mühe seine Leute zurück zu halten, daß sie nicht gleich über die Räuber herfielen; welches ihnen sehr nachtheilig hätte werden können, weil es leicht möglich gewesen wäre, daß sie ein Opfer ihrer Tapferkeit geworden, wenn sie den Feind ohne alle Ordnung angegriffen. Endlich überredete er sie doch, daß sie ihm Zeit ließen, Anstalten zum Angriff zu machen.

Mangold hatte die Feinde zuerst erblickt, und stellte seine Völker in der größten Geschwindigkeit in Schlachtordnung, um sogleich mit seiner weit überlegenen Macht angreifen zu können. Allein noch ehe er mit diesen Anordnungen zu Stande war, erblickt ihn Ernst mit den Seinigen. Mangolden sehen und ihn angreifen, war das Werk eines Augenblicks, ob Ernst gleich sahe, daß die Anzahl seiner Leute bey weitem geringer war, als die Kaiserlichen. Allein er hoffte die Tapferkeit oder vielmehr Tollkühnheit seiner Leute würde ihre Menge ersetzen.

Mit einer Schnelligkeit, der kaum das Auge folgen konnte, war Feind und Freund mit einander Handgemein. Daß beide Theile mit ziemlicher Wuth gegen einander fochten, werden meine Leser wohl glauben, da sie die gegenseitige Erbitterung aus dem Vorhergehenden gesehen haben. Auch kämpften sie wie Löwen gegen einander; keiner wollte weichen, und ziemlich lange blieb der Sieg ganz unentschieden. Herzog Ernst hatte abermals den festen Vorsatz gefaßt: entweder zu siegen oder zu sterben, weswegen er auch keine Gefahr scheuete, sondern eine wirklich übernatürliche Tapferkeit bewies. Wo die Gefahr am größten, war auch gewiß Ernst zu finden, wodurch der Muth seiner Anhänger noch mehr angefeuert wurde, daß sie es alle ihrem Anführer gleich zu thun suchten. Keiner von ihnen war von dem Kampfplatze wegzubringen, wenn er nicht unter den Streichen seiner Feinde erlag. Ewig Schade ist es, daß Ernst seine Tapferkeit bloß anwendete, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen; was würden wir sonst nicht vielleicht für Heldenthaten von ihm in der Geschichte aufgezeichnet finden,

die seinen Namen auf eine ruhmvolle Art verewigten, anstatt, daß er jetzo mit Schande gebranntmarket ist, und jedermann ihn als das stärkste Beyspiel der Undankbarkeit verabscheuen muß.

Nachdem das Gefechte ziemlich lange mit gleichem Muthe von beiden Seiten fortgesetzet worden, wodurch nicht wenige ein Raub des Todes wurden; behielten doch am Ende die bey weitem überlegenen Deutschen die Oberhand. Ihr erstes Augenmerk war auf den Herzog Ernst gerichtet. Wo er sich blicken ließ, fielen sie alle über ihn her, und doch währte es lange, ehe sie ihn bezwingen konnten, denn sein starker Arm verbreitete Tod und Verwüstung um sich her. Endlich sank aber doch der tapfere und nur zu kühne Ernst unter den häufigen Streichen, welche auf ihn fielen, denen allen auszuweichen eine Unmöglichkeit war, ganz mit Wunden bedeckt, todt zur Erde. In demselben Augenblick, daß Ernst seinen Geist aufgab, änderte sich auch der Schauplatz. Es schien, als ob seine Anhänger durch den Verlust ihres Anführers mit einemmal allen Muth verlohren, und alle Hoffnung zum Siegen aufgegeben hätten. Sie, die vorhero auf dem Kampfplatze wie eingewurzelt standen, und dem Tode mit der größten Kaltblütigkeit entgegen sahen, wurden zum Weichen gebracht, und suchten nun ihr Leben durch die Flucht zu retten. Allein dieses half ihnen nichts; denn die Deutschen begnügten sich nicht, ihre Feinde besiegt und in die Flucht geschlagen zu haben; sie wollten vielmehr Deutschland mit einemmal von diesen Friedensstöhrern befreyen, und sie wo möglich, ganz vertilgen. Sie verfolgten sie deswegen mit der größten Wuth, und Wahelo benebst fast allen Anhängern des erschlagenen Herzogs, wurden noch getödtet. Nur wenige, welche dem deutschen Reiche nicht mehr gefährlich seyn konnten, entrannen dem Tode, und retteten sich mit der Flucht.

Indessen darf man nicht denken, daß die Deutschen ganz ohne allen Verlust weggekommen, da sie Sieger geworden; im Gegentheil war er nichts weniger als unbeträchtlich. Denn man kann leicht denken, daß eine Menge Menschen,

die sich wie Verzweifelte wehren, auch eine Menge ihrer Feinde in die andere Welt schicken, ehe sie sich bezwingen lassen. Selbst Graf Mangold nebst noch verschiedenen andern der vornehmsten Anführer, wurden ein Raub des Todes; von gemeinen Kriegern hingegen blieben beynahe eben so viel als von den Feinden auf dem Platze, und nur die Ueberlegenheit hatte denen Deutschen den Sieg verschafft.

Dem Kaiser ging die Nachricht von diesem erlittenen Verluste über alle Beschreibung nahe, jedoch tröstete er sich damit, daß er dadurch den Frieden im Reiche erkaufet, welcher ihm um keinen Preiß zu theuer war. Indessen währte der Zorn Konrads gegen Ernsten nur so lange, als ihm dieser zu schaden vermögend gewesen war; mit seinem Tode hörte zugleich alle Feindseligkeit auf. Er ließ den Körper des getödteten Herzogs nach Costnitz bringen, wo der Bischof den Kirchenbann aufhob, und er in die Kirche unsrer lieben Frauen beygesetzt wurde *).

Vierzehntes Kapitel.

Die Pohlen beunruhigen Deutschland; — Riksa erhält Schlesien für die Deutschen, welche sie in ihrem Gefolge mitgebracht; — Konrad besiegt die Pohlen, und verschafft dem vertriebenen Herzog Otto sein Herzogthum wieder; — Otto wird ermordet; — nach dessen Tode macht Konrad eine große Veränderung in der Regierungsform von Pohlen.

Konrad war zwar nicht selbst mit gegen Ernsten zu Felde gezogen; allein dessen ungeachtet hatte es ihm nicht an Beschäfftigung im Reiche gefehlet. Es ist ja mehr als zu gut bekannt, und leider hat man schon zu oft gesehen, daß

*) Nach Mariani Scoti Chron. lib. III. aetate VI. ist sowohl der Krieg mit Ungarn, als auch der Tod Herzogs Ernst schon im vorhergehenden Jahre 1029. erfolget; ihm pflichten auch Siegbertus Gemblacensis und der Annalista Saxo ad an. 1029. bey.

es immer eine Menge unruhige Köpfe in großen Staaten giebt, welche sich am liebsten damit beschäfftigen, ihre Meinungen weiter zu verbreiten. Dergleichen gab es auch verschiedene in Deutschland, die beständig darauf dachten, Neuerungen einzuführen; ging es nun nicht ihren Wünschen gemäß, so suchten sie sich Anhänger zu verschaffen, um im Fall der Noth mit Gewalt ihre Projekte auszuführen. Auf diese, welche Konraden wohl bekannt waren, ob er ihnen gleich noch nicht beykommen konnte, weil sie noch nie etwas öffentlich gegen ihn unternommen, sondern nur ganz in geheim ihm entgegen gearbeitet hatten, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit. Denn er befürchtete, daß sie den Augenblick, wo er den Kern seiner Mannschaften gegen den Herzog Ernst ausgeschickt, benutzen möchten, um auch in andern Gegenden des Reichs Unruhen anzustiften, welche in einem Zeitpunkte, wo überdieß noch die Pohlen sich an der Gränze befanden, leicht hätten gefährlich werden können. Durch seinen Fleiß und seine Wachsamkeit war er aber glücklich genug, zu verhindern, daß nie die Unruhen zum Ausbruch kamen, sondern allezeit in ihrem ersten Keime erstickt wurden. Nun der vornehmste Friedensstöhrer getödtet war, hoffte er wenigstens eine Zeitlang in dem Inneren des Reichs den Frieden und die Einigkeit zu erhalten; denn wenn etwas Großes sollte unternommen werden, wodurch der ganze Staat beunruhigt wurde, so gehörte ein Hauptanführer dazu, der für sich selbst eine ansehnliche Macht besaß; dieser fehlte nach Ernsts Tode; indem keiner ihm an Kühnheit gleich kam, und der alles wagte, um nur sein Vorhaben auszuführen. Gegen kleinere Unordnungen hingegen hatte er schon seine Maaßregeln genommen, daß sie nicht weiter um sich greifen konnten. Uebrigens machte auch das traurige Ende des Herzogs Ernst einen nicht geringen Eindruck auf alle Fürsten; weil sie gewiß überzeugt waren, es würde ihrer gleiches Schicksal warten, wenn sie es wagten, sich den Befehlen des Kaisers und der Reichsversammlung zu widersetzen.

Nachdem alles dieses beygelegt war, hielt es Konrad für höchst nothwendig, sich an die Pohlnische Gränze zu begeben, um denen Ausschweifungen, welche Miecislaus *) sich zu Schulden kommen ließ, Einhalt zu thun. Um aber hier gehörig deutlich zu werden, sehe ich mich genöthiget, in der Geschichte ein wenig zurück zu gehen.

Schon zu den Zeiten, als Konrad genöthiget war, seinen ersten Zug nach Italien zu unternehmen, um seine Herrschaft daselbst zu befestigen, und diejenigen, welche sich der Herrschaft des deutschen Reichs entziehen wollten, wieder zum Gehorsam zu bringen, maßete sich der verstorbene Herzog von Polen unrechtmäßiger Weise den Königlichen Titel an. Konrad würde zu dieser unrechtmäßigen Anmaßung gern stille geschwiegen haben, weil er es für eine zu unbeträchtliche Ursache hielt, wegen einem bloßen Titel Krieg anzufangen, zumal da er so sehr den Frieden liebte, und alles anwendete, ihn zu erhalten; auf andere Weise wußte er ihn nicht zu nöthigen, selbigen wieder abzulegen. Allein der Nachfolger des Herzogs Bolislaus, fing selbst an das deutsche Reich zu beunruhigen, wodurch der Kaiser freylich genöthiget wurde, andere Maasregeln gegen ihn zu nehmen, und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Denn Konrad richtete sein vorzüglichstes Augenmerk darauf, die Gerechtsame des deutschen Reichs ungekränkt zu erhalten.

Bey seinem Tode hinterließ Bolislaus zwey Söhne, mit Namen Otto, und Miecislaus. Zwischen diese beiden theilte er sein Reich, und verordnete zugleich, sie sollten es gemeinschaftlich regieren. Allein Miecislaus war viel zu herrschsüchtig, um seinem Bruder gleiche Rechte mit sich zu vergönnen; vielmehr ließ er nichts unversucht, seine Leidenschaft zu befriedigen, und die Regierung des ganzen Reichs sich allein zu verschaffen. Er suchte seinen Bruder auf alle mögliche Weise bey seinen Unterthanen verhaßt zu machen, und war selbst der Anstifter verschiedener Ver-

*) Verschiedene des mittlern Zeitalters nennen ihn Mieco.

schwörungen gegen ihn. Mit einem Wort, er hörte nicht auf, ihn zu verfolgen, bis dieser endlich genöthiget wurde, nach Rußland zu flüchten, um nur nicht sein Leben einzubüßen; wo ihm denn nichts übrig blieb, als auf bessere Zeiten zu hoffen.

Noch bey Lebzeiten seines Vaters hatte sich Miecislaus mit einer deutschen Prinzeßin vermählet. Sie hieß Rikfa, war die Tochter des Pfalzgrafen Rheinfried, und war mütterlicher Seite eine Nichte Kaiser Otto III. Auf der Reise zu ihrem Gemahl wurde sie von einer ganzen Menge Deutschen begleitet. Diese behielt sie insgesamt aus Liebe zu ihrem Vaterlande bey sich, ob es gleich denen Pohlen höchst unangenehm war, da sie voraus sahen, was in der Folge geschehen würde. Selbst ihr Schwiegervater war nicht zufrieden, daß sie ein so starkes Gefolge mit gebracht; allein dessen ungeachtet entließ sie keinen, vielmehr wußte sie es durch ihre Klugheit dahin zu bringen, daß ihnen nach und nach die vornehmsten Ehrenstellen am Pohlnischen Hofe zu Theil wurden.

Da die andern Deutschen sahen, daß es ihren Landesleuten in Pohlen so gut ging, warteten eine große Menge von ihnen nur auf den Tod des alten Herzogs, um ebenfalls ihr Glück außerhalb Deutschland zu versuchen. Ihr Anschlag gelang vortreflich; denn kaum hatte Bolislaus die Augen geschlossen, so bemühete sich Rikfa selbst noch mehr Deutsche an ihren Hof zu ziehen. Ihre Anzahl vermehrte sich dergestalt, daß in kurzer Zeit die mehresten einträglichen Stellen in Pohlen mit Deutschen besetzet waren.

Den Pohlen war es äußerst unangenehm, sich in ihren Vaterlande so sehr zurückgesetzt zu sehen, da die Deutschen bey allen Gelegenheiten den Vorzug erhielten. Sie befürchteten, diese Begünstigung bey Ausländern möchte ihnen in der Folge noch gefährlicher werden, weil ihre Anzahl sich täglich vermehrte; wodurch am Ende leicht die ganzen Regierungsgeschäffte in die Hände der Deutschen kommen, und sie ihrer Freyheiten immer mehr beraubt werden könn-

ten. Sie machten dem Herzog Vorstellungen, wie nachtheilig es für ihn und sein ganzes Land werden müßte, wenn er fortführe, die Fremden so sehr zu begünstigen, und Unterthanen zu unterdrücken. Sie baten ihn deshalb dieses Unwesen in Zeiten abzuschaffen, weil es noch möglich wäre, denen übeln Folgen vorzubeugen.

Miecislaus lebte mehr für sein Vergnügen als für die Regierungsgeschäffte, weswegen er auf die Klagen seiner Unterthanen wenig achtete; überdieß schmeichelte es seinen Stolz, so viele Fremde in seinen Diensten zu haben, und zu sehen, wie jeder bemühet war, ihm Weihrauch zu streuen. Allein Rikfa handelte in diesem Stücke weit klüger und vorsichtiger als ihr Gemahl. Sie sahe voraus, was es für ein schlechtes Ende mit ihren Anhängern nehmen müßte, wenn die Pohlen noch mehr gereizet würden, und ihr Unwille endlich in Thätlichkeiten überginge. Sie wußte mehr als zu gut, wie leicht es denen Pohlen wäre, die Deutschen, die ihrer großen Menge wegen dem Lande äußerst beschwerlich fielen, mit einemmal mit Schimpf und Schande auf ewig zu verjagen; indem die Deutschen ihrer nicht unbeträchtlichen Anzahl ungeachtet, doch bey weitem nicht mächtig genug waren, sich der Nation zu widersetzen; und auf einen innern Beystand durften sie sich keine Rechnung machen, weil kein Mensch im ganzen Lande ihnen wohl wollte; sondern ein jeder über die ganz ungerechte Hintansetzung der Nation aufgebracht war, und nur auf eine schickliche Gelegenheit wartete, diesem Unwesen abzuhelfen.

Die Herzogin war klug genug, daß sie in Zeiten darauf bedacht war, denen unaufhörlichen Klagen ihrer Unterthanen abzuhelfen, und doch auch dabey die Deutschen, welche ihr so sehr ergeben waren, nicht zu vergessen. Vielmehr suchte sie selbige auf eine Art zu entschädigen, daß sie alles, was sie in Pohlen verlohren, sehr gern vergessen konnten. Denn sie gerade zu von sich zu lassen, ohne für ihr ferneres Fortkommen zu sorgen, ließ ihr ihre Liebe zu ihren Landesleuten nicht zu. Sie sann deswegen auf Mittel,

beide Theile zugleich zu befriedigen, welches jedoch immer gewissermaaßen auf Unkosten der Pohlen geschahe. Um dieses zu bewerkstelligen, ersuchte sie ihren Gemahl, denen Deutschen, die sich an seinem Hofe aufhielten, dasjenige Stück Land, welches in der Folge Schlesien genannt wurde, und zu den damaligen Zeiten noch wenig angebauet war, eigenthümlich zu überlassen; jedoch sollte es nur unter der Bedingung geschehen, daß sie den Herzog von Pohlen stets als ihren Oberherrn anerkennten. Mit diesem Vorschlage war der Herzog sehr zufrieden, weil er durch diesen Ausweg die unaufhörlichen Beschwerden seiner Unterthanen mit einemmal aufzuheben hoffte, und dadurch die frohe Aussicht für die Zukunft bekam, seinem Vergnügen recht ungestört nachhängen zu können. Auch die Nation ließ sich dieses sehr gern gefallen, weil sie nur wünschte, daß die Deutschen aus dem Innern des Reichs möchten entfernet werden, um sich nicht mehr die Regierungsgeschäffte anmaßen zu können.

Denen Deutschen aber war dieser Vorschlag unter allen, welche bey Händeln im Spiele waren, am willkommensten. Sie fingen an einzusehen, daß sie ihr Gutes in Pohlen genossen, und der Wahrscheinlichkeit nach noch viel Böses ihrer wartete, daß viele, die anderweit fortzukommen Hoffnung hatten, das Herzogthum freywillig zu verlassen, schon entschlossen waren. Der größte Theil hingegen sahe sich genöthiget, sein Schicksal geduldig abzuwarten. Nun, glaube ich, wird man sich leicht denken können, wie froh sie waren, auf eine so gute und für sie so vortheilhafte Art aus der unangenehmen Lage gerissen zu werden. Sie schätzten sich über alle Beschreibung glücklich, daß jeder ein Stück Land für sich bekam, und machten in der größten Geschwindigkeit Anstalten sich in ihre neuen Besitzungen zu begeben, und festen Fuß darinnen zu fassen, damit es denen Pohlen nicht etwa einfallen möchte, sich eines andern zu besinnen. Sobald sie in der schönen fruchtbaren, aber bis jetzo äußerst vernachläßigten Provinz, die nun ihr Eigenthum geworden, angekommen; baueten sie sich so geschwind, als möglich an. Vorzüglich waren sie darauf bedacht an verschie-

denen Orten Festungen anzulegen, um sich im Fall der Noth vertheidigen zu können. Nach und nach fanden sich noch mehrere Deutsche bey ihnen ein, daß sie am Ende mächtig genug wurden, dem Herzogthume Pohlen den fernern Gehorsam aufkündigen zu können, weil sie die Pohlen ihre Abhängigkeit zu sehr fühlen ließen. Damit es aber denen Pohlen nicht einfallen sollte, sie mit Gewalt zum Gehorsam zurück führen zu wollen, so begaben sie sich unter dem Schutz eines andern, zu der damaliger Zeit sehr mächtigen Oberherrn. Sie wählten sich nehmlich den Herzog von Böhmen, und setzten selbst die Bedingungen fest, unter welchen sie unter seiner Herrschaft stehen wollten.

Kaum war Miecislaus allein unumschränkter Herr des Herzogthums Pohlen geworden, so glaubte er sich schon mächtig genug, dem deutschen Reiche die Spitze bieten zu können. Allein bis jetzo waren alle Versuche weiter vorzudringen, ohne den mindesten glücklichen Erfolg für ihn ausgefallen. Denn der Markgraf Thietmar von der Lausitz, hatte mit seinen tapfern Unterthanen dem deutschen Reiche beständig als Schutzwehr gedienet, und die Pohlen in den gehörigen Schranken erhalten; daß schon die Nachricht von seinem Anzuge am Ende die Pohlen zum Zurückziehen nöthigen konnte; weil bis dahin das Glück der Waffen unaufhörlich auf der Seite Thietmars gewesen, und die Pohlen bey allen Gelegenheiten, wo es mit ihnen und denen Lausitzern zu einem Treffen gekommen, allemal ansehnlichen Verlust erlitten hatten.

Endlich starb der Markgraf Thietmar gegen das Ende des Jahres 1029, und zwar gerade zu einer Zeit, wo es die übelsten Folgen für das deutsche Reich haben konnte. Denn Konrad hatte nur eben seinen unglücklichen Feldzug gegen die Pohlen (dessen wir schon oben gedacht), beendiget, wodurch ohnedem ihr Muth ungemein gestiegen war, daß es dem tapfern Thietmar selbst würde schwer geworden seyn, sie im Zaum zu erhalten. Nun hatte das deutsche Reich aber auch diese Schutzwehr verlohren, und nun glaubten

die Pohlen auch schon mehr wagen zu dürfen, weil der Tod mit ihnen sich in ein Bündniß eingelassen, und ihren mächtigsten Feind überwunden. Nachdem sie von diesem Widersacher befreyet, schien es, als ob sie die Macht des ganzen deutschen Reichs gar nicht zu achten brauchten, wenigstens zeigten sie nicht die mindeste Furcht für dasselbe, zumal da Konrad schon einmal nichts gegen sie ausrichten können. Sie fielen nunmehro mit einer nicht unbeträchtlichen Macht in die Lausitz und in das Brandenburgischr ein, und zogen längs denen Ufern der Elbe und der Saale hin, wo sie die schreckbarsten Verwüstngen anrichteten. Denn Miecislaus war durch seinen erhaltenen Sieg über die Deutschen so kühne geworden, daß er glaubte, sie würden es gar nicht wagen, sich nochmals der Gefahr auszusetzen, sich von ihm bezwingen zu lassen, und folglich die unerhörten Gräuel, welche er ausübte, auf keine Weise rächen. Daß er sich aber dießmal in seinen Erwartungen sehr betrogen, werden meine Leser bald weiter unten sehen.

Indessen war es doch immer äußerst traurig für die armen Bewohner der Gegenden, in welchen Miecislaus seine Grausamkeiten ausübte. Sie waren unfähig sich seiner Macht zu widersetzen, und suchten deswegen auf andere Art seiner Wuth Einhalt zu thun. Ein Theil von ihnen suchte durch Bitten sein Herz zu erweichen, indem sie ihm vorstellten, daß sie sich nie etwas zu Schulden kommen lassen, wodurch sie seinen Zorn verdienet, und flehten wenigstens ihr Leben und das Leben ihrer Kinder zu schonen, da sie ihn nie beleidiget, überdieß boten sie ihm ihre armseligen Habseligkeiten freywillig dar; die andern hingegen suchten sich mit der Flucht zu retten. Allein beydes half ihnen nichts; denn gegen die Bitten der armen Einwohner war sein felsenhartes Herz taub, und die Fliehenden wurden bald von seiner gut berittenen Reuterey eingeholet. Er verwüstete und plünderte mehr als hundert Städte und Dörfer, zwischen der Saale und Elbe, und die Einwohner derselben wurden auf seinen Befehl theils umgebracht, theils gefangen fortgeführet. Binnen kurzer Zeit machte er über neun

tausend Gefangene an Männern und Weibern, diejenigen nicht mitgerechnet, welche er umbringen lassen, welche meistens solche gewesen, von denen er geglaubt, daß sie die Beschwerlichkeiten des Weges nicht würden aushalten können. Unter denen Gefangenen befand sich auch sogar der Bischof von Brandenburg, welchen er mit in seine Gewalt bekommen, und den er besonders sorgfältig bewachen ließ, weil er hoffte, sich durch denselben noch manchen Vortheil zu verschaffen, da er die Achtung der Deutschen für ihre Geistlichen kannte, und gewiß war, sie würden eher alles aufopfern, als einen Diener Gottes mißhandeln lassen. Uebrigens war ihm kein Ort zu heilig, an welchem er nicht seine Schandthaten ausübte; selbst die Altäre Gottes, zu denen viele Hülflose ihre Zuflucht genommen, besprützte er mit Menschenblut, und entheiligte sie durch grausamen Mord, bloß um seinen Blutdurst zu stillen. Denen armen Lausitzern und Brandenburgern blieb also nichts weiter übrig, da er selbst nicht einmal Achtung für die Tempel Gottes hatte, und ihnen also kein einziger Zufluchtsort mehr übrig war, als sich freywillig in seine Hände zu liefern, und ihr Schicksal geduldig abzuwarten, um seinen Zorn nicht noch mehr zu reizen, und sich noch größeres Unglück zu bereiten. Die Klöster eroberte er mit gewaffneter Hand, um sich ihrer Schätze zu bemächtigen. Die Klosterfrauen hingegen gab er der Willkühr seiner rohen und ungesitteten Soldaten preiß, welche sie auf eine gräßliche Art mißhandelten. Ja ihre Unmenschlichkeit ging so weit, daß sie selbst schwangere Weiber nicht verschoneten, sondern sie auf eine unnatürliche Art quälten. Mit einem Worte: sie zeigten sich als die grausamsten Barbaren, und an allen Orten, wo sie nur hinkamen, übten sie Unmenschlichkeiten aus, welche meine Feder nicht zu beschreiben im Stande ist.

Gewiß würden die Pohlen ganz Sachsen in eine Wüsteney verwandelt haben, wenn nicht Theoderich, Graf von Merseburg und Jleburg alle seine Kräfte aufgeboten, sich ihrem ferneren Vordringen mit aller Macht zu widersetzen. Er bot alle seine Vasallen zur Vertheidigung des

Vaterlandes auf, und brachte in kurzer Zeit ein nicht unbeträchtliches Heer zusammen. Mit diesem ging er den Pohlen entgegen, und war so glücklich, sie nach einem sehr blutigen Treffen zu besiegen. Sie mußten die Flucht ergreifen, nachdem sie sehr viel Menschen auf dem Kampfplatze verlohren, und froh seyn, daß ihnen dieses letzte Rettungsmittel nicht abgeschnitten worden war.

Durch das Beyspiel der Pohlen, wie ihre Waffen noch glücklich waren, aufgemuntert, wagten die Böhmen auch verschiedene Streifereyen nach Deutschland zu unternehmen. Jedoch ließen sie sich keine Schandthaten zu Schulden kommen, wie ihre Vorgänger. Sie begnügten sich nur zu rauben, wo sie etwas fanden, ohne sonderliche Grausamkeiten zu begehen. Indessen wurde doch dem Bischof Hilderich von Zeiz ziemlich bange, daß sie ihm auch einen Besuch abstatten möchten. Er wußte, daß diese Barbaren sehr wenig Achtung für die geistlichen Herren hatten, und überdieß sehr gerne sich den Ueberfluß einer reichen Kirche zueigneten. Um diesem Unglück in Zeiten vorzubeugen, bat er den Kaiser Konrad und den Papst Johann sein Bisthum verlegen zu dürfen, damit er eine für ihn so beschwerliche Nachbarschaft los würde. Dabey schlug er vor, daß man ihm Naumburg an der Saale einräumen möchte, weil ihm dieser Ort sicher genug schien, um seine Hauptkirche dahin verlegen zu können, ohne weiter etwas von den Böhmen befürchten zu dürfen. Die gesuchte Erlaubniß wurde ihm von beiden Theilen verstattet, und der Markgraf Hermann von Meißen benebst seinem Bruder Eckart überließen ihm diese Stadt gern zu dem Gebrauch.

Schon lange würde Konrad allen diesen Unordnungen Einhalt gethan haben, wenn nicht die inneren Unruhen des Reichs seine persönliche Gegenwart unumgänglich nothwendig gemacht, und ihn unaufhörlich beschäfftiget. Ueberdieß hatte er auch seine ganze Macht nicht beysammen, da ein großer Theil derselben gegen Ernsten ausgeschickt war; und mit einer geringen Anzahl Krieger,

wollte er es nicht wagen, sich dem Feinde entgegen zu stellen; denn er konnte doch nicht gewiß seyn, den Feind zu bezwingen, und wurde er geschlagen, so wurde es ihm alsdenn desto schwerer, die Pohlen ganz zu demüthigen. Er wartete deswegen den Zeitpunkt ganz ruhig ab, wo er mit seiner ganzen Macht den Feind angreifen, und ihm die Schwere seines Arms konnte fühlen lassen. Dieser war nun gekommen; der vorzüglichste Unruhstifter war vernichtet, seine ganze Rotte zerstreuet, und durch seine Bemühung die Ruhe in ganz Deutschland wieder hergestellt. Fanden sich ja noch hier und da unruhige Köpfe, so hatte das traurige Ende des Herzogs Ernst sie hinlänglich abgeschreckt, ferner etwas gegen den Kaiser zu unternehmen, der größten Theils von der ganzen Nation geschätzet und geliebet wurde, wie er es verdiente, da er sich das Wohl derselben so sehr angelegen seyn ließ.

1031. 1032*). Nun war seine größte Sorge, sich auch außerhalb dem deutschen Reiche Frieden und Ruhe zu verschaffen, und denen Friedensstöhrern wenigstens eine Zeitlang die Lust zu benehmen, das Reich zu beunruhigen. Um dieses mit gehörigem Nachdruck bewerkstelligen zu können, beschloß er seine ganzen Kräfte aufzubieten, um mit vereinigter Macht des deutschen Reichs zu Werke gehen zu können. Ueberdieß hatte sich auch der von seinem Bruder unrechtmäßiger Weise vertriebene Herzog Otto an ihn gewendet, und ihn gebeten, seine Rechte auf den ihm gehörigen Theil von Pohlen geltend zu machen. Er hatte bisher in Rußland in der äußersten Dürftigkeit leben müssen, weil er von keinem Menschen unterstützt worden war. Nun er aber erfuhr, wie sehr sein Bruder den Kaiser zum Zorne gereizet, wagte er es, ihm seinen Zustand zu schildern und ihn um Beystand anzuflehen.

*) Ich habe mich genöthigt gesehen, die Geschichte dieser zwey Jahre zusammen zu nehmen, weil ich nicht habe auffinden können, was eigentlich in dem einen oder dem andern vorgefallen.

Der Kaiser war überzeugt, daß dem armen Otto das gröſzte Unrecht geschehen, und auch sogleich entschlossen ihm beyzustehen. Er ließ ihm versprechen, seine rechtmäßigen Ansprüche aus allen Kräften zu unterstützen, und ihm, wo möglich, zu Wiedererlangung seines Eigenthums behülflich zu seyn. Dieses Versprechen konnte er um so vielmehr thun, da er sich so schon vorgenommen, den Herzog Miecislaus wegen seinen Einfällen in das deutsche Reich zu bestrafen, und ihm wo möglich, mit einemmal alle Lust zu benehmen, die Gränzen von Deutschland je wieder mit gewaffneter Hand zu betreten.

Um dieses mit gehörigem Nachdruck betreiben zu können, versammelte Konrad mit der gröſzten Geschwindigkeit und Vorsicht alle Kriegsvölker, die er nur zusammen bringen konnte. Er bot alle seine Vasallen auf, daß sie ihm bey diesem Feldzuge beystehen und den allgemeinen Feind des Reichs verjagen helfen möchten. Sie waren auch insgesamt bereitwillig, ihm ihre Hülfe zu diesem wichtigen Unternehmen angedeihen zu lassen; und durch ihre gemeinschaftliche Vermittelung kam in kurzer Zeit ein sehr beträchtliches Kriegsheer zusammen, welches um so viel furchtbarer war, da es aus dem Kern der deutschen Nation bestand. Dieses ganze Heer theilte Konrad in zwey Theile, von welchem er den einen unter seinem eignen Oberbefehl behielt, den andern aber der Anführung des Herzogs Otto übergab. Dem Herzog Otto gab er den Auftrag, daß er die Pohlen von der einen Seite angreifen, und in beständiger Beschäfftigung zu erhalten suchen sollte, damit er desto unbemerkbarer von der andern gegen sie anrücken könnte, und sie folglich von beyden Seiten eingeschlossen würden.

Alle diese Anstalten wurden mit so vieler Geschwindigkeit und Heimlichkeit betrieben, daß kein Mensch auſserhalb denen Gränzen des deutschen Reichs etwas davon gewahr werden konnte. Selbst Miecislaus ahndete nicht das mindeste von dem fürchterlichen Unglück, welches sich über seinem Haupte zusammen zog, und ihn gänzlich zu vernichten drohete. Das bisherige Glück seiner Waffen hatte ihn

gleichsam eingeschläfert, daß er gar nicht daran gedacht, sein Land im Fall eines Angriffs in Vertheidigungszustand zu setzen. Denn es fiel ihm gar nicht ein, daß die Deutschen es wagen würden, in Pohlen einzufallen, bevor sie ihn nicht erst zurück geschlagen; dieses glaubte er aber nicht zu befürchten zu haben, weil sie schon so lange zu seinen Ausschweifungen stille geschwiegen. Es fing schon an zu glauben, sein Heer habe sich in solches Ansehn gesetzt, daß die Deutschen es gar nicht wagten, ihm Widerstand zu leisten. Mit einemmale wurde er aber auf eine ziemlich unangenehme Art eines andern belehret. Konrad war mit seinem Heere nach Pohlen eingerückt, und ziemlich weit vorgedrungen, ohne beynahe das Schwert aus der Scheide zu ziehen; denn keine von allen Gränzfestungen war auf auf einen solchen Besuch vorbereitet, daß sie sich also insgesammt ergeben mußten, ohne nur an eine Vertheidigung denken zu können. Otto hingegen war gerade auf den Herzog Miecislaus vorgerückt, um ihn zum Rückzug zu nöthigen und denselben noch besser in die Mitte zu bekommen. Man stelle sich, wenn man kann, das Schrecken vor, welches den Herzog überfiel, als er sich auf einmal von zwey gleich fürchterlichen Heeren eingeschlossen sahe, ohne die mindeste Vermuthung von der Gefahr, in welche er so plötzlich kam, zu haben, da er sich vielmehr schon als den Ueberwinder von ganz Deutschland betrachtete. Noch fernern Widerstand zu leisten, daran war gar nicht zu gedenken, weil er so in die Enge getrieben worden, daß es eine Unmöglichkeit war, sich in ein Treffen einzulassen, ohne augenblicklich auf das Haupt geschlagen zu werden. Sein einziger Gedanke war deswegen nur darauf gerichtet, sich zu retten, um Zeit zu gewinnen, andere Maaßregeln ergreifen zu können.

Sein einziger Freund war Herzog Othalrich von Böhmen, wenigstens hielt er ihn dafür, ob er sich gleich sehr in ihm geirret hatte. Zu diesem war er entschlossen, seine Zuflucht zu nehmen, und gewiß hoffte er, daß dieser ihn nicht in seiner äußerst mißlichen Lage verlassen würde. Mit der äußersten Lebensgefahr flohe er zu ihm, um Bey-

stand bey demselben zu suchen. Er stellte ihm seine bedrängten Umstände vor, und bat auf das angelegentlichste, ihm mit seinem Heer zu Hülfe zu kommen, weil er sonst ganz zu Grunde gerichtet werden müßte. Denn sein Heer allein wäre viel zu schwach, um sich theilen und mit Konraden und Otten zugleich in ein Treffen einlassen zu können; mit einem aber dürfte er nicht allein anfangen, weil ihm alsdann der andere unverzüglich in den Rücken fallen würde. Käme ihm aber der Herzog von Böhmen zu Hülfe, so hoffte er wenigstens von einer Seite sich Luft zu machen, und einen freyen Abzug zu erlangen. Dem äußern Anschein nach schien diese Unterhandlung ganz dem Wünschen des Herzogs von Pohlen gemäß auszufallen, den Othalrich empfing ihn auf das freundschaftlichste, und versprach alles, was in seinen Kräften stehen würde, für ihn zu thun. Allein der arme Micislaus betrog sich schrecklich in der Denkungsart Othalrichs, indem er seinen Worten trauete. Denn der Herzog von Böhmen wußte mehr als zu gut, daß der Kaiser sehr gerechte Ursache hatte, unzufrieden mit ihm zu seyn, weil er sich verschiedener Vergehungen gegen ihn zu Schulden kommen lassen. Er war beynahe gewiß überzeugt, der Kaiser würde, sobald er den Krieg mit Pohlen beendiget, auch gegen ihn zu Felde ziehen, und für alles bishero begangene nachdrückliche Rache nehmen. Um nun dieser längst verdienten Rache zu entgehen, und die Gunst des Kaisers wieder zu erlangen, suchte er den gegenwärtigen Zeitpunkt bestens zu benutzen; indem er bereit war, seinen Freund zu verrathen; ohne zu überlegen, daß der Kaiser auf keine Weise vermöge seiner Rechtschaffenheit eine so schändliche Handlung billigen würde.

Anstatt also dem Herzog von Pohlen die gebetene Hülfe zu geben, hielt er ihn eine Zeitlang mit leeren Versprechungen und vielen Freundschaftsversicherungen an seinem Hofe auf. Binnen dieser Zeit schrieb er an den Kaiser und versprach demselben, den Herzog Miecislaus gefangen zu nehmen, und ihn auszuliefern, wodurch auf einmal der Krieg beendiget werden würde, wenn anders Konrad ihm

seine Freundschaft wieder schenken, und das Vergangene vergessen wollte. Allein Konrad dachte viel zu edel, um zu einer dergleichen Handlung seine Einwilligung zu geben, vielmehr hatte er den heftigsten Abscheu vor aller Verrätherey und Untreue. Deswegen schrieb er an den Herzog von Böheim zurück, er würde nie zu einer solchen Niederträchtigkeit zu bereden seyn, einen Feind durch die Verrätherey eines andern Feindes zu erkaufen, und sich dadurch bestechen lassen, dem einen seine Freundschaft und Vergebung zu schenken. Zugleich verwieß er ihm sehr ernstlich seine schändliche Untreue, daß er einen Menschen verrathen wollte, der ihn als seinen Freund betrachtete, und sich voll Vertrauen in seinen Schutz begeben. Bey dieser Gelegenheit gab Konrad noch einen Beweiß von seiner außerordentlichen Rechtschaffenheit; indem er nicht allein den Antrag Othalrichs, der ihm doch so vielen Nutzen schaffen konnte, ausschlug; sondern sogar selbst an den Herzog Miecislaus schrieb, und ihm den abscheulichen Anschlag, den sein vermeintlicher Freund wider ihn gemacht, entdeckte; wobey er ihm noch den Rath ertheilte, so bald möglich Böheim zu verlassen, und sich eine andere und sichere Freystadt zu suchen.

Durch diese wirklich außerordentliche Großmuth, welche man wohl schwerlich in den neuern Zeiten finden würde, wurde Miecislaus bis in das innerste seiner Seele gerührt. Er war sogleich entschlossen, die Waffen gegen den Kaiser niederzulegen, und sich selbst in den Schutz dieses edeldenkenden Feindes zu begeben. Denn nirgends glaubte er eine sicherere Freystadt finden zu können, als in den Armen eines so groß denkenden Feindes. Er machte sich dieserhalb unverzüglich auf den Weg nach dem Kaiserlichen Lager. So bald er daselbst angekommen, begab er er sich zu dem Kaiser, um sich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Konrad empfing ihn mit aller möglichen Achtung, und Miecislaus übergab ihm selbst in seine Hände die Zeichen seiner königlichen Würde. Hierauf erwartete er mit der größten Gelassenheit, was sein großmüthiger Feind über ihn beschließen

würde; weil er gewiß überzeugt war, daß Konrad mit der äußersten Nachsicht gegen ihn verführe.

Dieses Zutrauen, welches Miecislaus auf die Großmuth des Kaisers setzte, war gar nicht zu seinem Schaden. Denn Konrad war so gleich zum Friedensschluß bereit, und machte überdieß die billigsten Bedingungen, die man nur erwarten konnte. Er gab dem Herzog von Pohlen sein ganzes Land wieder, welches er doch als eine gemachte Eroberung hätte behalten können; nur machte er die Einschränkung, daß er es in Zukunft nicht wie bishero als ein Königreich, sondern nur als ein Herzogthum besitzen sollte; wie seine Vorfahren es in den vormaligen Zeiten unter dem Kaiser Heinrich besessen. Auch brachte er eine Versöhnung zwischen ihm und seinem Bruder Otto *) zu Stande, der ebenfalls die ihm von seinem Vater bestimmten Besitzungen wieder erhielt; zu welchen ihm der Kaiser noch die Herzogliche Würde ertheilte. Zugleich mußte aber Miecislaus bey dem Friedensschlusse sich verbindlich machen: daß er die Städte, welche er in der Lausitz und in Sachsen verwüstet, in ihren vorigen Stand herstellen; die Beute aber, welche er denen Einwohnern abgenommen, wieder heraus geben, und alle gefangene deutsche Unterthanen wieder frey lassen wollte.

Der Herzog Otto konnte sich aber seines Glücks, Regent seines Herzogthums zu seyn, nicht lange freuen. Denn kaum hatte er von seinem wieder erlangten Eigenthum Besitz genommen, so fand man ihn auch schon eines Morgens in seinem Bette ermordet. Was eigentlich die wahre Ursache seines Todes gewesen, läßt sich nicht genau bestimmen, da uns die ältern Geschichtbücher nicht hinlängliches Licht darüber geben. Denn einige behaupten, daß er so unbeson-

*) Der Annalista Saxo ad an. 1031. nennt ihn Bezbremus: Qui Misees post mensis tantum spatium a fratre suo Bezbremo subita invasione perturbatus, ad Odalricum Ducem in Boemiam fugere compulsus est.

nen und grausam regieret, daß seine eignen Unterthanen ihn ermordet; andere hingegen wollen den Miecislaus beschuldigen, daß es auf sein Anstiften geschehen. Dieses letztere ist auch nicht ganz unwahrscheinlich, wenigstens rechtfertiget sein Betragen nach dem Tode seines Bruders ihn nicht. Denn kaum war sein Bruder verblichen, als er sich auch schon an die Kaiserin Gisela und an verschiedene Große wendete, und bat, daß sie seine Vertheidigung übernehmen möchten, wenn der Kaiser vielleicht einen Verdacht wegen des Mords seines Bruders auf ihn haben sollte; und daß sie sich bemühen möchten, ihm auch für die Zukunft die Freundschaft des Kaisers zu verschaffen. Wäre er nun wirklich ganz unschuldig an dem Tode seines Bruders gewesen, so würde er wohl mit seiner Vertheidigung gewartet haben, bis man ihn des Verbrechens beschuldiget. Allein indem er allen Verdacht durch eine vorausgeschickte Vertheidigung von sich abwenden wollte, machte er sich bey dem Kaiser gewissermaaßen selbst verdächtig; Konrad war von nun an gar nicht mehr zu überzeugen, daß er gar keine Hand im Spiele sollte gehabt haben.

Weil aber Konrad vor der Hand mit Pohlen nicht nach seiner eignen Willkühr schalten und walten konnte; so brauchte er in Zeiten die Vorsicht, vorzubauen, daß Miecislaus nicht zu mächtig, und einmal in der Folge ein gefährlicher Feind des deutschen Reichs werden möchte. Ueberdieß war es auch gar nicht seinem Plane gemäß, daß Miecislaus das ganze Herzogthum für sich allein unumschränkt behalten sollte, weil auch er damals schon, wenn er sich wieder erholet, Macht genug hatte, neue Unruhen anzufangen. Denn seit der Zeit, daß Konrad den Verdacht wegen der Ermordung seines Bruders auf ihn geworfen, trauete er ihm auf keine Weise; vielmehr war er gewiß überzeugt, er würde sich der ersten günstigen Gelegenheit bedienen, um für den unverhofften Besuch in Pohlen seinen Gegenbesuch in Deutschland abzustatten, wenn seine Gewalt nicht in etwas eingeschränkt würde.

Um aber seinen Plan gehörig ausführen zu können, berief Konrad eine allgemeine Reichsversammlung nach Merseburg, unter dem Vorwand, den mit Pohlen geschlossenen Frieden zu bestätigen und die Bedingungen fest zu setzen. Miecislaus erschien auch mit bey dieser Versammlung, und nun wurde alles in die gehörige Ordnung gebracht.

Sobald die Versammlung beysammen theilte Konrad das Herzogthum Pohlen in drey Theile*). Ueber den größten dieser Theile gab er dem Miecislaus die Oberherrschaft, und unumschränkte Gewalt nach seiner eigenen Willkühr zu regieren; über die andern beiden hingegen setzte er besondere Statthalter; jedoch wurde dem Miecislaus über alle dreye das Eigenthumsrecht vorbehalten. Konrad hatte gar nicht die Absicht, dem Miecislaus sein Eigenthum zu schmälern, sondern die Ursache dieser Theilung war nur daß seine Gewalt in etwas sollte eingeschränkt werden, um sich einen gefährlichen Feind vom Halse zu schaffen, welchen er sonst in der Folge, wenn er erst recht wieder zu Kräften gekommen, gewiß an ihm würde gehabt haben. Vermöge der neuen Einrichtung hatte er aber nichts von ihm zu befürchten; denn für sich allein war er zu schwach, etwas gegen Deutschland zu unternehmen, und denen Statthaltern war so viel Gewalt nachgelassen, daß sie ihn nicht im Kriege zu unterstützen brauchten, wenn sein Herzogthum nicht von freyen Stücken von einer fremden Macht angegriffen wurde. So hart nun freylich diese Bedingungen waren, so mußte Miecislaus sich selbige doch gefallen lassen, wenn er nicht befürchten wollte, daß ihm noch etwas ärgers widerführe. Am härtesten kam es ihm an, alles heraus zu geben, was er seit zwey Jahren erobert hatte, und alle Schäden, welche seine Leute verursacht, zu ersetzen; allein auch dieses mußte er thun, wenn er sich nicht ganz unglücklich machen wollte. Was aber diese Veränderung in der Regierungs-

*) Nach einigen nur in zwey Theile; ich bin aber dem Wippo gefolget.

form für einen Einfluß auf das Herzogthum Pohlen hatte, davon werden wir weiter unten zu sprechen Gelegenheit haben.

Herzog Othalrich von Böheim war auch zu dieser Reichsversammlung nach Merseburg beschieden worden, um von seinem bisherigen Betragen Rechenschaft abzulegen; allein er hielt es für besser nicht zu erscheinen, ob er sich gleich dadurch sehr großen Schaden zufügte; wie wir weiter unten sehen werden.

Indessen war Konrad nur froh, daß die Pohlnischen Angelegenheiten eine für ihn so glückliche Wendung genommen, daß er nun gewiß seyn konnte Zeit seines Lebens nichts von ihnen zu befürchten zu haben; ob er gleich ziemlich zwey Jahr darauf verwenden müssen, ehe er alles in Ordnung bringen können. Binnen dieser Zeit waren überdieß noch verschiedene andere nicht minder wichtige Dinge vorgefallen, welche seine Gegenwart unumgänglich heischeten. Doch diese verdienen, daß wir ein neues Kapitel anfangen.

Funfzehntes Kapitel.

Konrad besetzt das Erzbisthum Mainz mit einem gewissen Bracdo; — König Rudolf von Burgund stirbt; — Fehlgeschlagene Versuche des Grafen Odo von Champagne, sich dieses Reichs zu bemächtigen; — Nach dem Tode will er sich mit Gewalt dieses Reichs anmaaßen, — Konrad zieht gegen ihn zu Felde, muß sich aber wegen zu großer Kälte zurück ziehen. — Sobald diese nachgelassen, rückt Konrad wieder ins Feld, besiegt den Grafen Odo, und unterwirft sich ganz Burgund.

In der Zeit, daß Konrad mit den Pohlnischen Angelegenheiten sich beschäfftigte, starb der Erzbischof Aribo von Mainz. Dieser hatte zehn Jahre lang seine Würde mit allem möglichen Ruhme behauptet, und Konraden ging

es sehr nahe, einen so rechtschaffenen Mann zu verlieren. Der Erzbischofstab wurde nach der hergebrachten Gewohnheit dem Kaiser übergeben, damit er diese Würde einem andern ertheilen möchte. Sobald der Reichstag zu Merseburg beendiget, war sein erstes Geschäffte selbst nach Mainz zu reisen, um diese Stelle zu besetzen. Gleich bey seiner Ankunft wurden ihm Vorstellungen gemacht, daß es mit zu denen Freyheiten der Abtey Fulda gehörte, daß einmal um das andere einer aus ihren Mitteln gewählet würde, die Erzbischöfliche Würde zu erhalten.

Konrad ließ sich zwar besonders angelegen seyn, die Gerechtsame und Freyheiten eines jeden Ortes und jeden Standes zu erhalten; jedoch nahm er sich auch sehr in Acht, sie auf bloßes Vorgeben zu erweitern. Um dieses auch hier nicht zu thun, gab er sogleich Befehl, zu untersuchen, ob die Abtey Fulda sich wirklich im Besitz dieses Rechts befinde, und die Wahl so lange aufzuschieben, bis dieses in gehöriges Licht gesetzt worden. Nach geschehener Untersuchung fand es sich, daß die Ansprüche der Abtey wirklich gegründet waren, und nun machte er auch keine weitere Schwierigkeiten zur Wahl selbst zu schreiten.

Der dermalige Abt Richard von Fulda erschien selbst von einigen seiner Mönche begleitet am Kaiserlichen Hoflager, und machte sich keine geringe Hoffnung, von dem Kaiser zur Erzbischöflichen Würde erhoben zu werden. Voller Zuversicht, daß seine Hoffnung ihm gar nicht fehlschlagen könnte, erschien er am Wahltage vor dem Kaiser. Allein der arme Richard hatte sich diesesmal in seiner Erwartung schrecklich betrogen. Denn kaum waren alle die zur Wahl gehörten, versammlet; so sagte der Kaiser, daß er einen Mann kenne, der die Ehre, Erzbischof zu werden, vollkommen verdiene; worauf er einen Mönch mit Namen Brado, aus dem Gefolge des Abts hervorrief, und ihm den Bischofsstab überreichte.

Noch gab der Abt nicht alle Hoffnung auf, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, weil er glaubte die andern Anwesenden würden von seinen Verdiensten überzeugt, gegen

diese Wahl Vorstellungen machen. Allein zu seinem nicht geringen Schrecken wurde die Wahl von allen, die zugegen waren, gebilliget, und es fand sich kein einziger unter ihnen, der dem Kaiser nicht beygepflichtet hätte. Nur er allein war mit diesem Ausspruche höchst unzufrieden, ob er sich gleich nichts durfte merken lassen, um den Kaiser nicht gegen sich aufzubringen. Er stimmte also, weil er mußte, mit sehr schwerem Herzen der Meinung der andern bey.

Brado verdiente aber auch vor allen andern sowohl wegen seinen Verdiensten, als auch wegen seiner Geburt diese Ehre. Denn von je her hatte er einen ganz unbescholtenen Lebenswandel geführet, und sich mit vielem Fleiß und sehr gutem Erfolg denen Wissenschaften gewidmet. Hiernächst war er ein naher Blutsfreund der Kaiserin Gisela. Er stammte von dem edlen Geschlechte der Oppershoven ab, und war nur als Jüngerer der Familie, gleich von seiner ersten Jugend an zum geistlichen Stande bestimmt worden.

Indessen war auch in der Zeit des pohlnischen Kriegs der König Rudolf von Burgund selig in dem Herrn entschlafen. In der Geschichte seiner Zeit hat er sich unter den ehrenvollen Beynamen, des Trägen, verewiget. Ohne zu weitläuftig zu werden, kann ich hier den Auszug seiner ganzen Regierungsgeschichte hersetzen: Er lebte, nahm ein Weib und starb. Dieses ist mit wenig Worten alles, was man von seiner Lebensgeschichte sagen kann. Uebrigens hat er in den acht und dreyßig Jahren seiner ruhevollen Regierung, nicht das mindeste vorgenommen, was nur einigermaaßen verdienet hatte für die Nachwelt aufbewahret zu werden. Das einzige ist zu bemerken, daß er den Erbvergleich mit dem Kaiser Heinrich einging, und selbigen alsdann auf unsern Konrad erweiterte. Wenn man jedoch auf die Ursache, warum er es gethan, zurück gehen will, so wird man leicht einsehen, daß es bloß aus Liebe zur Ruhe geschehen. Denn als er sich in den Jahren befand, daß er der Wahrscheinlichkeit nach keine Kinder mehr zu hoffen

hatte, befürchtete er, verschiedene, welche an dem Burgundischen Thron Ansprüche zu haben glaubten, möchten sich bey ihm melden ihre Ansprüche noch bey seinen Lebzeiten geltend zu machen suchen, wodurch er leicht in verschiedene verdrießliche Händel verwickelt werden können. Um dieses zu vermeiden, und recht in Ruhe leben zu können, wählte er sich lieber freywillig einen mächtigen Nachfolger, der fähig war, allen andern, die es wagen wollten, noch fernere Ansprüche zu machen, die Spitze zu bieten. Diesem übertrug er das Amt, sein Recht zu behaupten, er selbst aber lebte in der ihm so werthen Sorglosigkeit bis an sein seliges Ende fort.

Mit seinem Tode nahm das Burgundische Reich, welches damals aus der Provence, Burgund, jenseit des Jurta, und Arles bestanden, ein Ende; nachdem es hundert und sieben und siebzig Jahr bestanden. Wenigstens hat es nach ihm kein Fürst mehr ganz besessen, und von der Stunde seines Todes an wurde es als eine zum deutschen Reiche gehörige Provinz betrachtet. Von dieser Zeit schreibt sich auch noch den Titel eines Erzkanzlers von Gallien her, welchen der Churfürst von Trier noch bis auf den heutigen Tag fortführt, ob es gleich nur ein leerer Titel ist; weil das deutsche Reich schon seit sehr langen Jahren her nicht mehr die mindesten Ansprüche weder an Burgund noch an Arles hat. Jedoch ist dieses in unsern Zeiten nichts auffallendes; ja es ist sogar gewöhnlich, daß regierende Herren noch die Namen von Ländern in ihren Titeln führen, an welchen ihre Vorfahren vielleicht einmal Ansprüche machen zu können geglaubt haben, ohne daß jemand aus ihrer Familie sie je besessen.

Noch bey Lebzeiten seines Oheims, des Königs Rudolf, wendete der Graf Odo *) von Champagne alle nur ersinnliche Mittel an, wenigstens einen Theil des Burgundischen Reichs an sich zu bringen. Denn auf das Ganze ließ er sich gar nicht einfallen, Ansprüche zu machen, weil er

*) Einige nennen ihn Otto.

vorher wußte, daß er würde enterbt werden; indem ihm der König Rudolf nie gut gewesen, ob er gleich seiner Schwester Sohn war.

Vor allen Dingen suchte er verschiedene Große des Reichs, die er zu seiner Absicht am besten brauchen zu können glaubte, auf seine Seite zu bringen, indem er ihnen eine Menge Vortheile und Freyheiten versprach, wenn er zu seinem Zweck gelangen würde. Verschiedene ließen sich auch wirklich zu seinen Gunsten einnehmen, daß sie ihm versprachen, seine gerechte Sache auf alle mögliche Art zu unterstützen. Allein dessen ungeachtet entsprach der Erfolg nicht im mindesten seinen Wünschen. Denn anstatt zu seinem Entzweck zu gelangen, verursachte er vielmehr dadurch, daß ihm alle Hoffnung, je nur etwas von dem Burgundischen Reiche zu erlangen, benommen, und er und seine Nachkommen auf ewig von der Regierung ausgeschlossen wurden. Dieses würde vielleicht nicht erfolget seyn, wenn er es nicht versucht, durch List seinen Wunsch zu erfüllen, und Rudolf würde ihm auch wenigstens einen Theil hinterlassen haben. Allein da Rudolf die Absicht seines Neffen erfuhr, daß dieser die Großen des Reichs von ihm abwendig zu machen suchte, wurde er dergestalt gegen ihn erbittert, daß er augenblicklich den festen Entschluß faßte, ihn gänzlich zu enterben. Weil aber Rudolf zu furchtsam war, sich allein denen Nachstellungen des Grafen von Champagne bloß zustellen, da er ihn zu gut kannte, um nicht gewiß zu seyn, er würde alle mögliche Mühe anwenden, entweder durch Güte oder durch Gewalt seinen Entzweck zu erreichen, so beschloß er, sich einen Nachfolger zu wählen, dessen eigner Vortheil es alsdann heischete, ihn gegen alle fernere Verfolgungen des Grafen Odo sicher zu stellen.

Zu dieser Absicht schien ihm niemand geschickter als Kaiser Heinrich II. welcher ebenfalls ein Blutsfreund von ihm war. Diesen bestimmte er unwiderruflich zu seinem Nachfolger, wodurch er seine Absicht vollkommen errichte. Denn der Graf Odo war viel zu ohnmächtig, um sich mit

dem Beherrscher Deutschlands in einen Krieg einlassen zu können, welchen letzterer auf alle Fälle würde angefangen haben, wenn ersterer es abermals gewagt, Absichten auf einen Theil von Burgund blicken zu lassen. Und wenn selbst alle Große des Burgundischen Reichs sich auf seine Seite geschlagen, so würde es ihm doch nicht viel gefruchtet haben, weil der Kaiser immer noch mächtig genug war, sie insgesamt zum Gehorsam zu verweisen.

Nun war Rudolf froh, sich von dieser Seite vollkommen sicher gestellt zu haben, und schon hoffte er bis an das Ende seiner Tage ein ganz ruhiges und sorgenfreyes Leben führen zu können. Allein auf einmal erhielt er die für ihn schreckliche Nachricht von dem Tode Heinrichs. Nun sahe er sich wieder zu seinem großen Leidwesen aus seiner für ihn so süßen Ruhe gestöhrt. Gleich im ersten Augenblicke, so bald er die traurige Nachricht erhalten, war fest bey ihm beschlossen, sich einen andern nicht weniger mächtigen Nachfolger zu wählen; nur hatte er die Frage noch nicht entschieden, wem er das Amt seiner Vertheidigung, die ein jeder gern übernahm, übertragen sollte; denn vor dem Grafen Odo sich Ruhe zu verschaffen, war seine erste Sorge.

Kaiser Konrad wußte ihn aber sehr bald zu einen festen Entschluß zu bringen; denn der Besuch, welchen er bald nach dem Antritt seiner Regierung in Basel mit seinem Heere abstattete, machte, daß er gleich bereit war, ihn zu seinem Nachfolger zu wählen, und seine Krone zu hinterlassen, ohne erst zu überlegen, ob er wohl einen zu seinem Entzweck besser finden könnte. Alle Gefahr suchte er sorgfältig zu vermeiden, und keiner größern glaubte er sich aussetzen zu können, als wenn er sich den Kaiser zum Feinde machte. Ueberdieß war er auch durch die Kaiserin Gisela mit Konraden nahe anverwandt, welches noch ein Grund mehr war, seine Wahl zu bestätigen. Auch behaupten einige Geschichtschreiber des mittlern Zeitalters sogar, die Kaiserin sey größten Theils Ursache gewesen, daß er sich entschlossen, ihrem Gemahl seine Krone zu hinterlassen, in-

dem sie ihn durch ihr gutes und sanftes Betragen so einzunehmen gewußt, daß er nicht allein Konraden, sondern auch seine ganze Nachkommenschaft zu seinen Nachfolgern in der Regierung freywillig erwählet. Andere Geschichtschreiber hingegen wollen darthun, daß er, wenn es seinem Willen nachgegangen, Konraden von seiner Nachfolge würde ausgeschlossen haben, wenn dieser nicht mit den Waffen in der Hand, für welche Rudolf sehr viel Respekt hatte, ihn genöthiget, seine Wahl auf ihn zu werfen. Welche von diesen beiden Meinungen die wahre: dieses überlasse ich meinen Lesern zur Entscheidung *). So viel ist aber ausgemacht, daß Konrad sein Nachfolger wirklich wurde, und Rudolf ganz den nämlichen Vertrag mit ihm erneuerte, welchen derselbe ehemal mit seinem Vorgänger errichtet.

Man kann leicht denken, daß dieser neue Vertrag dem Grafen Odo nichts weniger als angenehm war. Denn seine Hoffnung, doch noch das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, war durch den Tod Kaiser Heinrichs auf das neue belebt worden, und schon fing er an zu glauben, der Himmel nehme sich seiner gerechten Sache an, und habe bloß den Kaiser zu sich genommen, um ihn noch den Besitz von Burgund zu verschaffen. Allein seine neuen Hoffnungen wurden eben so bald vernichtet als sie entstanden waren, nachdem Konrad in die Fußtapfen seines Vorfahren getreten. Gern hätte er Gegenvorstellungen gemacht, wenn er nicht vorausgesehen, daß sie ohne allen glücklichen Erfolg würden abgewiesen werden, und Gewalt durfte er auch nicht brauchen, um sein Recht geltend zu machen, weil der Kaiser ihm bald alle Gelegenheit, je wieder etwas gegen ihn zu unternehmen, würde benommen haben. Indessen hoffte er nur auf eine schickliche Gelegenheit, um durch

*) Mir scheinet indessen diese letztere Meinung die richtigste, weil Konrad sonst nicht würde nöthig gehabt haben, Basel mit gewaffneter Hand einzunehmen, wie Wippo S. 470 erzählet; jedoch kann das Betragen der Giesela gemacht haben, daß ihn seine Wahl in der Folge nicht gereuet.

List dasjenige zu erlangen, was er durch Gewalt nie bekommen konnte. Aus dieser Ursache verhielt er sich bey der ganzen Unterhandlung sehr ruhig, und war dem äußern Anschein nach mit allem, was sein Oheim unternahm, vollkommen zufrieden; um desto besser den Zeitpunkt abwarten zu können, seine Absichten glücklich auszuführen. Nun suchte er unter der Hand verschiedene Große mit in sein Interesse zu ziehen, indem er ihnen das Unrecht, was ihm bey der Enterbung seines Oheims geschehen, recht anschaulich machte. Auch war er so glücklich, verschiedene von ihnen für sich einzunehmen, daß sie versprachen, ihn auf alle mögliche Art zu unterstützen, sobald sich eine bequeme Gelegenheit darbieten würde.

Diese schien nun gekommen zu seyn; denn zu derselben Zeit, wie der König Rudolf sein Thatenleeres Leben endigte, war der Kaiser Konrad noch zu sehr mit dem Kriege in Pohlen beschäfftiget, um sogleich von dem erledigten Königreiche Besitz nehmen zu können. Odo sahe vollkommen ein, wie gefährlich es für das deutsche Reich werden müßte, wenn Konrad es wagen wollte, seine Macht an der Pohlnischen Gränze zu schwächen. Er wußte gewiß, die Pohlen würden eine so günstige Gelegenheit, ihre Eroberungen zu erweitern, nicht ungenützt vorbey streichen lassen; sondern vielmehr in das Innere des Reichs eindringen, und selbiges, wenn auch nicht unterjochen, doch wenigstens von Grund aus verwüsten. Ueberdieß kannte er Konraden zu genau, um nicht überzeugt zu seyn, daß er nicht leicht zu bewegen war, wenn es nicht die höchste Noth erforderte, sich in ein anderes Geschäffte einzulassen, wenn er nicht ein bereits angefangenes vorhero beendiget. Alle diese Umstände zusammen genommen, machten: daß er gewiß erwartete, in seinem Vorhaben glücklich zu seyn, und in seinen Gedanken die Burgundische Krone schon auf seinem Haupte sahe. Denn er glaubte, jenseit des Jura machen zu können, was er nur wollte, ohne befürchten zu dürfen, daß Konrad ihm in diesem Zeitpunkt ein Hinderniß in den Weg legen würde. Gewissermaaßen hatte er auch ganz recht die-

ses zu erwarten. Denn Konrad wäre um keinen Preiß in der Welt zu bewegen gewesen, die Pohlnische Gränze zu verlassen, oder nur einen Mann von seinem Heere wegzuschikken, bis er alles daselbst in die gehörige Ordnung gebracht; weil er den Nachtheil, welcher dem deutschen Reiche dadurch erwachsen könnte, vollkommen einsahe. Ueberdieß war ihm auch gar nicht bange, daß man ihm den Besiz von Burgund lange verweigern würde, wenn er sich einmal mit seinem furchtbaren Heere gezeiget. Denn er war gewiß überzeugt, daß es ihm sehr leicht werden würde, alle die Vortheile, welche sich Graf Odo in seiner Abwesenheit zu verschaffen gewußt, demselben wieder abzunehmen, wenn er sich nur von der Pohlnischen Seite vollkommen gedeckt.

Indessen wendete Graf Odo doch alles mögliche an, in Burgund festen Fuß zu fassen. Er rückte mit einem beträchtlichen Kriegsheere in das Königreich ein, und bemächtigte sich in kurzer Zeit der vornehmsten Städte und Schlösser, die sich nicht schon vorhero freywillig für ihn erkläret. Daß er aber in kurzer Zeit und mit so wenig Mühe alle diese Eroberungen machte, war ganz natürlich, denn wie wäre es möglich gewesen, daß die seit so langer Zeit ganz unthätig gewesenen Burgunder, sich gegen seine geübten Krieger hätten sollen halten können. Seine Eroberungen erstreckten sich weit über den Jura hinaus, bis an den Berg Jaue. Auf diesem Wege brachte er es theils durch List, theils durch Gewalt so weit, daß ihn verschiedene Städte für den rechtmäßigen Nachfolger Rudolfs anerkannten. Auch waren einige darunter, die ganz von freyen Stücken sich ihm ergaben. Allein diese waren gerade am wenigsten für ihn gestimmt; denn sie ergaben sich nur, weil sie voraus sahen, daß sie würden der Gewalt weichen müssen, und stellten sich nur ihm ergeben, bis Konrad ihnen Gelegenheit geben würde, ihm Beweise ihrer Treue abzulegen. Zu dieser Falschheit, daß sie sich stellten, als ob sie den Usurpator als den rechtmäßigen Thronfolger betrachteten, hatte sie vorzüglich das Beyspiel der Stadt Vienne bewogen. Diese war auf keine Art zu bewegen gewesen, den Grafen Odo als ihren

Oberherren anzuerkennen, und sich in Bereitschaft gesetzet, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Allein am Ende half ihr ihre Verweigerung nichts; denn da sie sich nicht in Güte ergeben wollte, fing Odo an sie zu belagern, und nöthigte sie, da sie sich nicht in gehörigem Vertheidigungszustande bestand, der Macht zu weichen, und sich zu ergeben. Für diese Widersetzlichkeit, daß sie es gewagt, sich nicht augenblicklich seinem Willen zu unterwerfen, gab sie Odo seinen Soldaten zur Plünderung preiß. Um nun nicht gleiches Schicksal mit ihr zu haben, ergaben sich die andern lieber freywillig, da sie sich eben so wenig in der Lage befanden, Widerstand leisten zu können.

Allein alle diese Mühe und Kosten, welche auf diesen Feldzug verwendet wurden, hätte sich Odo freylich ersparen können, wenn es ihm vergönnt gewesen, nur einen Blick in die Zukunft zu werfen; weil er alsdann den schlechten Ausgang würde vorausgesehen haben. Denn mit einemmale nahm die ganze Sache eine andere Wendung. Gegen das Ende des Jahres 1032 war Konrad endlich mit den pohlnischen Angelegenheiten zu so Stande gekommen, daß er nichts mehr zu befürchten hatte. Nun wendete er seine ganze Aufmerksamkeit auf Burgund, um denen Ausschweifungen des Grafen Odo ein Ende zu machen. Er begab sich mit seinem Sohne Heinrich nach Strasburg, wo er das Weihnachtsfest feyerte *). Hier wartete er geduldig ab,

*) Wippo sagt zwar S. 478., daß Konrad das Weihnachtsfest im Jahre 1033. zu Strasburg gefeyert, und alsdann erst im Jahre 1034. in Burgund eingerückt sey; allein dieses ist wahrscheinlich ein Schreibe- oder Druckfehler. Denn er erzählet die Geschichte eines ganzen Jahres, und erst viel weiter unten, nachdem er alles berührt, was den Sommer über vorgefallen, sagt er: Anno Domini MXXXIII. Imperator in Bojaria Ratisbonae Sanctum Pascha celebravit. Der nämlichen Meinung scheint auch Mascow in Comment. de reb. gest. I. R. G. p. 177. zu seyn, wo er schreibt: celebratis Argentorati Natalitiis, Anno MXXXII. ineunte, cum Henrico filio, in Burgundiam proficiscitur. Ueberdieß setzen die übrigen Geschicht-

bis es ihm die Jahreszeit verstatten würde, den Feldzug gegen den Grafen von Champagne zu eröffnen.

Kaum fing aber im Jahr 1033. das Wetter nur einigermaaßen an gelinde zu werden, als er auch schon mit seinem mächtigen und furchtbaren Kriegsheere zu Felde zog. Vorhero aber begab er sich mit seinem Gefolge nach Peterlingen, wo er von seinen Anhängern zum Könige gewählt und gekrönt wurde. Hierauf rückte er mit seinem Heere weiter in Burgund vor, und fast aller Orten wurde er mit offnen Armen empfangen. Ueberdieß hatten sich die Deutschen bishero durch ihre Waffen so furchtbar gemacht, daß sie überall wo sie hinkamen, Schrecken um sich her verbreiteten, und alles vor ihnen die Flucht ergriff. Selbst der kühne Odo wagte nicht, sich im freyen Felde mit ihnen zu messen; sondern je weiter sie vorrückten, je mehr zog er sich zurück.

Konrad kam also ohne die mindeste Hinderniß mit den Seinigen bis zu dem Kloster St. Moritz, wo er am Tage Mariä Reinigung feyerlich zum Könige von Burgund gesalbet wurde. Auch hatten sich schon die meisten Großen des Reichs daselbst versammelt, um ihn für ihren Beherrscher anzuerkennen, wozu freylich die Furcht vor dem schweren Arm der Deutschen das meiste beytragen mochte, welchen zu fühlen sie so wenig Lust hatten.

Nur wenige waren noch dem Grafen Odo ergeben; mit diesen hatte er sich in ein sehr festes Schloß, mit Namen Murtan, welches zwischen Bern und Freyburg lag, zurück gezogen. Bis jetzt hatte Konrad alles erobert, aber Murtan und Neuschatel konnte er nicht bezwingen. Theils war die Festigkeit und Lage dieser Plätze Ursache, daß er nicht so geschwind als er wünschte, zu seinem Zweck kommen konnte; theils machte der häufige Schnee und die

schreiber des mittlern Zeitalters insgesamt die Vertreibung des Grafen Odo aus Burgund auf das Jahr 1033.

außerordentliche Kälte *), welche noch einfiel, alle seine Versuche fruchtlos; daß er also die Belagerung vor der Hand aufheben mußte. Er zog sich zurück nach Zürich. Daselbst hatte sich die hinterlassene Witwe des verstorbenen Königs Rudolf, Ermengarde, und verschiedene andere Große des Burgundischen Reichs hin begeben. Sie waren aus Italien zurück gekommen, wohin sie sich geflüchtet, um denen Verfolgungen des Grafen Odo auszuweichen, und ihm nicht einen Eid der Treue zu leisten, den sie gar nicht zu halten gesonnen waren. Nun sie aber sahen, daß die Angelegenheiten ihres Vaterlandes eine andere Wendung nahmen, kehrten sie wieder zurück und kamen in Zürich zusammen. Die vornehmste Absicht ihrer Versammlung war, daß sie dem Kaiser und seinem Sohne Heinrich den Huldigungseid ablegen, und ihnen ewige und unverbrüchliche Treue angeloben wollten. Konrad war über die guten Gesinnungen, welche seine neuen Unterthanen für ihn zeigten außerordentlich vergnügt; er beschenkte sie insgesamt sehr reichlich, und entließ sie, damit ein jeder in seine Heimath ziehen konnte. Die verwittwete Königin hingegen bat Konraden, daß er ihr seinen Schutz angedeihen lassen möchte; welchen er ihr auf das feyerlichste angelobte.

Sobald die Jahreszeit nur etwas gelinder wurde, und man erwarten konnte, daß kein nochmaliger Frost die Kriegs-

*) Wippo beschreibet diese Kälte pag. 478. also: De qua nimietate frigoris quidam de nostris centenos versus fecit, quos Imperatori praesentavit, in quibus tam mirandae res dicuntur, quod equi in castris circa castellam Murat, si pedes infixissent tertae per temporem diei aliquid moliti per noctem ita gelati constringerentur, ut nequaquam, nisi securibus et Ludibus de terra in circuitu gelata evelli potuissent. Quidam vero qui non habuit adjutorium, equum proprium ita haerentem interfecit, et corium de cruribus sursum abstulit; reliquum terrae gelatae infixum dimisit. Homines quoque multum confundebantur hoc algore, erat enim una facies juvenum et senum; omnes erant die et nocte cani et barbati propter horridum rigorem glacii; licet plures juvenes et imberbes fuissent ibi.

unternehmungen stöhren würde, eröffnete Konrad auf das neue den Feldzug. Indessen hatte Graf Odo immer noch auf eine schreckliche Art in Burgund gehauset. Von allen Seiten hatte er Ausfälle aus seinem festen Schlosse gewagt; und alles, was sich ihm widersetzet, oder auch nur nicht gleich bereit gewesen war, ihn mit offnen Armen aufzunehmen, und sein unrechtmäßiges Vorhaben zu unterstützen, verwüstete er mit Feuer und Schwert. Mit einem Wort, er betrug sich ganz als ein Tyrann, und seine Soldaten schienen, wenn man aus ihrem Betragen urtheilen wollte, eher Räuber und Mörder, als rechtliche Männer zu seyn. Ueberdieß hatte ihn das Glück seiner Waffen über die ohnmächtigen Burgunder so stolz gemacht: daß er es wagte, den kühnen Gedanken zu fassen, auch denen tapfern Deutschen Widerstand leisten zu können; zumal da er sich einiger festen Schlösser bemächtiget, welche er, wie man nicht in Abrede seyn kann, in den besten Vertheidigungszustand gesetzet, glaubte er sich ganz unüberwindlich.

Mit der größten Gelassenheit erwartete er hier den Angriff der Deutschen, und war bey sich gewiß überzeugt, daß es ihnen unmöglich werden würde, ihn zu bezwingen; vielmehr würden sie nach einem beträchtlichen Verlust die Belagerung wieder aufheben, und ihn ungestöhrt in dem Besitz seiner eroberten Provinzen lassen müssen. Seine Thorheit ging so weit, daß er sich schon im voraus über den glänzenden Sieg, welchen er über die Deutschen zu erlangen hoffte, und wodurch er sich einbildete, dem ganzen übrigen Europa furchtbar zu werden, freuete.

Allein Graf Odo betrog sich hier abermals in seiner Rechnung. Denn Konrad war erstens viel zu vorsichtig, um ihn von der Seite, wo Odo ihn mit so vieler Zuversicht erwartete, anzugreifen; und zweytens hielt sein Kriegsglück bey weitem gegen die erwiesene Tapferkeit und Erfahrung der Deutschen nicht aus. Denn hätte Konrad so unklug gehandelt, Odo'n in seinen Verschanzungen anzugreifen, so hätte es leicht kommen können, daß er, trotz der Tapferkeit seiner Leute, den Kürzern gezogen; oder wenn er auch das

Glück gehabt, die Festungen einzunehmen; so hätte er doch wenigstens eine beträchtliche Menge Menschen aufopfern müssen. Dieses suchte er nun zu vermeiden, weil er seine Unterthanen zu sehr liebte, als daß er ihr Leben, wenn es nicht die äußerste Noth erforderte, gegen Empörer hätte preiß geben sollen. Er sinchte deswegen dem Grafen Odo auf einer andern weit empfindlichern Seite beyzukommen, ohne viel dabey zu wagen.

Während der Zeit also, daß Odo in seinen eroberten Schlössern, welche er ganz unüberwindlich glaubte, sich in Bereitschaft setzte die Deutschen mit den Waffen in der Hand zu empfangen; fiel Konrad mit seinem Heere in die eigenthümlichen Besitzungen des Grafen Odo, nämlich in die Grafschaft Champagne selbst, ein. Diese ganz zu erobern kostete wenig Mühe, weil der Graf die Unvorsichtigkeit begangen alle wehrhafte Männer daraus zu entfernen, und mit sich nach Burgund zu nehmen. Denn das war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, daß es Konraden einfallen würde, in diese einzurücken, und nicht auf ihn selbst loszugehen. Konrads Grundsatz war bey dieser Gelegenheit; es wäre sehr billig, nachdem Odo in Burgund sich des Eigenthums anderer bemächtiget, sich dafür etwas von den Seinigen zuzueignen.

So sehr der Kaiser sonst nachgebend war, so hatte ihn doch Odo zu sehr zum Zorn gereizet, daß er diesesmal ganz das Recht der Wiedervergeltung ausübte. Wo er hinkam, gab er seinen Soldaten unumschränkte Erlaubniß ganz nach eigner Willkühr zu wirthschaften. Die damals ziemlich zügellosen Deutschen suchten diese ihnen unter Konraden so sellten verstattete Freyheit bestens zu benutzen. Wo sie hinkamen, plünderten sie alles rein aus, und was sie nicht mit fortbringen konnten, vernichteten sie mit Feuer und Schwert. Hätte Konrad bedacht, daß bey dieser Gelegenheit die Unschuldigen mit den Schuldigen büßen mußten, so würde seine Gerechtigkeitsliebe, die er bey allen Gelegenheiten zeigte, gewiß nicht verstattet haben, daß die armen Unterthanen, die doch gar nicht für die Vergehungen ihres

Herrn konnten, auf eine so grausame Art gestrafet wurden; und er würde gewiß die seinen Soldaten gegebene Erlaubniß, nur auf die unmittelbaren Besitzungen des Grafen eingeschränkt haben. Allein er war zu sehr erbittert gegen den Grafen Odo, daß er seine Rache nicht streng genung nehmen zu können glaubte, und gar nicht dachte, daß es bey der Nachwelt einen Flecken auf seinen sonst so edlen Charakter werfen würde.

Die Nachricht, welche Odo von der gänzlichen Verwüstung seines schönen Landes erhielt, schlug seinen Muth und seinen Stolz mit einemmal zu Boden. Er sahe itzt ein, daß Konrad ihn nie in seinen Verschanzungen angreifen; sondern, daß er sich nur begnügen würde, alles was ihm zugehörig von Grund aus zu verwüsten; so daß ihm am Ende nichts übrig blieb, als ein Räuber oder Bettler zu werden. Sich aber mit den Deutschen im freyen Felde zu messen wollte er nicht wagen, da sie ihm theils an Macht weit überlegen waren, und er theils seinen Leuten nicht Muth genug zutrauete, sich gegen die fast unüberwindlichen Deutschen zu halten. Er beschloß deswegen, lieber seine Zuflucht zum Bitten zu nehmen, um sich nicht noch größeres Unglück auf den Hals zu ziehen.

Konrad liebte von je her sehr den Frieden, und war froh, wenn es möglich war ihn zu erhalten, wenn er sich auch zuweilen einen Vortheil, den ihn der Krieg hätte verschaffen können, mußte entgehen lassen. Aus dieser Ursache nahm er keinen Anstand, dem Gesuch des Grafen Odo Gehör zu geben, zumal da er ihn noch nicht genau kannte, und nicht wußte, wie wenig ihm zu trauen war. Odo versprach das ganze Königreich Burgund ungesäumt zu räumen und den verursachten Schaden auf alle mögliche Weise zu ersetzen. Dieß war alles, was Konrad verlangte, weswegen er ihm von Grund des Herzens den Frieden bewilligte und unverzüglich mit seinem Heere die Grafschaft Champagne verließ. Weil aber Odo sahe, daß Konrad das erste so leicht bewilliget, so glaubte er auch die Erfüllung einer

andern Bitte zu erlangen, an welcher ihm eben so viel gelegen war. Er trug nehmlich dem Kaiser an, daß er ihm doch die Statthalterschaft über das Königreich Burgund übertragen mögte, welches Amt er mit möglichster Treue zu verwalten versprach. Allein diese letzte Bitte wurde ihm ohne alle Umstände geradezu abgeschlagen. Denn Konrad befürchtete, und das sehr mit Recht: Odo möchte sich, wenn er diese Würde bekleidete, einen neuen Anhang zu verschaffen wissen, und alsdann vermittelst selbigen Anlaß zu neuen Unruhen geben. Dem Grafen Odo war es zwar über alle Beschreibung unangenehm, daß ihm sein Gesuch abgeschlagen wurde, weil der Kaiser ihm dadurch seinen ganzen Plan vereitelte; jedoch durfte er sich nichts merken lassen, um nicht seine ganze Absicht zu verrathen. Vielmehr ließ er sich dieses dem äußern Schein nach sehr gern gefallen, damit man ein weniger wachsames Auge auf ihn haben sollte; auch stellte er sich überdieß sehr vergnügt, daß der Kaiser so großmüthig gehandelt und ihm den Frieden bewilliget, welcher ohne Verzug von beyden Theilen förmlich unterzeichnet wurde.

Allein im Grunde wurde Odo dadurch, daß ihm Konrad die gesuchte Statthalterschaft abgeschlagen, nur noch mehr erbittert. Er ging zwar alle Bedingungen, welche ihm der Kaiser vorlegte, ein; ja, er würde ihm noch weit mehr bewilliget haben, wenn er es verlangt, um ihn nur mit seinem Heere zu entfernen und mehr Spielraum zu erlangen. Die Bedingungen aber zu erfüllen, fiel ihm gar nicht ein, vielmehr kochte bittere Rache in seinem Herzen, die er bey erster Gelegenheit an dem Kaiser nehmen wollte. Den ganzen übrigen Theil des Jahres verhielt er sich ruhig in seinem Lande, um den Kaiser, der ihm wie er wohl merkte, nicht recht trauete, sondern stets beobachten ließ, recht sicher zu machen. Nur erst im folgenden Jahre 1034. zeigte er, warum er so nachgebend gewesen, daß er den Frieden nur zum Schein geschlossen, und nichts weniger im Sinne gehabt, als selbigen zu halten.

Denn kaum war das Frühjahr angebrochen, so zog er auch schon wieder mit seinem Heere zu Felde, und fiel in Lothringen ein. Hier hauſete er noch weit fürchterlicher, als in dem verflossenen Jahre; alles, was er auf seinem Wege antraf, verwüstete er von Grund aus, ohne Rücksicht zu nehmen, wer der Eigenthümer davon war. Nur allein diejenigen, welche sich ihm freywillig ergaben, verschonete er; jedoch mußten sie sich gefallen lassen, ihn sowohl mit Lebensmitteln zu versorgen, als auch mit Mannschaften zu unterstützen. Zuerst richtete er sein Augenmerk auf ein sehr festes Schloß, mit Namen Bar, um doch im Fall der Noth eine sichere Schutzwehr zu haben. In dem verflossenen Jahre war es schon zu spät, daß der Kaiser alles noch hätte in gehörigem Vertheidigungszustand setzen können; überdieß hatte er auch nicht erwartet, daß Odo es wieder wagen würde, sich gegen ihn aufzulehnen, nachdem er schon einmal war gedemüthiget worden; weswegen es dem Grafen nicht schwer wurde, sich dessen zu bemächtigen, da es nur von im Kriege ganz unkundigen Burgundern besetzt war. Odo handelte hier vorsichtiger als Konrad; denn er ließ eine starke Besatzung erfahrner Krieger zurück, welchen er den Auftrag gab, es in so guten Vertheidigungszustand als möglich zu setzen, und sich tapfer zu wehren, wenn sie während seiner Abwesenheit sollten angegriffen werden. Mit seinen übrigen Mannschaften rückte er gegen die andern Festungen des Landes vor. Diese zu erobern kostete ihm noch weniger Mühe, als das Schloß Bar; denn theils war ihre Lage nicht so vortheilhaft, theils waren sie noch schlecht befestiget, und theils waren sie ganz von Kriegern entblößet. Ueberdieß rückte er in alle Provinzen wieder ein, welche er schon im vorigen Jahre besessen, von denen es doch einige gab, die ihn noch immer für ihren Oberherrn anerkannten; die andern hingegen, welche sich dem Kaiser ergaben, oder auch ihm vom Anfange treu geblieben waren, mußten jetzo für ihre Treue büßen, indem er ihnen auf alle mögliche Art zu schaden suchte; und auch

noch, wenn sie sich widersetzten, ihm den Einzug zu verstatten, sie seine Rache fühlen ließ.

Auf diese Weise machte er sich zum Besitzer von ganz Burgund; denn diejenigen, welche auch gern dem Kaiser treu geblieben wären, mußten sich ergeben, wenn sie sich nicht ganz unglücklich machen wollten; weil Odo in allen Orten, wo er erst Gewalt brauchen mußte, um zu seinem Entzweck zu gelangen, die schreckbarsten Grausamkeiten ausübte. Nur allein die Stadt Tull leistete ihm tapfern Widerstand, und war auf keine Weise zu bewegen, sich zu ergeben. Zwar ließ Odo kein Mittel unversucht, zu ihrem Besitz zu gelangen, allein sie waren alle fruchtlos, und weder Güte noch Gewalt, noch List waren vermögend sie zur Untreue gegen den Kaiser zu bewegen. Sie vertheidigten sich tapfer, bis ihnen der Kaiser selbst zu Hülfe kam.

Es währte ziemlich lange, ehe der Kaiser, der sich nichts weniger einbildete, als daß er Burgund nochmals mit den Waffen in der Hand würde erobern müssen, von den neuerlich entstandenen Unruhen Nachricht erhielt. Graf Odo hatte also Zeit genug, alle Anstalten zu treffen, um sich in den Stand zu setzen, den Kaiser mit den Waffen in der Hand in seinen Verschanzungen empfangen zu können. Sobald aber die Unruhen, welche Odo angestiftet, dem Kaiser kund worden waren, machte er auch schon die ernstlichsten Anstalten, sie zu unterdrücken, ehe sie noch weiter um sich greifen, und noch gefährlicher werden konnten. Denn da er sahe, wie wenig Güte bey dem Grafen Odo angewendet war, und wie wenig man auf sein gegebenes Wort trauen durfte; beschloß er, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und nicht eher zu ruhen, bis er ihm alle Lust benommen, je wieder mit dem deutschen Reiche Uneinigkeiten anzufangen, und sich ihm zu widersetzen.

Konrad wollte aber nun die Sache mit allem möglichen Ernst angreifen, um unaufhörlichen Unruhen mit einemmale und wo möglich in kurzer Zeit ein Ende zu machen. Um dieses auch ausführen zu können, begnügte er sich nicht nur allein in Deutschland ein ansehnliches Kriegsheer zu-

sammen zu bringen, dessen Anführung er selbst übernahm; sondern er schickte auch noch nach Italien, und ließ sich eine beträchtliche Anzahl Hülfsvölker ausbitten: um den Angriff von zwey Seiten zugleich zu machen. Noch waren die Italiener zu gut für den Kaiser gesinnt, um sich im mindesten zu verweigern, ihm die verlangte Hülfe zu schicken, vielmehr brachten sie in der größten Geschwindigkeit eine weit größere Anzahl Krieger zusammen, als er verlangt hatte. Der Erzbischof Heribert von Mayland, der noch immer dem Kaiser mit dem größten Eifer ergeben war, und viele andere der Vornehmsten Italiens zogen sogar selbst mit unter der Anführung des Grafen Hubert von Burgund gegen den Feind des deutschen Reichs, welchen sie als ihren eigenen betrachteten, zu Felde. Viel eher, als es Konrad erwarten konnte, waren sie schon in Burgund, und drangen vor bis an die Rhone, während der Zeit Konrad sich ebenfalls in Bereitschaft gesetzt, von der andern Seite den Grafen Odo anzugreifen.

Gleich nach dem Osterfeste, welches er zu Regensburg gefeyert, eröffnete er den Feldzug mit möglichstem Nachdruck. Vor allen Dingen ging er auf Tull los, welche Stadt Odo noch immer belagerte. Die Ankunft der Deutschen gab nun freylich der Sache eine ganz andere Wendung, und befreyete die Stadt mit einemmal von einem beschwerlichen Feinde, welcher sie bis jetzo nicht wenig geängstiget. Ueberdieß war ihre Noth aufs höchste gestiegen, da sie voraus sahen, sie würden sich nicht lange mehr halten können; den Grafen Odo aber kannten sie zu genau, um nicht überzeugt zu seyn, er würde ihnen die bitterste Rache fühlen lassen, daß sie es gewagt, sich seinen ungerechten Forderungen zu widersetzen. Nun waren sie aber mit einemmal, da sie es noch gar nicht erwartet, von aller Angst befreyet; denn Odo wartete gar nicht ab, bis sich die Deutschen ihm genähert, vielmehr suchte er in Zeiten sich auf eine gute Art zurück zu ziehen. Er kannte die Uebermacht der Deutschen, und wußte überdieß, daß sie ihm an Mannschaften weit überlegen waren; wartete er also, bis sie ihn

angriffen, so mußte er befürchten, daß er auf das Haupt geschlagen, und vielleicht seiner ganzen kriegerischen Laufbahn mit einemmal ein Ende gemacht würde.

Man kann sich leicht denken, wie froh die Einwohner der Stadt waren, sich so plötzlich aus ihrer traurigen Lage gerissen zu sehen, und von ihren Belagerern befreyet worden zu seyn. Sie öffneten mit der lebhaftesten Freude dem Kaiser die Thore und huldigte ihm von ganzem Herzen. Der Kaiser hingegen war nicht weniger über die Treue und Anhänglichkeit der Bürger von Tull gerührt. Er dankte ihnen öffentlich dafür, und vermahnte sie, ihm auch in der Zukunft stets so ergeben zu bleiben, wofür er versprach, sie bey jeder Gelegenheit zu schützen.

Odo hingegen kam beynahe von Sinnen, daß seine Absichten auf Tull waren vereitelt worden, nachdem er schon Hoffnung gehabt, daß sich die Stadt in wenig Tagen würde ergeben müssen. Nur erst, nachdem der Kaiser schon Besitz davon genommen, ärgerte er sich, daß er geflohen war, ohne überwunden worden zu seyn, und daß er denen Deutschen so gutwillig Platz gemacht. Indessen suchte er seiner Wuth dadurch Luft zu machen, daß er seine Bosheit an denen Gegenden ausließ, durch welche er seinen Weg nahm. So zerstörte er zum Beyspiel die Abtey St. Ferre und noch eine Menge andere Orte von Grund aus. Mit einem Worte, wo er nur hinkam, hinderließ er die grausamsten Spuren seines Zorns.

Konrad hingegen hielt sich auch nicht länger in Tull auf, als nöthig war, seine dasigen Geschäffte in Ordnung zu bringen. Denn sobald er den Unruhstifter verstöhrt, und den Huldigungseid angenommen, machte er sich wieder auf den Weg. Unterwegs war seine Hauptsorge, alle diejenigen, welche noch einige Anhänglichkeit für den Grafen zeigten, theils durch Güte, und wo diese nicht fruchtete, theils durch Strenge zum Gehorsam zurück zu bringen. Bey denen meisten war die Güte hinreichend, und nur wenige wagten es, den Kaiser zu reizen, sie durch strengere

Mittel zu ihren Pflichten zurück zu führen. Nur erst in Burgund jenseit des Jura mußte er zu dem letztern seine Zuflucht nehmen, und zuerst bey der Stadt Genf Gewalt brauchen. Ihr Besitzer, der Graf Herald war ein eifriger Anhänger des Grafen Odo, weil er von ihm verschiedene Vortheile zu erwarten hoffte. Mit diesem hatte sich noch der Erzbischof Burcard von Lion vereiniget, den alle Geschichtschreiber trotz seiner Würde als einen sehr schlechten und niedrig denkenden Menschen darstellen. Diese beiden trieben ihre Kühnheit so weit, daß sie dem Kaiser den Einzug in die Stadt versagen wollten. Dieses hätte ihnen leicht sehr theuer zu stehen kommen können, weil Konrad gleich bereit war, ihrer Widersetzlichkeit mit einemmal ein Ende zu machen. Ohne sich lange in Unterhandlungen einzulassen, griff er die Stadt mit den Waffen in der Hand an. Gleich bey dem ersten Angriff mußte sich der Graf ergeben, weil er sahe, daß es unmöglich war, sich gegen die tapfern und im Kriege so sehr erfahrnen Deutschen zu halten, ohne sich und seinen Unterthanen das größte Unglück zu bereiten. Denn er wußte, wie gern Konrad denen, die ihre Fehler erkannten vergab, wie strenge hingegen er diejenigen bestrafte, welche auf ihre Widersetzlichkeit beharreten.

Konrad dachte auch dießmal edel genug, des Vergangenen nicht mehr zu gedenken, sondern dem Grafen Herald zu vergeben, welcher ihm dafür den Eid der Treue leistete. Der Erzbischof von Lion und die übrigen Großen, welche es noch immer mit dem Grafen Odo gehalten hatten, folgten insgesamt dem Beyspiele Heralds. Keiner von ihnen wagte es mehr, sich dem Kaiser zu widersetzen; vielmehr begaben sie sich alle in seinen Schutz und leisteten ihm den Eid der Treue; daß er also an allen Orten, wo er nur hinkam, mit offnen Armen empfangen wurde.

Der Kaiser war von ganzem Herzen froh, seine Unterthanen aller Orten so bereitwillig zu finden, ihren Oberherrn anzuerkennen. Er vergab allen, die sich durch Ungehorsam gegen ihn vergangen; versicherte sie insgesamt sei-

nes landesväterlichen Schutzes und seiner Vorsorge, und überhäufte sie sogar mit Wohlthaten. Indessen hatte Konrad noch ein ziemlich schweres Stück Arbeit zu unternehmen, ehe er sich eine fortdauernde Ruhe in Burgund versprechen konnte. Dieses bestand in der Einnahme des Schlosses Mürat, von welchem er in dem vorhergehenden Jahre die Belagerung wegen der unerwartet eingefallnen Kälte hatte aufheben müssen. Zu dem Besitz desselben zu gelangen und die Friedensstöhrer ganz untüchtig zu machen, noch ferner etwas gegen ihn zu unternehmen, war seine erste Sorge. Er ging mit seinem Heere gerade darauf los, und fand zu seinem Verdruß, daß es bey weitem schwerer, als die übrigen Provinzen von Burgund einzunehmen war. Denn hier hatten sich alle, die noch dem Grafen Odo ergeben waren, versammelt; auch hatte er selbst alle seine Krieger aus Bar und denen andern Festungen, welche er vorhero besetzt gehalten, zusammen gezogen, um mit vereinigter Macht den Angriff der Deutschen zu erwarten. Ueberdieß fehlte es der ganzen starken Besatzung weder an Muth noch an Mitteln, sich tapfer zu vertheidigen; auch hatten sie Verschanzungen angelegt, welche erobern zu wollen, nur die kühnen Deutschen unternehmen durften.

Der Kaiser war mit seinem Heere vor die Festung angerückt, und auf der andern Seite standen die Italiener, welche diese ganze Zeit über auch ihr mögliches gethan hatten, das Ansehn ihres Oberherrn in Burgund zu befestigen. Um das Leben vieler Menschen, die alle seine Unterthanen waren, zu schonen, ließ Konrad die Festung förmlich auffordern, sich zu ergeben. Allein die Vertheidiger derselben waren zu nichts weniger bereit, als sich nach seinem Willen zu fügen. Vielmehr ließen sie dem Kaiser sagen, sie wären insgesamt bereit, zu siegen oder zu sterben, und ein jeder von ihnen würde sich so lange vertheidigen, als ein Tropfen Blut in seinen Adern flösse.

Nun sahe Konrad kein anderes Mittel, seinen Zweck zu erlangen, die Ruhe vollkommen herzustellen, als das,

das Schloß förmlich zu belagern, so wehe es ihm auch that, das Schwert gegen seine eignen Unterthanen ziehen zu müssen. Die Deutschen griffen es mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit an; allein die Vertheidiger desselben wehrten sich wie Verzweifelte, und fielen welche von ihnen, so standen auch gleich wieder andere da, welche auf den Körpern ihrer entseelten Kameraden fochten. Nur die große Uebermacht und der unerschütterliche Muth der Deutschen, welchen sie hauptsächlich dadurch erlangt, daß sie fast in allen Gefechten, den Sieg davon getragen, war fähig Konraden den Sieg zu verschaffen. Die Deutschen hatten sich damals in solches Ansehen gesetzt, daß sie überall, wo sie sich nur blicken ließen, Furcht und Schrecken um sich her verbreiteten, und die mehresten gleich die Waffen niederlegten und sich ihnen ergaben. Auf diesen Ruhm waren sie aber auch so stolz, daß sie, wenn sie einen Feind fanden, der kühn genug war, sich ihnen widersetzen zu wollen, mit doppelten Muth fochten, um ihr Ansehn zu behaupten.

Da also die Belagerten sahen, daß es keine Möglichkeit war, denen Deutschen zu widerstehen, ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade, ob sie gleich vorhero aus einem ziemlich hohen Ton gesprochen. Sie verließen sich auf die Großmuth des Kaisers, und betrogen sich keineswegs. Denn nachdem Konrad die Festung in Besitz genommen, und die ganze Besatzung, welche sich sehr reuig bezeugte zu Gefangenen gemacht; vergab er ihnen insgesamt ihr schweres Verbrechen. Den Grafen Odo aber mit einigen von seinen Unterthanen hatte Konrad aber doch nicht mit in seine Gewalt bekommen, weil sie ein Mittel gefunden, durch verborgene Gänge zu entkommen, bevor die Kaiserlichen von der Festung Besitz genommen. Diejenigen aber, welche Konrad in seine Gewalt bekommen, leisteten ihm mit der größten Bereitwilligkeit den Eid der Treue, und waren froh, auch diesesmal so wohlfeilen Preißes davon gekommen zu seyn.

Allein die Einnahme des Schlosses selbst war der geringste Vortheil, welcher dem Kaiser daraus erwuchs; der

ungleich größere bestand darinnen, daß der erfochtene Sieg der Deutschen, ein solches panisches Schrecken über alle, die noch dem Grafen Odo ergeben gewesen waren, verbreitete, daß man es kaum wagte, mehr an ihn zu denken, geschweige denn ihn zu unterstützen. Sie befürchteten insgesamt, die bisherige Großmuth des Kaisers möchte sich in fürchterliche Strenge verwandeln, wenn er sähe, daß sie so übel angewendet wäre, und nur Anlaß zu neuen Unruhen gäbe. Um sich nun nicht der Gefahr auszusetzen, den Kaiser zur Rache gegen sich aufzufordern, unterwarfen sie sich dem Kaiser freywillig. Nur einige wenige hatten so eine Abneigung für Deutschland, daß sie noch lieber unstät und flüchtig herum irren, als unter Kaiserlicher Herrschaft stehen wollten. Sie suchten deswegen ihr Heil in der Flucht, um nur nicht genöthiget zu seyn, den Kaiser für ihren Oberherrn anzuerkennen. Konrad war über diese Hartnäckigkeit äußerst empfindlich; er vergab allen, die sich ihm ergeben hatten; die andern hingegen, welche geflohen waren, verbannete er auf ewig aus dem Königreiche, und alle ihre Güter wurden eingezegen.

Nun war der Friede in Burgund vollkommen wieder hergestellt, und Konrad brauchte sein Schwert nicht mehr aus der Scheide zu ziehen; denn überall, wo er sich nur blicken ließ, kam man ihm mit lauter Freudengeschrey entgegen, und man huldigte ihm freywillig. Allein dem ungeachtet trauete Konrad den Burgundern nicht recht; und immer befürchtete er noch, daß sie in der Folge einen neuen Aufstand anfangen möchten. Um sich nun dafür sicher zu stellen, verlangte er Geiseln von ihnen, welche ihm für die Treue und Ruhe ihrer Mitbürger hafften sollten. Dieses hätten die Burgunder nun freylich sehr gern abgeschlagen, wenn es ihnen nur irgend möglich gewesen; allein die Furcht, die Deutschen möchten zu andern Mitteln schreiten, sich die Einwilligung zu verschaffen, bewog sie auch dieses zu bewilligen. Konrad brauchte die Vorsicht, einige der

Vornehmsten, und von der ganzen Nation am meisten geliebtesten mitzunehmen, denen zu Liebe, er gewiß wußte, sie würden sich ruhig verhalten, um sie auf keine Weise irgend einer Gefahr auszusetzen. Uebrigens behandelte er die Geiseln auf das Beste und ganz ihrem Stand angemessen, auch genossen sie alle mögliche Freyheit, nur daß man stets ein wachsames Auge auf sie hatte, und sie das deutsche Reich nicht verlassen durften.

Graf Odo, der sich wie wir oben gesagt, bey der Belagerung von Murat gerettet, befand sich in der übelsten Lage, in der sich vielleicht je ein Mensch von seinem Stande befunden. Denn von allen, die ihm sonst mit dem größten Eifer ergeben geschienen, verlassen, irrete er unstät und flüchtig mit seinem kleinen Häufchen Unterthanen, die ihm auf der Flucht gefolget, in unbewohnten Gegenden umher, und oft fehlte es ihm an den nöthigsten Bedürfnissen, sein elendes Leben zu fristen. Von ganzem Herzen gern wäre er in seine Heimath zurückgezogen, wenn ihm nur nicht der Weg von denen Kaiserlichen, welche die ganze Gegend noch besetzt hielten, und denen er auf alle Fälle in die Hände kommen mußte, abgeschnitten gewesen. An ein anderes Unterkommen war gar nicht zu denken, denn kein Mensch wollte ihn aufnehmen und ein Obdach verstatten, weil jeder den Zorn des Kaisers fürchtete, wenn er einen seiner Feinde unterstützte. Er mußte sich deswegen größten Theils in Wäldern und wüsten Gegenden aufhalten, weil ihn alle Menschen mit Auslieferung an den Kaiser bedroheten. Als er endlich gar keine Möglichkeit mehr sahe, sein elendes Leben zu fristen, so beschloß er, sich selbst dem Kaiser in die Hände zu liefern, und sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Denn er hoffte, daß wenn auch der Kaiser die strengste Gerechtigkeit an ihm ausüben wollte, das Schwert der Gerechtigkeit ihm doch einen schnelleren und weniger quaalvollen Tod bereiten würde, als in den Wüsteneyen seiner wartete. Weil er vorausfehen kannte, daß am Ende

der Mangel an Lebensmitteln sein elendes Leben endigen würde. Hiernächst kam auch noch ein Strahl von Hoffnung in seine Seele, daß der Kaiser vielleicht großmüthig genug handeln würde, ihm abermals zu vergeben, wenn er als ein reuiger Sünder vor seinen Augen erschien.

Sobald er also diesen Entschluß gefaßt, und sich mit der dazu gehörigen Standhaftigkeit ausgerüstet hatte, machte er sich auf den Weg dem Kaiser mit den Seinigen zu folgen. Er erreichte bald das Kaiserliche Lager, wo er sich gleich der ersten Wache ergab, die er ansichtig wurde. Man brachte ihn ohne Verzug vor den Kaiser, wobey man ihm meldete, daß er sich freywillig ergeben. Er selbst aber bat den Kaiser auf das flehentlichste, noch diesesmal Gnade vor Recht ergehen zu lassen, und ihm sein großes Vergehen, welches er von ganzen Herzen bereue, zu vergeben. Man sahe es ihm wirklich an, daß ihm die Reue von Herzen ging, und sein Anblick war im Ganzen mitleidswürdig, weil sein ganzes Ansehn Mangel und Elend ausdrückte. Auch wurde Konrad sehr gerührt, wie er den mächtigen Grafen von Champagne in einem so dürftigen Aufzuge vor sich stehen und um Mitleid flehen sahe. Er dachte überdieß zu edel, um sich an einem Feinde zu rächen, der ihm nicht mehr schaden konnte, weswegen er ihm abermals vergab, ohne ihn im mindesten zu bestrafen. Weil er aber schon einmal von ihm war betrogen worden, so befürchtete er, Odo möchte doch wieder, wenn er erst recht wieder zu Kräften gekommen, neue Unruhen anstiften. Deswegen mußte er durch einen feyerlichen Eid versprechen, nie wieder in seinem Leben die Waffen gegen den Kaiser zu ergreifen.

Sechszehntes Kapitel.

Benedict IX. wird Papst, nachdem Johann XIX. verstorben. — Konrad kömmt nach Deutschland zurück, — befestiget die Freundschaft mit dem Königreich Frankreich, um noch mehr wegen Burgund gedeckt zu seyn. — Seine Tochter soll mit dem König Robert vermählet werden, stirbt aber auf dem Wege zu ihrem Gemahl. — König Heinrich bezwingt die Böhmen und Slaven.

Während der Zeit Konrad beschäfftiget war, die Ruhe in Burgund wieder herzustellen, und sich den ungeführten Besitz dieses Reichs zu verschaffen; trug sich in Italien eine sehr wichtige Veränderung zu. Der unerbittliche unbestechbare Tod hatte den Lebensfaden des heiligen Vaters zerschnitten, und dadurch abermals einen Beweis seiner unumschränkten Gewalt über die Mächtigsten der Erde abgelegt, und gezeigt, wie wenig er Rücksicht auf das Ansehn der Person nehme, wenn er seine Sense einmal in Bewegung gesetzt.

Wegen einem neuen Papst war man in keiner großen Verlegenheit, weil der Besitzer des erledigten heiligen Stuhls gewissermaaßen schon vorher bestimmt war. Denn seit der Regierung Benedict VIII. war der Stuhl Petri bey dem Hause der Grafen Tuscanella gleichsam erblich gewesen, und stets hatten sie die sichersten Mittel einzuschlagen gewußt, ihn bey ihrer Familie zu erhalten. Auch bey der gegenwärtigen Veränderung hatten sie schon in Zeiten ihre Maasregeln genommen, welche, wie ihnen sehr wohl bekannt war, in den damaligen Zeiten nicht fehlschlagen konnten. Denn durch Bestechungen hatten sie es auch bey Lebzeiten des Papstes Johann, nachdem die Aerzte alle Hoffnung zu seinem Wiederaufkommen aufgegeben, so weit gebracht, daß sie gewiß versichert seyn konnten, daß ein Neffe des nur gedachten Papstes zu seinem Nachfolger bestimmt werden würde.

Die Simonie hatte aber zu diesen Zeiten über alle Beschreibung in Rom überhand genommen; wo nur eine einträgliche geistliche Pfründe vorhanden war, da wurde sie gleichsam an den Meistbietenden verhandelt. Wer kein Vermögen hatte, sich durch Geschenke mächtige Vorsprache zu verschaffen, konnte gewiß versichert seyn, ewig eine unbedeutende Rolle zu spielen, und wenn er auch die ausgezeichnetesten Eigenschaften besessen hätte. Nur dann wurde zuweilen eine Ausnahme gemacht, wenn sie einen offnen und verschlagenen Kopf fanden, der willig war, sich zu ihren geheimen Bubenstücken brauchen zu lassen; diesen suchten sie empor zu heben, um von seinen Talenten beliebigen Vortheil ziehen zu können. Der rechtschaffene verdienstvolle Arme hingegen mußte ewig in Dürftigkeit schmachten, und durfte nicht einmal über die Ungerechtigkeit seiner mächtigen Unterdrücker klagen, weil er alsdann gewiß seyn konnte, gänzlich von ihnen vernichtet zu werden. War ihm also sein Leben nur noch einigermaaßen lieb, so mußte er alle Bedrückungen dulden und schweigen. Denn redete er, so war zu befürchten, daß das Volk die Ungerechtigkeiten der höhern Geistlichkeit erfahren und alsdann ihnen leicht Einhalt thun möchte; um dieses zu verhindern, war denen vornehmsten Geistlichen kein Mittel zu niedrig, ihre armen Mitbrüder, die ihnen gefährlich werden konnten, zu entfernen.

Vorzüglich hatten sich die weltlichen Großen durch ihr Vermögen viele Anhänger unter der vornehmen Geistlichkeit zu verschaffen gewußt, daß am Ende alles geschahe, was sie nur wollten, und es nur von ihnen abhing, wer eine Stelle haben sollte oder nicht. Unter diesen zeichneten sich besonders die Grafen von Tuscanella aus; diese hatten durch Hülfe ihres ungeheuern Vermögens beynahe die ganze Geistlichkeit in Sold; und mancher Kardinal würde seinen rothen Hut mit weniger Behaglichkeit haben tragen können, wenn er nicht von ihnen wäre unterstützt worden. Bey der neuen Erledigung des päpstlichen Stuhls ließen sie es nun abermals nicht an Geschenken fehlen, wodurch es ihnen, wie

man leicht denken kann, nicht schwer wurde, die dreyfache Krone abermals für einen aus ihrer Familie zu erhalten. Die ganze Geistlichkeit machte ohne Anstand zu nehmen, nach dem nun erfolgten Ableben Johann XIX, den jungen Benedict einstimmig zu seinem Nachfolger. Das Volk aber, welches noch immer gewohnt war denen Geistlichen ohne den mindesten Widerspruch zu folgen, gab der Wahl vollkommen Beyfall; obgleich der neue Papst nur erst das zwölfte Jahr zurück gelegt. Ueberdieß war auch die Vorsicht gebraucht worden; daß man alle von dem Volke, welche vielleicht etwas gegen diese Wahl hätten einwenden können, ebenfalls durch Bestechungen zum Schweigen zu bringen suchte. Die Vorgänger des neuen Papsts hatten sich durch ihre Ausschweifungen sehr berühmt gemacht, und Benedict IX. zeigte gleich bey dem Antritt seiner Regierung nicht wenig Anlage ihrem Beyspiele zu folgen *).

Hätte Konrad von diesen eingeschlichenen schändlichen Mißbräuchen etwas gewußt, oder nur wenigstens Muthmassung davon gehabt, würde er gewiß nicht unterlassen haben, anzuwenden, was nur in seinen Kräften gestanden, diesem Unwesen Einhalt zu thun. Allein er war noch zu sehr in Burgund in Geschäfften von äuserster Wichtigkeit verwickelt, um Zeit zu haben, sich um andere Sachen zu bekümmern. Ueberdieß erfuhr er auch von dem Tode des Papstes und von der Wahl eines Neuen nicht eine Sylbe, bis bereits alles vorüber; wo er dann noch von ganzem Herzen froh war, daß alles so ruhig abgelaufen, und seine Gegenwart nicht erfordert wurde, denn er wünschte sehr nach Deutschland zurück kehren zu können, um zu sehen, ob sich alles noch in dem Zustande befinde, in welchem er es verlassen.

Um sich aber noch mehr in dem Besitz von Burgund zu sichern, erneuerte er mit dem König Heinrich von Frankreich das Freundschaftsbündniß, welches er ehemals mit

*) Dieses alles scheint um so viel mehr wahr zu seyn, da Muratori in Annal. d'Italia, der sonst überall dem Papst und der Geistlichkeit Weihrauch streuet, es selbst erzählet.

dessen verstorbenen Vater geschlossen. Nachdem er nun alles mögliche gethan, die Ruhe in Burgund nicht allein wieder herzustellen, sondern auch für die Zukunft zu erhalten, setzte er sich wieder in Bereitschaft nach Deutschland zurück zu ziehen. Denn für das Land mußten ihm die Geiseln, welche er mit sich nahm, Bürgschaft leisten; und Odo war für sich allein zu ohnmächtig etwas von Bedeutung gegen den Kaiser zu unternehmen. Durch die Freundschaft zwischen Deutschland und Frankreich wurden auch seine guten Aussichten für die Zukunft sehr vermindert, daß ihm nur allein auf einen Zufall zu hoffen übrig blieb.

Vor allen Dingen entließ Konrad das Heer, welches er zu seinem Beystande aus Italien kommen lassen, nachdem er demselben für die erwiesene Treue und Tapferkeit öffentlich Dank abgestattet. Zugleich ermahnte er sie auch ihm in der Folge treu und ergeben zu bleiben, wogegen er ihnen seine ewige Liebe versprach. Sobald Konrad auch dieses Geschäffte beendiget, eilete er, was er konnte, um durch Elsaß bald zu der Arme seiner auf ihn wartenden Gemahlinn zu kommen, nachdem er zum erstenmal so lange von ihr getrennt gewesen.

Denn als Konrad den Feldzug gegen den Grafen Odo eröfnete, begleitete ihn die Giesela bis Basel; auch wäre sie ihm, wie ehemals, sehr gern gefolget, wenn ihr zärtlicher Gatte es ihr zugelassen. Allein er glaubte, die Beschwerlichkeiten des Kriegs möchten am Ende nachtheilige Folgen für ihre Gesundheit haben, weswegen er ihr nicht erlaubte, den Feldzug mit zu machen. Er bat sie, nach Strasburg zurück zu reisen, und seine Rückkunft daselbst zu erwarten, welche er, so sehr als möglich zu beschleunigen versprach. Nun aber, da er alles beendiget, was seine persönliche Gegenwart verlangte, eilete er, sowohl sein Versprechen zu erfüllen, als auch den Wunsch seines Herzens zu befriedigen. Noch immer liebte er seine Gattin so zärtlich, wie ehemals, obgleich die ersten Blüthen der Schönheit vorüber waren. Auch war er alle-

mal von Grund seiner Seele froh, wenn seine Regierungsgeschäffte ihm zuweilen erlaubten, sich einige Augenblicke ganz den Freuden des häuslichen Lebens ungestört überlassen zu können.

Außer dem jungen König Heinrich, hatte ihm Giesela auch noch mit einer Tochter, mit Namen Mathilda, beschenkt. Sie war ganz das Ebenbild der Mutter, und die Zärtlichkeit des Vaters war zwischen beiden so getheilet, daß sie sich ziemlich die Wage hielt. Die Tochter verdiente aber auch nicht weniger, als die Mutter diese Zärtlichkeit; denn ihre schöne Seele übertraf auch bey weitem ihren Körper, dessen Schönheit die gleichzeitigen Schriftsteller nicht genug rühmen können. Der Ruf ihrer Reize und Vollkommenheiten war allgemein, und der König Heinrich von Frankreich wurde von der Beschreibung derselben so sehr eingenommen, daß er um sie bey dem Kaiser anzuhalten, beschloß.

Konrad war kaum in den Armen der geliebten Seinigen angekommen, als sich auch schon die Gesandten des Königs von Frankreich einfanden, um sich im Namen ihres Herrn, um seine schöne Tochter zu bewerben. Sie erschienen in der größten Pracht an dem Kaiserlichen Hofe, und wurden mit aller möglichen Achtung aufgenommen. Vor allen Dingen befestigten sie nochmals den Freundschaftsvertrag, welchen Konrad mit Heinrichen und seinem Vater abgeschlossen, und versicherten die Unverbrüchlichkeit desselben; alsdann aber brachten sie zugleich das Gesuch ihres Herrn um die Hand der schönen Mathilde an. Konrad konnte gegen dieses Ansuchen nichts einwenden; vielmehr freuete er sich, ein Mittel in Händen zu haben, das gute Vernehmen zwischen Deutschland und Frankreich auch für die Zukunft zu erhalten. Er gab, ohne sich im mindesten zu bedenken, seine Einwilligung; und die Verlobung wurde sogleich vollzogen, nachdem die gehörigen Anstalten waren gemacht worden. Das Verlangen des Königs von Frankreich bald zum Besitz seiner liebenswürdigen Gemahlinn zu gelangen, war so groß, daß die Gesandten gleich darauf antragen muß-

ten, daß die Prinzeßinn Mathilda mit ihnen abreisen sollte. Auch dieses konnte der Kaiser nicht abschlagen, ob es ihm gleich sehr nahe ging, sich so bald wieder von seiner geliebten Tochter zu trennen. Sie reisete also unter den besten Wünschen ihrer Eltern und aller, die sie kannten, mit denen Gesandten ab, um das Verlangen eines Gemahls, der sie so zärtlich liebte, ohne sie zu kennen, bald zu erfüllen. Indessen wurden alle mögliche Anstalten in Frankreich getroffen, alles zu einem der schönen Braut würdigem Empfange vorzubereiten, und ihr zukünftiger Gemahl setzte sich selbst in Bereitschaft, ihr einen großen Theil des Weges entgegen zu reisen.

Allein das unerbittliche Schicksal wollte nicht die Vereinigung dieser zwey fürstlichen Personen zulassen; vielmehr machte es mit einemmal alle mit so vielem Fleiß getroffene Anstalten unnöthig. Die arme Mathilda, die sich gesund denen Armen ihrer Eltern entrissen, wurde plötzlich zu Worms von einer gefährlichen Krankheit überfallen. Kein Mittel blieb unversucht, die Gesundheit der Prinzeßinn wieder herzustellen; und die geschicktesten Aerzte boten ihre Kunst auf, ein so kostbares Leben zu erhalten; jedoch blieben sie alle ohne glücklichen Erfolg. Der Tod schloß, ehe man es vermuthete, daß die Krankheit wirklich so gefährlich, auf immer ihre schöne Augen, und raubte dadurch dem armen Konrad eine zärtlich geliebte Tochter, und dem König Heinrich von Frankreich eine schöne Braut. Ihr Körper wurde auch gleich zu Worms mit aller möglichen Pracht beygesetzt, und ihr Gefolge ging tief gebeugt zurück, nachdem es ihr die letzte Ehre erwiesen.

Es läßt sich unmöglich beschreiben, was der gute Kaiser Konrad bey der Nachricht von dem Tode seiner geliebten Tochter empfand. Beynahe hätte ihn dieser Verlust zu Boden geschlagen, wenn ihn nicht die Sorge für das Wohl seines Reichs noch gewissermaaßen aufrecht erhalten; denn nur seine überhäuften Geschäffte waren fähig, seinen Kummer in etwas zu zerstreuen, und ihn aufzumuntern, alle seine Kräfte aufzubieten, seinen Geist aufrecht zu erhalten, weil er befürchtete, daß, wenn er sich seinem Kummer zu sehr

überließe, leicht Unordnungen im Reiche entstehen könnten, und viel zu rechtschaffen dachte, daß Deutschland wegen seinen innern Leiden auch mit leiden sollte. Nur in denen Stunden, die er sonst zu seiner Erholung anwendete, überließ er sich ganz seinem Schmerz, indem er dem Andenken seiner Tochter seine häufig fließenden Thränen widmete. Die Kaiserin hingegen zeigte hier abermals einen großen Geist. Sie hatte ihre Tochtes nicht weniger als ihren Gemahl geliebt, und war über ihren frühzeitigen Verlust eben so sehr niedergeschlagen. Allein dessen ungeachtet suchte sie sich zu fassen, um ihrem Gemahl nicht noch mehr zur Traurigkeit Anlaß zu geben; vielmehr wendete sie alles an, was in ihren Kräften stand, ihn aufzurichten.

Binnen der Zeit, daß alles dieses vorfiel, hatten sich auf einer andern Seite des deutschen Reichs Dinge zugetragen, welche meines Erachtens einen Augenblick unsre Aufmerksamkeit verdienen; zumal, da ein junger Held dabey seine kriegerische Laufbahn sehr ruhmvoll antrat.

Wir haben schon bey verschiedenen Gelegenheiten gezeigt, wie sehr der Kaiser Ursach hatte auf den Herzog Othalrich von Böheim ungehalten zu seyn. Durch sein Außenbleiben auf dem Reichstag zu Merseburg aber, wohin er war beschieden worden, um von seinem bisherigen Betragen Rechenschaft abzulegen, reizte er den Zorn des Kaisers dermaßen, daß dieser ihn nachdrücklich zu züchtigen fest bey sich selbst beschloß. Jedoch wollte er es noch aufschieben, seine Rache auszuüben, bis er erst mit denen Burgundischen Angelegenheiten vollkommen zu Stande wäre. Ganz wider seinen Willen sahe er sich genöthiget, es weit früher zu thun, als eigentlich seine Absicht gewesen war, wenn er nicht sich der Gefahr aussetzen wollte, daß durch seine Saumseligkeit die nachtheiligsten Folgen für das deutsche Reich entstehen konnten. Der Herzog von Böheim hatte nichts weiter im Sinne, als sich ganz von dem deutschen Reiche unabhängig zu machen.

Er hatte sich nämlich eingebildet, Konrad würde mit denen Unruhen, welche Odo in Burgund angestiftet, zu

sehr beschäfftiget seyn, um auch auf ihn ein wachsames Auge haben zu können. Der Kaiser hatte also kaum den Rücken gewendet, so fing Othalrich schon an sich als ganz unabhängig zu zeigen, und ganz nach eigner Willkühr zu handeln, als obs gar kein deutsches Reich in der Welt gäbe. Seinem Beyspiele folgten verschiedene andere Slavische Herren, welche sich mit ihm vereinigten; und sehr leicht hätte es zu einer förmlichen Empörung kommen können, wenn dem Uebel nicht in Zeiten vorgebeuget worden wäre. Allein die guten Herrn betrogen sich insgesamt, wenn sie glaubten, daß die Ausschweifungen, welche sie sich in der Abwesenheit des Kaisers erlaubten, seinem scharfsehenden Blick entgehen würden. Zwar mußte er seine ganze Sorgfalt anwenden, die Unordnungen, welche Odo in Burgund angestiftet, wieder zu unterdrücken; allein dessen ungeachtet beschloß er auch zugleich die Böhmen die Schwere seines Armes fühlen zu lassen, und ihnen zu zeigen, daß man ihn nie ungeahndet beleidigen dürfte. Zu seiner großen Freude waren die verlangten Hülfsvölker aus Italien schon angelangt, daß er also einen Theil seines Heers missen konnte, ohne sich zu sehr zu schwächen, und sich selbst der Gefahr auszusetzen, geschlagen zu werden. Diesen Theil seines Heeres schickte er unter der Anführung seines Sohnes nach Böhmen, um die Stöhrer der Ruhe für ihr Vergehen zu züchtigen. Der junge Heinrich hatte zwar schon vielen Feldzügen mit seinem Vater beygewohnet, jedoch war ihm die Ehre noch nie wiederfahren, etwas dabey zu sagen zu haben. Nun bekam er mit einemmal ein nicht unbeträchtliches Heer unter seine Anführung. Das gute Zutrauen, welches sein Vater dadurch gegen ihn verrieth, freuete ihn über alle Beschreibung, und er war fest entschlossen, es so viel in seinen Kräften stand, zu verdienen, und seinen Ruhm für die Zukunft zu gründen. Er führte auch seinen Vorsatz redlich aus, denn trotz seiner Jugend betrug er sich bey dem ganzen Feldzuge als ein erfahrner Feldherr. Sowohl seine Vorsicht, mit welcher er zu Werke ging, als auch sein Muth, mit dem er sich den größten Gefahren aussetzte, wenn es

zu einem Gefechte kam, erwarb ihm die Liebe aller seiner Unterthanen, und die Achtung aller seiner Zeitgenossen. Die Empörer suchten zwar ihre unrechtmäßige Freyheit tapfer zu vertheidigen; dem ungeachtet aber trug er einen vollkommenen Sieg über die Slavischen Völker davon, und brachte er sie insgesamt zu dem dem Kaiser schuldigen Gehorsam zurück. Die Besiegten behandelte er mit einer von seinem Vater angebohrnen Großmuth; indem er ihnen sehr gelinde begegnete, und ihr Vergehen großmüthig vergab, wodurch er sich auch die Liebe der ungesittetsten Völker erwarb. Die Bestrafung des Herzogs von Böhmen, welcher der eigentliche Unruhstifter gewesen, überließ er dem Kaiser.

Sein Vater hatte sich indessen nach Virban begeben, um sich von seinem Kummer zu zerstreuen. Dahin folgte ihm auch der junge König. Heinrich freuete sich, ihm selbst die frohe Nachricht von dem erhaltenen Sieg zu überbringen; zugleich legte er auch Rechenschaft von seinem übrigen Betragen ab. Der Kaiser war mit dem Benehmen seines Sohnes vollkommen zufrieden, und billigte dessen Verfahren in allen Stücken. Ueberdieß mäßigte auch die Freude, welche Konrad an ihm erlebte, da er sahe, wie sehr Heinrich seinen Wünschen in allen Stücken entsprach, den Kummer über den erlittenen Verlust seiner geliebten Tochter um ein Großes.

Der Herzog Othalrich war auch dem Kaiser gefolget, und hoffte, daß seine freywillige Unterwerfung dessen Zorn mäßigen würde, weil er schon so oft gesehen, daß Konrad denen vergeben, die ihr Vergehen eingestanden und Besserung versprochen. Allein Konrad war durch seine Güte zu oft hintergangen worden, um sich nicht genöthiget zu sehen einmahl ein Beyspiel zu geben, daß er auch strenge seyn könnte, wenn man seinen Zorn zu sehr reizte. Auch kannte er den Herzog zu gut, um nicht gewiß zu seyn, daß er gewiß nicht länger ruhig bleiben würde, als bis sich eine Gelegenheit darböte, neues Unheil anzustiften. Um sich dafür sicher zu stellen, überließ er die Bestrafung des Herzogs dem Ausspruche der Fürsten des Reichs. Diese erkannten

ihn, als einen überführten Majestätsverbrecher, der Landesverweisung würdig; welches Urtheil auch ohne Verzug an ihm vollzogen wurde. Seinem Sohne Bretislaus aber, wurde das Herzogthum überlassen. Bey diesem Tausche war nun freylich nicht viel gewonnen worden, weil er fast in allen Stücken seinen Vater nicht verläugnen konnte, sondern auch aller Orten, wo etwas zu gewinnen war, sich gern einfand.

Siebenzehntes Kapitel.

Zustand von Pohlen, nachdem Konrad die neue Einrichtung gemacht. — Miecislaus stirbt. — Rikfa will sich der Regierung bemächtigen; — muß aber nebst ihrem Sohne die Flucht ergreifen, und begiebt sich unter dem Schutz des Kaisers.

Indessen hatten sich in Pohlen sehr wichtige Veränderungen zugetragen, die meines Erachtens wohl verdienen hier angeführt zu werden; um aber im Zusammenhange mit dem oben erzählten von Pohlen zu bleiben, sehe ich mich genöthiget, ein wenig in die Geschichte zurück zu gehen.

Nachdem Konrad das Herzogthum in verschiedene Provinzen zertheilet, um die Macht des Miecislaus zu schwächen, vernachläßigte dieser die Regierungsgeschäffte. Er folgte nun ganz seinem Hange zum Vergnügen, und bekümmerte sich in keinem Stücke um die Angelegenheiten des Reichs. Alle Staatsgeschäffte lehnete er von sich ab, daß also die Großen des Reichs ganz nach ihrem eignen Belieben schalten und walten konnten, wie sie wollten. Diese benutzten die Unthätigkeit ihres Herzogs, wie man sich leicht vorstellen kann, auf alle mögliche Art. Die Statthalter der pohlnischen Provinzen und Städte betrugen sich als ganz unumschränkte Herren, und bekümmerten sich auf keine Weise um den Herzog. Sie waren bald für ihn und wider ihn, befolgten die Gesetze, welche in seinem Namen gegeben wurden; oder handelten auch dawider, je nachdem es

der Privatvortheil eines jeden heischete. Mit einem Wort, Miecislaus behielt am Ende nur noch mit genauer Mühe und Noth den Namen eines Fürsten bey; die Großen des Reichs hingegen führten ganz nach eigner Willkühr die Regierung.

So wenig nun auch die Statthalter in allen ihren Handlungen eingeschränkt waren, so war es doch einigen zuwider, dem Herzog die leeren Complimente, die ihm als ihrem Oberhaupte gehörten, länger zu machen. Sie nahmen allmählich die Larve ab, unter welcher sie ihre bisherige Alleinherrschaft verborgen gehalten, und fingen an, öffentlich zu zeigen, daß sie es nur allein wären, die in denen ihnen untergeordneten Staaten unumschränkt herrscheten, und daß sie den Miecislaus bishero gleichsam nur zu ihrer Puppe gebraucht. Dieses geschahe zuerst von dem Statthalter in Schlesien und Pommern. Beyde begnügten sich aber nicht allein, sich von dem Herzogthume Pohlen gänzlich unabhängig zu machen, sondern sie trieben ihre Kühnheit noch weiter, indem ersterer den Markgräflichen, letzterer aber den Herzoglichen Titel annahm. Verschiedene andere von den Vornehmsten hatten nur auf eine schickliche Gelegenheit gewartet, um sich ebenfalls ganz unabhängig zu machen, dem Herzog den Gehorsam aufzukündigen, und sich als alleinherrschend in denen ihnen untergeordneten Provinzen zu zeigen. Dieser Zeitpunkt schien ihnen nun gekommen zu seyn, so bald die Statthalter von Schlesien und Pommern sich für unabhängig von Pohlen erkläret. Sie folgten ihrem Beyspiele augenblicklich nach, verschanzten sich in ihren unrechtmäßiger Weise angemaaßten Besitzungen, und weigerten sich fernerhin den Miecislaus für ihren Fürsten anzuerkennen.

Weil nun der neue selbst geschaffene Markgraf von Schlesien, und Herzog von Pommern sahe, daß ihr Plan von den meisten Pohlen mit so vielem Beyfall aufgenommen wurde, so gaben sich diese beiden vorzüglich alle mögliche Mühe, ihn zu befestigen. Sie suchten den Geist der Empörung noch immer mehr anzufachen, um ihren Anhang zu vergrößern,

und sich im Fall der Noth hinlängliche Unterstützung versprechen zu können, wenn man, wie ihnen sehr wahrscheinlich vorkam, etwo ihre schönen Aussichten für die Zukunft zu vereiteln suchen wollte. Vorzüglich boten sie alle ihre Kräfte auf, um sich in gehörigen Vertheidigungszustand zu versetzen, um ihre gänzliche Unabhängigkeit mit den Waffen in der Faust vertheidigen zu können. Besonders aber suchte der Markgraf von Schlesien sein Land dergestalt zu befestigen, daß es der Wahrscheinlichkeit nach niemand unternehmen konnte, ihn in seinen Verschanzungen anzugreifen, sondern ein jeder sie auf dem ersten Anblick für unüberwindlich halten mußte.

Miecislaus ließ diese Herrn nach ihrem eignen Belieben hausen, so viel sie nur wollten, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Er war mit allem, was sie vornahmen, vollkommen zufrieden, wenn sie ihn nur nicht im Genuß seiner wollüstigen Vergnügen störeten. Uebrigens war es ihm ganz gleichgültig, ob sie ihn für ihren Oberherrn anerkannten, und ob das Reich durch die verschiedenen Factionen, welche natürlicher Weise entstehen mußten, zu Grunde gerichtet würde oder nicht. Indessen war es doch dem bessern Theil des pohlnischen Adels nicht gleichgültig, das Verderben des Reichs vor Augen zu sehen. Sie sannen vielmehr auf Mittel, dem Uebel, wenn es anders noch eine Möglichkeit wär, in Zeiten abzuhelfen. Vor allen Dingen suchten sie den Miecislaus aus seiner Unempfindlichkeit zu wecken, um ihn auf die traurige Lage, in welcher sich das Herzogthum befand aufmerksam zu machen.

Zu diesem Behuf schickten sie einige Abgeordnete aus ihren Mitteln zu ihm, welche ihn von der Lage, in der sich sein Herzogthum befand, unterrichten sollten. Sie malten ihm das Gemählde seines Untergangs mit den lebhaftesten Farben, indem sie ihm vorstellten, wie er nach und nach alle seine schönsten Provinzen verlieren, und er nicht allein, sondern auch das ganze Herzogthum zu Grunde gerichtet werden würde.

Diese Vorstellungen machten die gewünschte Wirkung auf den Herzog; besonders mochte aber das traurige Schicksal, welches seiner in kurzem zu warten schien, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben. Er fühlte vollkommen das Traurige seiner Lage, nur konnte er kein Mittel finden, sich noch in Zeiten daraus zu reißen. Die wohlgesinnten Stände waren froh, ihn vor der Hand wenigstens für das Unglück, welches ihn bedrohete, empfänglich gemacht zu haben; weswegen sie ihn auch bald aus der Trostlosigkeit, in die er durch diese Nachricht versetzt worden war, zu reißen suchten. Sie versicherten ihn, es würde gar nicht schwer halten, die verlohrnen Provinzen wieder an sich zu bringen, wenn er sich nur entschließen wollte, mit vereinigten Kräften mit ihnen zu arbeiten. Miecislaus versprach alles zu thun, wenn sie ihn nur retten wollten; denn nun hielt er sich wenigstens schon für ganz verlohren, und die Abgeordneten hatten fast eben so viel Mühe, ihn wieder aufzurichten, daß er sich nicht der Verzweiflung überließ, als sie vorhero gehabt hatten, ihn auf das bevorstehende Unglück aufmerksam zu machen.

Sie fingen nun an ihm vorzustellen, daß die Sachen auch wirklich nicht so verzweifelt stünden, und daß man dem Uebel noch sehr gut abhelfen könnte, wenn man schleunig Gegenmittel anwendete, das Feuer der Empörung zu stillen. Er dürfte aber freylich keinen Augenblick anstehen, sich als unumschränkten und rechtmäßigen Oberherrn von Pohlen sehen zu lassen, wenn er sich und sein Land nicht ganz unglücklich machen wollte. Denn vor der Hand fänden sich noch eine sehr große Menge Unterthanen, die ihm ganz ergeben wären, und ihm mit Freuden folgen würden, wenn er sich an ihrer Spitze sehen ließ; ja sogar in Pommern würde es ihm an einem zahlreichen Anhange nicht fehlen, da die mehresten nur dem Stärkern nachgeben müssen, und sehr gern wieder zu ihm übergehen würden, wenn sie nachdrückliche Unterstützung bekämen. Blieb er aber länger in seiner bisherigen Unthätigkeit, so stünde freylich zu befürchten, daß er am Ende von allen verlassen, und

wohl gar aus seinem Herzogthume vertrieben würde. Er sollte deswegen sich nur ohne Verzug an die Spitze seiner getreuen Unterthanen stellen, und durch den Beystand seiner Anhänger, die Empörer je eher, je lieber wieder zum Gehorsam zu bringen suchen.

Diese Vorstellungen hatten ganz den erwünschten Erfolg für die rechtschaffen gesinnten Pohlen; denn der Herzog Miecislaus wurde dadurch bewogen, den festen Entschluß zu fassen, die Empörer nachdrücklich zu bestrafen. Mit einemmale wurde er aus seiner bisherigen Unthätigkeit aufgeweckt, daß er sich mit dem größten Eifer angelegen seyn ließ, die besten Anstalten zu treffen, die Ruhestöhrer mit gewaffneter Hand angreifen zu können. Er ließ seine getreuen Unterthanen auffordern, ihm zu Unterstützung seiner gerechten Sache Beystand zu leisten; und ehe er es erwarten konnte, hatte er ein zahlreiches Kriegsheer der tapfersten Männer beysammen. Dieses bestand größten Theils aus dem Pohlnischen Adel, dem an der Erhaltung des Herzogthums gelegen war, und der sich für die Bedrückungen derer Mächtigern aus seinen Mitteln fürchtete. Da alle diese für ihre eigene Sache fochten, so kann man leicht denken, was von so einem Heere zu erwarten war. Die vornehmsten Anführer dieses Heeres waren drey Enkel des Königs von Ungarn, mit Namen Andreas, Bela und Laventa, welche sich schon seit einiger Zeit nach Pohlen gewendet.

Sobald alles in gehöriger Bereitschaft, um den Feldzug eröffnen zu können, stellte Miecislaus sich selbst an die Spitze seiner ausgesuchten Mannschaften. Mit diesen ging er gerade auf Pommern los, woselbst sich die Aufrührer versammlet, und nichts vernachläßiget hatte, um zu einer nachdrücklichen Gegenwehr in Bereitschaft zu seyn. Denn sie wußten, daß dieses der entscheidende Augenblick war, in welchem sie entweder ihre Freyheit behaupten oder auf ewig verlieren mußten.

Kaum waren die beiden Heere einander ansichtig geworden, als sie sich schon zu einem gegenseitigen Angriff in

Bereitschaft setzten. Sie fochten gegen einander mit Löwenwuth, und lange blieb der Sieg ganz unentschieden. Endlich entschied er aber doch für die gerechte Sache. Die Pohlen behielten die Oberhand, schlugen das Heer der Empörer, und machten den größten Theil desselben zu Gefangenen. Die Anführer der Empörer, oder wenn man lieber will, diejenigen, welche besonders Theil daran genommen, ließ Miecislaus insgesamt am Leben bestrafen; das gemeine Volk, welches gewissermaaßen unschuldig war, und sich theils hatte hinreißen lassen, theils aber auch der Uebermacht der Mächtigern weichen müssen, begnadigte er.

Vorzüglich hatte der Herzog seinen Sieg denen Enkeln des Königs von Ungarn zu danken, welche durch ihren Muth und ihre Entschlossenheit dem ganzen Heere die größten Vortheile verschafft. Um sich nun für den großen geleisteten Dienst dankbar zu bezeugen, gab er dem Bela seine Tochter zur Gemahlinn. Zugleich schenkte er ihm zur Ausstattung das wieder eroberte Herzogthum Pommern. Jedoch mußte er ihm dafür eine unverbrüchliche Treue und Ergebenheit versprechen, welcher dieser auch redlich hielt; indem er bis an das Ende seiner Tage, mit der größten Sorgfalt für das Beste des Pohlnischen Staats wachte.

Ueber diesen erhaltenen Sieg war Miecislaus so vergnügt, daß er gar nicht mehr an die Wiedereroberung der übrigen von ihm abgefallnen Provinzen dachte. In seinem Herzogthume hatte er nun die Ruhe wieder hergestellet, und dieses war alles, was er wünschte; denn er war nur froh, die Empörer geschlagen zu haben, um sich wieder ungestöhrt seinem Vergnügen überlassen zu können. Um Schlesien bekümmerte er sich weiter nicht, da mochten sie vornehmen, was sie wlten. Auch erhielt sich der Markgraf von Schlesien von dieser Zeit an in einer immerwährenden Unabhängigkeit von Pohlen. Der Herzog von Löheim, den wir schon kennen, daß er von allen Gelegenheiten, die sich ihm darboten, etwas für sich zu erwerben, den besten Gebrauch zu machen suchte; ließ diesen günstigen Au-

genblick nicht ungenutzt vorbey streichen. Mähren war bis jetzo denen Pohlen zinsbar gewesen, und ziemlichermaaßen von ihnen gedrückt worden. Weil nun alles in Pohlen mit denen innern Unruhen viel zu sehr beschäfftiget war, um an die äußern Angelegenheiten denken zu können; so suchte der Herzog von Böhmen, Mähren zu bereden, sich von Pohlen unabhängig zu machen, und lieber ihm zinnsbar zu werden. Da die Pohlen in ihrer gegenwärtigen Lage nicht vermögend waren, dieses zu hintertreiben, so wurde es ihm nicht schwer, seinen Zweck zu erreichen, indem er ihnen das harte Joch, mit welchem sie waren von den Pohlen gedrückt worden, unendlich erleichterte.

Endlich starb Miecislaus den 15ten März 1034. Sein Tod gab wieder neuen Anlaß zu großen Unruhen in dem Herzogthume. Die Großen des Reichs verweigerten sich, den hinterlassenen Sohn des verstorbenen Königs zu seinem Nachfolger anzunehmen, weil er noch zu jung war, um die Regierung selbst führen zu können; und gleichwohl konnten sie sich nicht entschließen, einen andern aus ihren Mitteln ihm zur Seite zu setzen. Denn keiner trauete dem andern, weil jeder befürchtete, der andere, der für eine Zeit die höchste Gewalt in den Händen hätte, möchte sie so gut zu benutzen wissen, daß es am Ende schwer werden würde, sie ihm wieder zu entreißen. Dieses wollte aber keiner dem andern überlassen, weil jeder gleiche Ansprüche zu haben glaubte, und jeder von ihnen geneigter war, zu regieren, als sich regieren zu lassen.

Indessen suchte Rikſa die Verwirrung, in der sich alles befand, so gut als möglich zu benutzen. Binnen der Zeit, daß die Großen des Reichs mit einander uneinig waren, wem sie die Regierung überlassen sollten, suchte sie nichts geringers auszuführen, als sich selbst die höchste Gewalt zu verschaffen, um Alleinherrscherinn von Pohlen zu werden. Zwar war ihr sehr wohl bekannt, daß vermöge der Landesgesetze kein Weib den Thron von Pohlen als Regentinn besteigen durfte; allein dessen ungeachtet hoffte

sie durch kluge Maasregeln es doch noch so weit zu bringen, sich eine ganz unumschränkte Gewalt zu verschaffen. Vor allen Dingen suchte sie einige Bischöffe für sich einzunehmen, und die Liebe der Soldaten zu erlangen; indem sie vollkommen einsahe, daß, wenn diese beiden Stände für sie gestimmt wären, nichts ihrer Macht zu widerstehen fähig seyn würde. Ueberdieß machte sie auch bekannt, um ihren Handlungen mehr Schein der Rechtmäßigkeit zu geben, alles was sie unternähme, geschähe nur allein nach dem Willen ihres verstorbenen Gemahls, welcher ihr, so und nicht anders zu handeln ausdrücklich vor seinem Ende anbefohlen.

Der Muth, welchen sie bey allem, was sie unternahm, zeigte, war die hauptsächlichste Ursache, daß ihr Vorhaben eine glückliche Wendung zu nehmen schien. Sie befahl mit einer Zuversicht, daß es kein Mensch wagte, sich ihren Befehlen zu widersetzen, oder nur zu fragen: wer ihr das Recht gegeben, der ganzen Nation Gesetze vorzuschreiben? Selbst diejenigen, welche sich die größte Hoffnung gemacht, den Thron zu besteigen, beugten sich nun willig vor dem Zepter einer Frau, den zu führen, ihr die Landesgesetze nicht einmal erlaubten.

Allein obgleich das Glück im Anfange ihrer Regierung sie über alle Beschreibung anlächelte, indem alles, was sie unternahm, ganz ihren Wünschen gemäß ausgeführt wurde; so kehrte es ihr doch bald wieder den Rücken zu und legte einen neuen Beweis von seiner Unbeständigkeit ab. Denn sehr bald erfolgte ihr gänzlicher Fall, an welchem sie freylich größtentheils selbst Schuld war. Sie glaubte nun schon so fest auf dem Throne zu sitzen, daß es eine Unmöglichkeit wäre, sie wieder herab zu stürzen; weswegen sie ganz nach eigner Willkühr zu herrschen anfing, ohne sich weiter um Recht und Gerechtigkeit zu bekümmern. Mit einem Worte, sie mißbrauchte die Gewalt, welche sie sich selbst angemaaßet, dergestalt, daß denen unterdrückten Pohlen am Ende die Augen geöffnet wurden. Vorzüglich aber fehlte sie darinnen, daß sie einen unüberwindlichen Haß gegen

ihre Unterthanen sehr deutlich blicken ließ, und eine besondere Vorliebe zu denen Deutschen, welche sie nun wieder an ihren Hof zu ziehen gewußt, zeigte. Ueberdieß herrschte sie so unumschränkt, daß die Pohlen, am Ende, des Jochs, welches sie ihnen aufgelegt überdrüßig wurden, und sich förmlich gegen sie empörten.

Rikka sahe zwar zeitig genug das Ungewitter, welches sich über ihrem Haupte zusammen zog, daß sie es noch mit leichter Mühe hätte von sich abwenden können. Allein sie war durch ihr bisheriges Glück zu kühn geworden, und glaubte nicht, daß es so gefährlich werden würde; viel mehr hielt sie es nur für eine leere Wolke, welche sie mit ihrer Macht leicht wieder vertreiben zu können glaubte. Sie konnte sich deswegen nicht entschließen, denen Pohlen ihr Joch zu erleichtern, und eine in etwas veränderte Regierungsform einzuführen. Denn sie befürchtete, ihr Ansehn möchte bey der Nation geschwächt werden, wenn sie bey den dermaligen Umständen einige Nachgiebigkeit zeigte, welche man ihr leicht für Furchtsamkeit auslegen könnte; vielmehr fing sie an noch weit strenger zu verfahren. Allein diesesmal schlug sie einen ganz falschen Weg ein, die Gemüther der Unterthanen zu besänftigen, indem sie fest auf ihren alten Grundsätzen beharrete. Wer weiß, ob nicht die Pohlen noch länger ihren Nacken unter dem eisernen Zepter ihrer Regierung würden gebeugt haben, wenn sie nur selbige mit etwas mehr Gelindigkeit behandelt. Aber auf die Art, wie sie mit den Pohlen umging, war es ganz natürlich, daß die Zahl der Mißvergnügten sich täglich mehren mußte, da sie von Stunde zu Stunde ihre Bedrückungen mehr fühlten. Am Ende kam eine vollkommene Verschwörung gegen sie zu Stande, und die Pohlen bestanden ausdrücklich auf eine Verjagung der Königinn benebst ihrem Sohne, als dem eigentlichen Thronerben.

Nun sahe Rikka wohl ein, daß sie zu weit gegangen, allein es war zu spät, um der Sache eine andere Wendung

zu geben, und sich länger auf dem Throne erhalten zu können. Sie befürchtete, es möchte ihr noch etwas weit ärgeres widerfahren, als bloß aus dem Reiche vertrieben zu werden; denn sie war sich verschiedener Handlungen bewußt, über welche man sie leicht hätte zur Rechenschaft fordern können. Um sich also nicht persöhnlichen Mißhandlungen auszusetzen, suchte sie lieber dem sie von allen Seiten bedrohenden Unglück durch eine zeitige Flucht zuvor zukommen. Ihren Sohn, dessen Leben aber sowohl, wie das ihrige in Gefahr war, nahm sie mit sich, um auch ihn zu retten. Mit ihr und ihrem Sohne entfernten sich zugleich alle Deutsche, die sich bis jetzo an ihrem Hofe aufgehalten. Sie konnten sehr leicht vorausehen, daß es ihnen nicht zum Besten ergehen würde, wenn sie sich länger in einem Lande aufhielten, wo sie von der ganzen Nation gehaßt wurden, und nicht den mindesten Rückenhalt hatten. Denn die Pohlen waren auf die Deutschen außerordentlich erbittert, weil sie selbige als die Hauptursache ihrer Bedrückungen ansahen, und würden gewiß keinen verschonet haben, den sie in ihre Gewalt bekommen.

Indessen war Rikka nebst ihrem Sohne und ihrem nicht unbeträchtlichem Gefolge, doch noch glücklich genug, denen Pohlen zu entkommen, ohne bey der allgemein herrschenden Unordnung zu zeitig vermißt zu werden. Ehe man noch ihre Entweichung muthmaßete, waren sie schon in Magdeburg in Niedersachsen angekommen. Die vertriebene Herzoginn hatte überdieß noch die Vorsicht gebraucht, den ganzen Schatz, welchen ihr Gemahl und sein Vater gesammlet, mit sich zu nehmen, um vor Mangel gedeckt zu seyn. Sie wendete sich an den Kaiser und bat ihn, daß er ihr seinen mächtigen Schutz nicht versagen möchte. Konrad, der allen Nothleidenden gerne beystand, wenn es in seinen Kräften war, nahm auch sie und die Ihrigen mit vieler Huld auf. Die Herzogin führte hierauf die bittersten Klagen über das Unrecht, welches die Pohlen ihr und ihrem

Sohne zugefügt, und flehete den Kaiser um Hülfe und Rache gegen ihre aufrührischen Unterthanen an. Zugleich stellte sie dem Kaiser vor: der gegenwärtige Zeitpunkt wäre der schicklichste, sich an denen Pohlen zu rächen; weil durch innere Uneinigkeiten getrennt, sie keinen Augenblick der vereinigten Macht der Deutschen würden Widerstand leisten können, sondern vielmehr sich sogleich ganz unter seinen Willen fügen müssen.

Konrad würde vielleicht keinen Anstand genommen haben, ihr auch dieses Gesuch zu bewilligen, wenn nicht nöthigere Angelegenheiten im Reiche ihn zu sehr beschäfftiget, um sich in fremde Händel mischen zu können. Um sich aber ihrem fernern Zudringen nicht auszusetzen, ließ er, damit doch die Herzoginn gewissermaaßen zufrieden gestellet wurde, ein beträchtliches Heer nach der Pohlnischen Gränze vorrücken; ohne ihm jedoch den Entzweck, zu welchen es bestimmt war, zu entdecken. Dieses hatte aber nichts weniger als den Auftrag, nach Pohlen zu gehen, und daselbst die uneinigen Herren zu vereinigen; vielmehr war es zu einem ganz andern Vorhaben bestimmt. Denn an der Pohlnischen Gränze fingen wieder im Reiche neue Unruhen an zu entstehen, welche in Zeiten beyzulegen, er sich vor allen Dingen befleißigte.

Achtzehntes Kapitel.

Die Lausitzer und die Sachsen werden mit einander uneinig. — Konrad sucht die Händel beyzulegen. — Kaum aber hat er sich zurück gezogen, so fangen die Lausitzer, welche auf ihre gerechte Sache trotzen, den Streit von neuem an, — wofür er sie nachdrücklich bestraft. — Der Herzog von Böheim fällt indessen in Pohlen ein, nimmt alles weg, was ihm ansteht; und muß dem Kaiser einen Theil wider seinen Willen davon geben; — er wird wegen seines Raubes in Rom verklagt, welches jedoch durch Vermittelung beygelegt wird. — In Pohlen stellt Konrad die Ruhe ebenfalls wieder her.

Es waren nämlich zwischen denen Sachsen und denen Lausitzern verschiedene Irrungen entstanden, die, wenn sie nicht in Zeiten beygelegt wurden, leicht für ganz Deutschland nachtheilig werden konnten; weil zu vermuthen stand, daß verschiedene der deutschen Fürsten sich auf die eine oder die andere Seite würden geschlagen haben, und dadurch am Ende unter sich selbst uneinig geworden seyn. Ueberdieß konnte der Streit auch für die Verbreitung der christlichen Religion sehr nachtheilige Folgen haben, welche aufrecht zu erhalten und immer weiter zu verbreiten, Konrad für seine erste und größte Pflicht hielt.

Schon vorhero hatte sich zwar das Christenthum in diesen Gegenden zu verbreiten angefangen; es war aber wieder allmählig ganz von den Heiden, welche noch immer die größte Anzahl der Lausitzer ausmachten, verdrängt worden. Die Verschiedenheit der Religion hatte auch größten Theils Ursache, zu denen jetzo beyzulegenden Streitigkeiten gegeben. Zu diesem Behuf hatte Konrad eigentlich das Kriegsheer, mit welchem er selbst nach der Pohlnischen Gränze vorgerückt, bestimmt; obgleich die Herzogin Rikza glaubte, daß es bloß wäre versammlet worden, sie an ihren

Unterthanen zu rächen, und ihrem Sohne sein Eigenthum wieder zu verschaffen.

Zwar hatte Konrad ein mächtiges Heer auf den Beinen, um die Unruhstifter zur Ruhe zu verweisen. Allein nach seiner gewöhnlichen Art suchte erst den Frieden in Güte zu erhalten, und nur dann wollte er erst zu denen Waffen greifen, und die Widerspennstigen bestrafen, wenn er sehen würde, daß seine guten Absichten verkannt, und sie keine Anstalten machen würden, sich nach seinem Willen zu bequemen. Um seine Absicht zu erreichen, ließ er das ganze Heer in einer gewissen Entfernung von seinen uneinigen Unterthanen halten; er selbst aber begab sich mit einer geringen Bedeckung zu ihnen. Vor allen Dingen bemühete er sich zu untersuchen, welche von den beiden Theilen den Frieden zuerst gebrochen, um nicht den Schuldigen mit den Unschuldigen zugleich zu bestrafen. Diese Untersuchung gehörte aber zu denen Arbeiten, die gar nicht zu beendigen sind; indem kein Theil Unrecht haben, sondern einer den Friedensbruch auf den andern schieben wollte. Indessen sahe Konrad doch wenigstens, daß er keine Gewalt würde brauchen müssen, um seine Unterthanen wieder zum Gehorsam zu bringen, weil sie sich nicht wider ihn empöret hatten, sondern nur unter einander uneinig geworden waren. Denn gleich bey seiner Ankunft kamen ihm sowohl die Lausitzer als auch die Sachsen entgegen, um ihm die Achtung zu bezeugen, die ihm als ihrem Oberherrn gehörte, und beide Theile waren einstimmig gesonnen, den ganzen Streit seiner Entscheidung zu überlassen.

Die Lausitzer waren die ersten, welche ihre Klagen bey dem Kaiser anbrachten, und ihn um seinen Beystand anflehten. Sie führten die bittersten Beschwerden über die Sachsen, daß diese den Frieden zuerst gebrochen, und sie schon seit langen Zeiten unaufhörlich beunruhigten. Um ihr Vorbringen zu beweisen, baten sie den Kaiser, daß er einen Zweykampf zwischen einem Lausitzer und einem Sachsen erlauben möchte, in welchem Gott sich selbst der gerechten

Sache annehmen, und dem unschuldigen Theil seinen Beystand nicht versagen würde. Die Sachsen nahmen diesen Vorschlag an, da sie kein anderes Beweismittel in Händen hatten, um das Vorgeben der Lausitzer zu widerlegen; ob sie gleich nicht ganz gerechte Sache haben mochten, wie Wippo selbst anführet. Indessen mochten sie wohl ihr größtes Vertrauen darauf setzen, daß Gott denen Christen in einem Streit mit Heiden gewiß beystehen würde, zumahl da nach den christlichen Grundsätzen sie auf alle Weise zu verfolgen erlaubt war. Beide Theile kamen also überein, daß der ganze Streit durch diesen Zweykampf sollte beendiget, und derjenige, dessen Fechter unterliegen würde, für den Friedenstöhrenden sollte gehalten, und als dieser von dem Kaiser bestrafet werden.

Der Kaiser hielt es ebenfalls für das beste und geschwindeste Mittel, dem ganzen Streit ein Ende zu machen; jedoch ging er dabey so vorsichtig als möglich zu Werke. Er wagte es nicht allein zu entscheiden, sondern bevor er ihnen die Erlaubniß zum Zweykampf gab, befragte er erst die Fürsten um ihre Meinung, ob sie ein anderes und besseres Auskunftsmittel wüßten. Allein sie waren insgesamt mit dem Kaiser einerley Meynung, und keiner von ihnen wußte die mindeste Einwendung dagegen zu machen. Nun nahm Konrad weiter keinen Anstand ihnen ihr Gesuch zu bewilligen, und versprach, selbst Augenzeuge von dem Ausgange des Kampfs zu seyn. Sobald die Abgeordneten diese Erlaubniß erhalten, kehrten sie mit der größten Geschwindigkeit zu den Ihrigen zurück, um die nöthigen Anstalten zu dem entscheidenden Kampfe zu machen. Es währete nicht lange, so hatte jeder Theil seinen Fechter, der bereit war, die Sache seiner Nation zu vertheidigen; und ehe es der Kaiser erwarten konnte, erhielt er schon Nachricht, daß alles in der zum Zweykampf gehörigen Bereitschaft sey.

An dem Tage, der zum Kampfe bestimmt war, rückten beide Heere völlig gerüstet aus, und stelleten sich in

Schlachtordnung gegen einander. Der Kaiser hielt mit seinem Gefolge zwischen ihnen in der Mitte; jedoch war ein geraumer Platz für die beiden Kämpfenden gelassen. Auf ein besonderes zu diesem Behuf gegebenes Zeichen, fingen die beiden Fechter den Kampf an. Sie fochten gegeneinander mit einer Wuth und Geschicklichkeit, die sich nicht beschreiben läßt; weil sich jeder besonders angelegen seyn ließ, seine Nation in den Augen des Kaisers zu rechtfertigen. Endlich, nachdem der Sieg lange unentschieden geblieben war, wurde der Sachse von dem Lausitzer überwunden und getödtet. Durch diesen Sieg wurden die Lausitzer über alle Begriffe stolz und übermüthig, weil sie nun dem Kaiser gezeigt, daß sie gerechte Sache hatten; die Sachsen hingegen waren desto mehr beschämt, und zugleich in Furcht, daß der Kaiser ihr Vergehen nachdrücklich ahnden würde. Das übelste aber bey der ganzen Sache war, daß die Lausitzer sich nun äußerst von denen Sachsen beleidigt glaubten, weil diese sie bey dem Kaiser als Friedensstöhrer anklagen wollen. Ihre Wuth war so groß, daß sie in dem Augenblick des erhaltenen Siegs über die Sachsen würden hergefallen seyn, um sich wegen der falschen Beschuldigung zu rächen, wenn die Gegenwart des Kaisers sie nicht in Schranken erhalten. Allein Konrad suchte durch sein Ansehn ihre Wuth zu mäßigen, welches ihm auch nicht schwer wurde, da sie ihn insgesamt wegen seiner Güte, mit der er sie behandelt, außerordentlich liebten und verehrten. Denen Sachsen hingegen verwieß er ihr Vergehen sehr ernstlich, ob er ihnen gleich alle Strafe vor diesesmal erließ; jedoch drohete er, es aufs schärfste zu ahnden, wenn sie sich je wieder würden einfallen lassen, den Frieden zu stöhren. Denen Lausitzern trauete er indessen doch nicht recht; er kannte sie zu genau, um nicht versichert zu seyn, daß sie, sobald er sich wieder entfernt, ihre Rache an denen Sachsen auszuüben suchen würden. Um dieses nun, so viel in seinen Kräften stand, zu verhindern, ließ er in Wirben eine große Festung anlegen, in welcher er eine starke Besatzung zurück ließ; überdieß mußten beide Theile ihm nochmals den Eid der

Treue schwören. Denen Sachsen aber trug er noch insbesondere auf, sich die Vertheidigung der Gränzen des deutschen Reichs gegen die Einfälle der Heiden recht angelegen seyn zu lassen.

Nun glaubte Konrad die Ruhe in Deutschland vollkommen wieder hergestellt zu haben, um wenigstens eine Zeitlang nichts von dieser Seite befürchten zu dürfen. Allein der gute Kaiser betrog sich sehr, indem er glaubte, hinlängliche Maasregeln getroffen zu haben, die Lausitzer im Zaum zu erhalten. Sie waren viel zu sehr gegen die Sachsen aufgebracht, um ruhig bleiben zu können; und selbst die Furcht vor dem Zorn des Kaisers, konnte ihre Rache nicht mäßigen. Zumahl da der Kaiser ihnen ihrer Meinung nach keine hinlängliche Genugthuung gegeben. Hiezu kam noch der Haß wegen der verschiedenen Religion, und die Furcht, daß sie vielleicht am Ende würden gezwungen werden, die christliche anzunehmen, wie schon bey verschiedenen Nationen geschehen, zu denen bewaffnete Mißionarien waren geschickt worden, die mit der Schärfe des Schwerts das Bekehrungswerk verrichtet. Noch ehe sie auseinander gingen, beschlossen sie deswegen blutige Rache an denen Sachsen zu nehmen, es möchte ihnen auch kosten, was es wollte.

1035. Der Kaiser war indessen wieder in Franken bey den Seinigen angekommen, und glaubte nichts weniger, als daß er sobald wieder aus ihrer Mitte sich würde entfernen müssen. Allein dessen ungeachtet sahe er sich wieder genöthiget, neue Zurüstungen zu einem Feldzuge zu machen. Denn kaum hatte er sich von denen ausgestandenen Beschwerlichkeiten erholet, als er auch schon wieder Nachricht von denen neuen Ausschweifungen der Lausitzer erhielt. Nun war aber auch sein Vorsatz fest gefaßt, sie nachdrücklich zu bestrafen, und nicht eher zu ruhen, bis er ihnen alle Lust, neue Händel anzufangen, völlig benommen.

Ehe Konrad fertig werden konnte, seinen neuen Zug gegen die Lausitzer anzutreten, hatten diese indessen nicht zum Besten in Sachsen gewirthschaftet. Denn kaum war der

Kaiser mit seinem Heere in einiger Entfernung von ihnen gewesen, daß ihm ihre Ausschweifungen nicht gleich zu Ohren kommen können, so hatten sie auch schon wieder neue Streifereyen nach Sachsen zu machen angefangen. Vor allen Dingen suchten sie sich der neuen Gränzfestung, welche Konrad hatte bauen lassen, durch List zu bemächtigen. Sie führten auch ihr Vorhaben glücklich aus, bemächtigten sich beynahe der ganzen nicht unbeträchtlichen Besazzung, welche sie ihrer Wuth aufopferten. Nachdem sie sich erst einmal dieses Platzes bemächtiget, stand ihnen das ganze Land offen, welches auf mancherley Art heimzusuchen sie nicht unterließen, da sie weiter keinen beträchtlichen Widerstand fanden. Ihr besonderes Augenmerk richteten sie aber auf Kirchen und Klöster; theils, weil sie daselbst gewiß waren, die meisten Reichthümer anzutreffen, theils weil sie als abgesagte Feinde des Christenthums ihre besondere Rache an ihnen nehmen wollten. Alles was nur einigermaaßen von Werth war, nahmen sie mit sich fort; die Bilder hingegen der Heiligen und die Crucifixe von Holz, welche sie zu nichts brauchen konnten, daß sie also ihre Raubsucht nicht reizten, mißhandelten sie auf eine schändliche Weise.

Man kann denken, was diese Nachrichten vor einen Eindruck auf Konraden machen mußten. Er beschleunigte die Zurüstung seines Heeres, so viel in seinen Kräften stand; und die unangenehme rauhe Witterung konnte ihn nicht abhalten, sich unverzüglich auf den Weg zu machen, so bald alles zur Abreise in Bereitschaft. Gern würde Konrad denen Lausitzern vielleicht vergeben haben, wenn sie nur an Land und Leuten ihre Rache ausgeübt, und sich der weltlichen Güter bemächtiget; allein den Frevel, den sie begangen, weder die Kirchen, noch die heiligen Gefäße zu verschonen, konnte er unmöglich ungeahndet lassen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, für einen Ketzer ausgeschrieen zu werden. Ueberdieß besaß er auch selbst hinlänglichen Religionseifer, um so ein Verbrechen nachdrücklich zu ahnden; nach den Gesinnungen der damali-

gen Zeiten das größeste war, das man begehen konnte, wenn man sich einfallen ließ, denen Kirchen und Klöstern etwas von ihrem Ueberfluß zu enziehen, und die schwelgenden Mönche in ihrer Gemüthsruhe zu stöhren. Deswegen beschloß Konrad, nicht eher zu ruhen, bis er die Lausitzer auf das nachdrücklichste dafür gezüchtiget, und ihnen durch die Gewalt der Waffen mehr Achtung für die christliche Religion beygebracht. Seine Hauptabsicht dabey war, denen Heiden zu zeigen, daß die Anhänger derselben ihr so ergeben wären, daß sie mit Vergnügen ihr Leben aufopferten, um diejenigen zu züchtigen, welche es gewagt, die ihr gebührende Achtung aus denen Augen zu setzen.

Ohne sich im mindesten unterwegs aufzuhalten, kam Konrad glücklich mit seinem Heere bis an das Ufer des Elbstroms. An diesem hatten die Lausitzer festen Fuß gefaßt, um ihm den Uebergang zu verwehren. Wie er also ankam, fand er sie mit den Waffen in der Hand in Bereitschaft, dem Kaiserlichen Heere das weitere Vordringen zu verbieten. Konrad war gewiß überzeugt, daß er in dem Kampfe den Sieg erhalten würde; allein die Entschlossenheit, welche die Lausitzer bey seiner Ankunft blicken ließen, sich in ein Gefechte einzulassen, zeigte ihm zugleich, daß von beiden Seiten viel Blut würde fließen müssen, ehe er einen entscheidenden Sieg erwarten dürfte. Um das Blutvergießen so viel möglich zu vermeiden, änderte er seinen erst gemachten Plan, gerade auf den Feind einzudringen. Er zog sich mit vieler Vorsicht zurück, und ging in einer andern Gegend, wo es der Feind gar nicht vermuthen konnte, über die Elbe, ohne daß ein Mensch zugegen war, der ihm den Uebergang zu verwehren fähig. Nun war seine Absicht dem Feind in den Rücken zu fallen, ehe die Lausitzer seine Ankunft auf dem gegenseitigen Ufer des Flusses vermuthen konnten, und auf diese Weise wo möglich, durch eine einzige entscheidende Schlacht dem ganzen Feldzuge ein Ende zu machen. Allein aller angewendeten Vorsicht ungeachtet war doch dem Feinde sein glücklicher Uebergang über den Fluß verrathen worden.

Dieser sahe die Unmöglichkeit vorhero ein, sich im freyen Felde gegen das große und tapfere Heer der Deutschen zu halten, ohne gänzlich geschlagen zu werden. Um sich nun nicht dieser Gefahr auszusetzen, warteten sie gar nicht den Angriff des Kaisers ab; vielmehr suchten sie in Zeiten ihr Heil in der Flucht, ehe sie der Kaiser erreichen konnte.

Konraden war es sehr unangenehm seinen Plan abermals abändern zu müssen, zumahl weil dadurch der Feldzug unendlich verlängert wurde. Indessen suchte er sich so gut, als möglich wegen seiner fehlgeschlagenen Hoffnung schadlos zu halten. An der Spitze seines Heers zog er in dem ganzen Lande, welches die Lausitzer bewohnten, umher und überall, wo er hinkam, verwüstete er alles, daß ihr ganzes Land in eine wahre Wüsteney verwandelt wurde. Alles was fortzubringen war wurde mitgenommen, und was sich nicht fortbringen ließ, mit Feuer und Schwert vernichtet. Ueberdieß machte er noch bey diesen Streifereyen eine sehr beträchtliche Menge Gefangene, indem er alle, die nicht mit im Felde waren, in seine Gewalt bekam.

Hätten die Lausitzer weiter nichts verbrochen, als daß sie in Sachsen eingefallen, und das Land verwüstet, so würde sich Konrad mit diesem Wiedervergeltungsrechte vollkommen begnüget haben. Allein ihr Versehen, daß die Heiden es gewagt, christliche Kirchen zu entweihen, und die ehrwürdigsten Sachen zu mißhandeln und ihren Spott damit zu treiben, verlangte in jenen Zeiten, wo möglich, noch mehr, als blutige Rache. Hier kann man sehen, was Religionseifer bewirkt, und wie er die Menschen ganz zu verändern fähig ist. Der sonst stets sanftmüthige Konrad, der sich so viel Mühe gab, Menschenblut nicht ohne Noth zu vergießen, wurde aus bloßer Religionswuth ein blutgieriger Tyrann. Er ließ die armen Gefangenen, die er in seine Gewalt bekommen hinrichten, und trieb seine Grausamkeit sogar so weit, die armen Unglücklichen auf die nämliche Art mißhandeln zu lassen, wie ihre Mitbürger, die leblosen Bilder einiger Heiligen gemißhandelt hatten.

Durch diese unnatürliche Grausamkeit glaubte er dem Himmel ein sehr wohlgefälliges Opfer zu bringen, und ihn wegen den von den Heiden ausgeübten Frevel zu versönen. Nachdem er alles verwüstet und hingerichtet, was zu verwüsten und hinzurichten war, ließ er überall bekannt machen, daß er noch alle Glieder der ganzen Nation, welche seiner Rache entronnen, so lange als Feinde des deutschen Reichs behandeln und verfolgen würde, bis sie versprächen, den Tribut, den sie bisher bezahlet, doppelt zu geben. Die armen Lausitzer waren zu ohnmächtig, sich fernerhin dem Kaiser widersetzen zu können. Sie mußten sich deswegen alles gefallen lassen, was Konrad von ihnen verlangte, und den doppelten Tribut bezahlen, um nur ihr Leben zu retten.

Hierauf kehrte Konrad wieder nach Deutschland zurück, weil er gewiß war, daß die Lausitzer nie wieder etwas gegen ihn zu unternehmen fähig seyn würden. Er war stolz auf seinen erlangten Sieg, und fühlte nicht, daß eben dieser seinem sonst edeln Charakter bey der Nachwelt einen Schandflecken anhängen würde, den alle seine guten Handlungen nicht wegzuwischen fähig; und der mit gar nichts, als mit zu überspanntem Religionseifer, welchen die Pfaffen bey allen großen Herrn besonders zu rühren suchten, um ihren Einfluß zu erhalten, zu entschuldigen ist.

Während der Zeit Konrad nun vorgegeben hatte nach Pohlen einzurücken, um die Rechte der vertriebenen Herzogin zu unterstützen, welches ihm doch vor der Hand nicht möglich gewesen, da die Unruhen der Lausitzer ihn viel näher angingen, war der Herzog von Böhmen wirklich in Pohlen eingefallen. Dieser ließ keine Gelegenheit ungenützt vorbeystreichen, wo etwas für ihn zu erobern war; weswegen er auch von denen noch immer obwaltenden Unruhen so viel Vortheil als möglich zu ziehen suchte. Sein speculativer Kopf, den er von seinem Vater geerbt hatte, ließ ihn nie ruhen, wo er etwas verdienen zu können glaubte, obgleich seinem landesverwiesenen Vater die zu häufigen Speculationen am Ende sehr übel bekommen waren, wie

wir weiter oben gesehen. Allein dieses war nicht fähig ihn abzuhalten, von der günstigen Gelegenheit, die sich ihm gegenwärtig darbot, Gebrauch zu machen.

Die Pohlen waren zu sehr mit sich selbst beschäfftiget, um auf die Bewegungen ihrer Nachbarn Achtung geben zu können; denn ein jeder suchte nur für sich zu arbeiten, ohne im mindesten auf das Wohl des Staats Rücksicht zu nehmen. Die Gränzen waren ohne alle Bedeckung, weil die Vornehmsten des Reichs sich in das Innere desselben begeben, und ein jeder seine Anhänger mit sich genommen, um im Fall der Noth seine Ansprüche auf den Thron mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Im Fall aber aber auch noch einige Bedeckung vorhanden gewesen wäre, so würde dieses wenig geholfen haben, weil es ihr an Anführern gefehlet, welche großmüthig genug gedacht hätten, ihren eigenen Vortheil aus den Augen zu lassen, und nur das Beste des Staats zu besorgen. Aus diesen Ursachen geschahe es also, daß sich der Herzog von Böhmen verschiedener der festesten Plätze an der Gränze bemächtigte, ehe noch die Pohlen Nachricht erhielten, daß ein auswärtiger Feind im Lande sey. Wo er hinkam, beobachtete er die grausame Vorsicht, die Einwohner gröβten Theils wenn sie sich auch schon ergeben, niederhauen zu lassen, die übrigen aber sehr genau zu bewachen, damit kein einziger von den eroberten Festungen entkommen konnte. Seine Absicht dabey war, daß das Gerüchte seines Anzugs sich nicht verbreiten, und die Pohlen aufmerksam auf ihn machen sollte. Denn er befürchtete die Nachricht, daß sie von einem auswärtigen Feinde bedrohet würden, möchte sie wenigstens auf eine Zeitlang innerlich vereinigen, und sie vermögen, sich mit gemeinschaftlichen Kräften seinen fernern Eroberungen zu widersetzen. Allein, da er seine gröβte Sorgfalt verwendete, alle Pohlen, welche ihn in ihrem Vaterlande wuβten, in seiner Gewalt zu behalten, konnte er ganz ruhig seine Eroberungen fortsetzen, ohne sonderlichen Widerstand befürchten zu dürfen.

Auf diese Art gelang es bis in das Innere des Herzogthums vorzudringen, ehe man noch muthmaßen konnte, daß ein auswärtiger Feind im Lande. Ohne große Mühe bemächtigte er sich der Städte, Breßlau, Posen, Vladislaw und Quasen; welche letztere damals die Hauptstadt in Pohlen war, und auf welche er sein besonderes Augenmerk gerichtet. In allen diesen Städten machte er sehr ansehnliche Beute, besonders suchte er aber die Kirchen der letzten Stadt heim, woselbst er einen äußerst beträchtlichen Schatz an kostbaren Reliquienbehältnissen, Crucifixen und dergleichen fand. Vor allen Dingen aber suchte er sich auf Anrathen des Bischofs von Prag des Körpers des heiligen Ambrosius zu bemächtigen, welcher sich daselbst befand, und dessen Besitz für ein sehr großes Glück gehalten wurde *).

Die Pohlen waren über diesen unerwarteten Besuch, welcher nicht abzuweisen war, äußerst verwundert, und konnten gar nicht begreifen, wie er so weit vordringen können, ohne daß sie etwas davon erfahren, bis er sich ihnen persönlich gezeigt. Hätte er sich noch länger in Pohlen aufgehalten, so war kein Zweifel, daß die Pohlen ihre gemeinschaftlichen Kräfte würden aufgeboten haben, diesen ganz ungebetenen Gast wieder los zu werden, und ihm das erbeutete wieder abzujagen. Allein dieses wollte Brzetislaus nicht abwarten; er hatte seinen Entzweck, der bloß dahin gerichtet war, Beute zu machen, erreichet, daß ihn also nichts weiter übrig blieb, als sich wieder nach Hause zu begeben. Auch kam er glücklich und ohne das mindeste Hinderniß mit seinen eroberten Schätzen wieder in seinem Herzogthume an.

Um sich als Oberherr von Böhmen zu zeigen, verlangte Konrad, daß ihm der Herzog von Böhmen verschiedenes von der gemachten Beute abtreten sollte. Allein der

*) Wer mehr darüber zu lesen begierig ist, den verweise ich auf Balbini Epitome rerum Boemicarum lib. III. cap. II. sq; wo dieses ausführlicher zu finden.

Herzog von Böhmen fand nicht für gut, diesem Befehle nachzukommen, weil es ihm zu schwer ankam, etwas von demjenigen, was er sich im Schweis seines Angesichts erworben, einem andern abzutreten. Dieser neue Beweis von Ungehorsam verdroß den Kaiser über alle Beschreibung, da es vielleicht nicht einmal sein Ernst gewesen, etwas von den eroberten Sachen anzunehmen, sondern nur die Absicht gehabt hatte, zu sehen, ob sich der Herzog willig beweisen würde, seinen Befehlen nachzukommen. Da er aber sahe, daß man sich weigerte ihm zu gehorchen, so faßte er augenblicklich den Entschluß dem Herzog von Böhmen den Krieg anzukündigen, um ihn für seinen Ungehorsam nachdrücklich zu bestrafen. Diese Kriegserklärung machte auf den Herzog einen heftigen Eindruck. Er hatte schon zu oft erfahren, wie wenig er mit seinen Waffen gegen den Kaiser auszurichten vermochte, indem er allezeit, wenn er gegen ihn zu Felde gezogen, geschlagen worden. Diesem Uebel wollte er sich nicht abermals aussetzen, weil er befürchtete, es möchte ihm diesesmahl noch übler gehen, als bisher, wenn er den Zorn Konrads zu sehr reizte. Er suchte deswegen lieber den Kaiser auf eine andere Art zu besänftigen. Er schickte Abgeordete an ihn, welche den Kaiser von der unverbrüchlichen Treue ihres Herrn, und von der Unterwürfigkeit der Böhmen versichern sollten; jedoch erwähnten sie nichts von der Befolgung seines letzten Befehls. Mit dieser Erklärung war aber der Kaiser nichts weniger als zufrieden, weil er stets ganz unbedingten Gehorsam gegen alle seine Befehle verlangte. Er würdigte die Abgesandten keiner Antwort, sondern entließ sie mit dem lebhaftesten Zeichen seines Unwillen. Hierauf ließ er unverzüglich seine Kriegsvölker, welche fast beständig zu einem Feldzuge in Bereitschaft waren, gegen die Böhmische Gränze vorrücken.

Nun sahe der Herzog ein, daß es dem Kaiser Ernst war, ihn nachdrücklich zu bestrafen, und es fing ihn an nicht wenig bange zu werden. Sein Kriegsglück nochmals gegen den Kaiser zu versuchen, hielt er für Thorheit, da

seine Vorfahren schon zu oft erfahren, wie wenig sie auszurichten fähig; es blieb ihm also nichts weiter übrig, als sich in Person zu dem Kaiser zu begeben, und um Frieden zu bitten. Er erkannte ihn in allen Stücken für seinen Oberherrn an, und gelobte ewigen Gehorsam in allem, was der Kaiser nur von ihm verlangen würde. Durch diese Erklärung wurde Konrad vollkommen zufrieden gestellet, daß er auch nicht einmal mehr das ersten Verlangens gedachte, worüber eigentlich der ganze Streit entstanden. Er bewilligte dem Herzog von Böhmen den gebetenen Frieden, und zog sich mit seinem Heere wieder zurück.

Allein indessen zog sich über das Haupt des Herzogs ein neues und fast noch fürchterliches Ungewitter zusammen, welches ihn gänzlich zu vernichten drohete. Der Erzbischof von Gnesen hatte Abgeordnete nach Rom geschickt, um sich über den verübten Kirchenraub des Herzogs von Böhmen zu beschwehren, und um Vergütung desselben zu bitten. Der Papst konnte gegen die Billigkeit dieser Forderung nichts einwenden, vielmehr war er mit denen sämtlichen Kardinälen einverstanden, den Herzog von Böhmen nebst seinen Bischof Severus von Prag so lange in Bann zu thun, bis der geschehene Raub ersetzet, und der Hauptkirche von Gnesen ihr Eigenthum wieder gegeben worden. Indessen dachte Benedict IX. doch billig genug, kein Endurtheil zu fällen, bevor er nicht den Beklagten gehört. Um also die Sache gehörig untersuchen zu können, ließ er den Herzog von Böhmen nach Rom berufen, um sich vor dem Stuhl Petri wegen dem beschuldigten Verbrechen zu rechtfertigen.

Der Herzog von Böhmen sowohl, als auch der Bischof von Prag kamen dem päpstlichen Befehl unverzüglich nach; zwar erschienen sie nicht selbst, jedoch hatten sie Abgeordnete nach Rom geschickt, welchen sie unumschränkte Vollmacht gegeben, ihre Vertheidigung auf eine selbst beliebige Art zu übernehmen. Sie wendeten bey dem Papste vor: ihr Herr habe den Raub nur aus übergroßer Frömmigkeit begangen, weil ihm kein Weg zu gefährlich ge-

schienen, zum Besitz der kostbaren Reliquien, welche sich in Gnesen befunden, zu gelangen. Dieß würde ihn nun wohl der heilige Vater auf keine Weise zu einem Verbrechen anrechnen können, weil er bloß seinen Eifer für die heiligen Sachen bewiesen, und er überdieß sich derselben auf eine nach den Gesetzen des Kriegs erlaubte Art bemächtiget. Zugleich versicherten sie, daß ihr Herr bereit sey, alles eroberte wieder zu ersetzen, so bald es seine Heiligkeit ausdrücklich verlangen würden. Indessen wußten es doch die abgeordneten Böhmen, durch sehr ansehnliche Geschenke, welche der Herzog unter die Kardinäle austheilen ließ, von welchen der heilige Vater wohl auch seinen guten Theil erhalten haben mochte, zu vermitteln, daß die ganze Klage, und auch das Versprechen die gemachte Beute wieder auszuliefern, in Vergessenheit kam.

Die armen Pohlen hatten also von der Gesandtschaft, welche sie nach Rom geschickt, keinen andern Nutzen, als daß sie sich einen beträchtlichen Geldaufwand mehr gemacht, weil sie wahrscheinlicher Weise nicht den rechten Weg eingeschlagen, die geistlichen Richter von der Gerechtigkeit ihrer Klage zu überführen. Verdrießlich kehrten sie in ihre Heimath wieder zurück, wo sie noch alles in der größten Unordnung fanden. Nun fingen sie aber doch nach und nach an einzusehen, daß der völlige Untergang ihres sonst blühenden Reichs unvermeidlich wäre, wenn sie nicht auf schnelle Rettungsmittel dächten. Ueberdieß waren sie der Unruhen, welche schon so lange dauerten, äußerst überdrüßig, daß sie nun im Ernst zu wünschen anfingen, wieder ein Oberhaupt zu bekommen, welches hinlängliche Kräfte besäße, das Reich in seinen ehemaligen blühenden Zustand zu versetzen. Um dieses zu bewerkstelligen, und allem ferneren Neid der verschiedenen Partheyen vorzubeugen, beschlossen sie einstimmig, den jungen Kasimir als den einzigen rechtmäßigen Thronerben seines verstorbenen Vaters, zurück zu rufen, und ihm die Regierung des Reichs zu übertragen. Denn einen aus ihren Mitteln zu wählen, konnten sie sich nicht entschließen, weil keiner von den Großen dem andern

seine Rechte, die ein jeder zu haben glaubte, den Thron besteigen zu dürfen, abtreten wollte.

Nachdem die Pohlen endlich diesen Entschluß gefaßt, schickten sie eine Gesandtschaft an den Kaiser Konrad, und an ihre verwittwete Herzogin Rikka, die sich noch in Deutschland aufhielt, um von ihrem neugewählten Herzog Nachricht einzuziehen. Hier erfuhren sie, ihr erwählter Herzog habe sich nach Burgund gewendet, allwo er in der Abtey sich aufhalte, daselbst den geistlichen Stand gewählet, und ein Mönch geworden. Diese Nachricht war nun wohl nicht ganz den Wünschen der Gesandten angemessen; indessen waren sie doch froh zuverläßige Kundschaft von dem Aufenthalte ihres künftigen Oberherrn erhalten zu haben. Sie verweilten keinen Augenblick länger an dem Kaiserlichen Hofe, sondern vielmehr eilten sie so sehr sie konnten, nach der ihnen bezeichneten Abtey; wo sie ihren erwählten Herzog unter den Namen Bruder Karl in geistlicher Kleidung fanden.

Die Abgeordneten naheten sich ihrem gewählten Oberhaupte mit der größten Ehrerbietung. Sie hinterbrachten ihm den Entschluß seiner neuen Unterthanen, und unterließen nicht, ihm die traurige Lage, in welcher sie ihr Vaterland verlassen, zu schildern. Zugleich fleheten sie auf das innigste im Namen des Adels und der ganzen Nation, daß er die Regierung annehmen, und das Reich von seinem Untergange retten möchte.

Kasimir hatte schon das Ordensgelübde abgelegt, folglich stand es nicht mehr in seinen Kräften, ihre Bitte eigenmächtig zu erfüllen; indem er den Orden auf keine Weise ohne Einwilligung seines Abts verlassen konnte. Indessen wünschte er doch seinem bedrängten Vaterlande zu helfen, ob ihm gleich der geistliche Stand ziemlich zu behagen schien. Aus dieser Ursache schickte er die Abgeordneten zu dem Abte des Klosters, welches damals der heilige Odilo war. Mancher Abt würde eine so günstige Gelegenheit seinem Kloster verschiedene wichtige Vortheile zu verschaffen, welche die Pohlen ihm zu bewilligen gewiß keinen Anstand

genommen, mit beiden Händen ergriffen, und den neuen Ordensbruder mit Vergnügen wieder aus dem Kloster entlassen haben. Allein der heilige Odilo war wirklich zu fromm, solche eigennützige Absichten zu hegen. Er versicherte denen Abgeordneten, ohne Einwilligung des Papstes wäre es ihn unmöglich ihre Bitte zu erfüllen, einen Mönch, der schon einmal sein Gelübde abgelegt, wieder zu entlassen, weshalb er ihnen den Rath gab, sich undankbar an den heiligen Vater zu wenden.

Denen Abgeordneten Pohlens war sehr viel daran gelegen ihr Geschäffte glücklich zu beendigen, weswegen ihnen nichts weiter übrig blieb, als dem Rath des heiligen Odilo zu befolgen, und sich persönlich an den Statthalter Christi zu werden. Sie mußten unverzüglich nach Rom, wo sie den Papst Benedict die traurige Lage ihres armen Vaterlands schilderten. Sie stellten ihm die Nothwendigkeit vor, Kasimir'n zum Regenten zu haben, weil sie sonst kein Mittel wüßten, denen täglich sich mehrenden Unruhen Einhalt zu thun. Vorzüglich waren sie schlau genug, den gänzlichen Verfall der Religion, welcher natürlicher Weise bey den unaufhörlichen Unordnungen erfolgen müßten, als eine Hauptursache anzugeben, warum sie die Ordnung wieder hergestellt zu haben wünschten. Ueberdieß hatten sie die Vorsicht gebraucht, ihr Ansuchen durch ansehnliche Geschenke zu unterstützen. Diese wichtigen Gründe zusammen genommen, machten auf den heiligen Vater den gewünschten Eindruck, daß er ihnen ihre Bitte bewilligte. Er entledigte Kasimir'n seines Gelübdes, und gab ihm sogar die Erlaubniß, sich zu vermählen. Jedoch machte er sich noch die Bedingung dabey, daß der Pohlnische Adel jährlich eine gewisse Abgabe an den heiligen Stuhl entrichten sollte. Die Gesandten waren froh, so glücklich gewesen zu seyn, die Erfüllung ihrer Bitte zu erlangen; sie bewilligten dem Papst mit dem größten Vergnügen alles, was er verlangte, und würden sich noch weit härtern Bedingungen unterworfen haben, wenn sie auf keine andere Art zu ihrem

Zweck gereichen können. Voller Freuden kehrten sie zu Kasimir'n zurück, um ihm den glücklichen Ausgang ihrer Reise zu melden. Dieser war ebenfalls willig die Wünsche seiner neuen Unterthanen erfüllen zu können. Er setzte sich sogleich in Bereitschaft, mit den Abgeordneten die Rückreise nach Pohlen anzutreten, und von seinem neuen Reiche Besitz zu nehmen.

Kasimir nahm seinen Weg über Sachsen, um seine Mutter, welche ihren Wohnsitz in Saalfeld aufgeschlagen zu besuchen. Sie empfing ihn mit der größten Freude, ob sie gleich dadurch, daß er die Regierung des Herzogthums übernommen, sehr gemäßigt wurde. Denn ihr ehemaliger Wunsch, Theil an der Regierung von Pohlen nehmen zu können, war gänzlich in ihr erloschen, nachdem sie die Gefahren kennen gelernet, welche mit dieser Ehre verbunden. Zwar suchte Kasimir sie zu vermögen, ihn zu begleiten, allein dieses war eine vergebliche Mühe, weil sie die Vorzüge eines ruhigen Lebens kennen gelernt. Vielmehr suchte sie ihren Sohn auf alle mögliche Weise zu bereden, die Annahme der Regierung noch von sich abzulehnen, indem sie ihm alle die Gefahren auf das lebhafteste schilderte, denen er sich muthwillig bloß stellte, wenn er sich unter die unruhigen Pohlen wagte, die ihm schon als Kind nach dem Leben getrachtet; ja sogar machte sie es ihm zu einer Gewissenssache, daß er, nachdem er sich schon gänzlich der Kirche gewidmet, dieselbe wieder verlassen und sich in weltliche Händel mischen wollte. Allein, alle diese Gründe machten keinen Eindruck auf Kasimir'n, weil ihm das Wohl seines Vaterlandes viel zu sehr am Herzen lag, als daß es möglich gewesen wäre, ihn von der Annahme der Regierung abzuhalten, und wenn er auch seinen Tod augenscheinlich voraussehen können. Nachdem er endlich sahe, daß er seine Mutter auf keine Art bewegen konnte, ihm zu folgen, nahm er zärtlich von ihr Abschied, und ging allein in sein wieder erlangtes Herzogthum. Sobald er die Gränzen seiner Staaten betreten, würde er mit lautem Jubel

empfangen, von allen Ständen von ganzem Herzen gehuldiget, und als unumschränkter Regent allgemein anerkannt.

Neunzehntes Kapitel.

Neue Unruhen in Italien. — Konrad der Jüngere erhält das Herzogthum Kärnthen von dem Kaiser. — König Heinrich wird mit der Tochter des Königs von England vermählet. — Blutige Auftritte in Italien.

Dem Kaiser Konrad war diese Veränderung in Pohlen über alle Beschreibung willkommen, weil er nun gewiß versichert seyn konnte, von dieser Seite an den Gränzen des Reichs seine ganze Lebenszeit hindurch Ruhe zu erhalten. Denn, daß er von Kasimir'n nichts zu befürchten hatte, wußte er gewiß, weil dieser im Anfange viel zu sehr beschäfftiget war, die neuen Unruhen in seinem Reiche zu stillen, und die eingerissenen Mißbräuche wieder abzuschaffen, um sich um Dinge, welche außerhalb seinem Herzogthume vorgingen, bekümmern zu können; er mußte seine ganze Aufmerksamkeit auf das Innere seines Reichs verwenden, um an allen Orten Frieden und Ordnung zu erhalten. Ueberdieß hatte Konrad den jüngern Kasimir zu genau kennen gelernt, um nicht versichert zu seyn, seine Dankbarkeit würde ihm nie zulassen, etwas gegen Deutschland zu unternehmen, sondern er würde vielmehr im Fall der Noth demselben auf alle mögliche Art seinen Beystand leisten, und niemals von einer günstigen Gelegenheit, die sich ihm vielleicht in der Folge darbieten konnte, einen Vortheil über dasselbe zu erlangen, Gebrauch machen. Denn er war dem Kaiser, der ihm so lange, als er vertrieben gewesen, seinen Schutz angedeihen lassen, zu viel Verbindlichkeit schuldig, um je, ohne die größte Undankbarkeit zu begehen, etwas wider ihn unternehmen zu können.

In der gegenwärtigen Lage der Sachen war es dem Kaiser außerordentlich angenehm mit dem Herzog von Poh-

len in so gutem Verhältnisse zu stehen. Denn in Italien fing es an beynahe eben so unruhig zu werden, als es noch vor kurzem in Pohlen gewesen. Der bessere Theil der Italiener wünschte die Gegenwart des Kaisers, damit die Ruhe bald wieder hergestellt werden möchte, weil sonst das Lombartische Reich von einem gänzlichen Umsturz bedrohet wurde. Wäre Konrad nun nicht von der Pohlnischen Seite gedeckt gewesen, so würde es ihm unendliche Sorge gemacht haben, wenn er das deutsche Reich verlassen müssen, da die Pohlen immer von jedem Feldzuge des Kaisers Nutzen zu ziehen gesucht hatten, und meistens allezeit in Deutschland eingefallen waren, so oft der Kaiser sein Kriegsheer von den dasigen Gränzen entfernen müssen.

Doch ohne uns weiter bey andern Gegenständen aufzuhalten, wollen wir gleich zu der Empörung, welche indessen im Lombartischen Reiche erwachte, übergehen.

Es entstand nämlich eine Verschwörung in Italien, die weit ausgebreiteter und gefährlicher war, als alle, welche die unruhigen Köpfe der Italiener bis zu diesen Zeiten angezettelt *). Sie hatten sich zwar nicht gegen den Kaiser unmittelbar empöret, vielmehr suchten beide streitende Theile seinen Beystand; allein dessen ungeachtet mußte der Kaiser auf Mittel denken, dem Uebel bald wieder abzuhelfen, wenn er den Untergang des ganzen Reichs verhüten wollte. Denn wenn sie länger unter einander uneinig blieben, so stand sehr zu befürchten, daß sie einander gänzlich aufreiben würden. Alle Stände waren mit sich uneins, und alle setzten die gegenseitigen Verbindlichkeiten aus den Augen, die Miethsoldaten kündigten ihren Obern den Gehorsam auf, und handelten ganz nach eigner Willkühr; die niedern Klassen des Volks empörten sich gegen die Höhern im Staate;

*) Wegen diesem Aufstande im Lombartischen Reiche sind die Italienischen Geschichtschreiber sehr uneinig; einige setzen sie auf das Jahr 1033, andere hingegen auf das Jahr 1041; indessen sind doch die meisten einverstanden, daß sie 1035. erfolget.

mit einem Worte, alles war gegen einander und in der größten Unordnung; alle Geschäffte kamen in Stocken, weil ein jeder sich verweigerte, seine Obliegenheiten zu erfüllen. Die Lehnsleute verweigerten sich ihre Lehnsherrn anzuerkennen, indem sie ihrem Vorgeben nach zu sehr bedrückt, und mehr von ihnen verlangt würde, als sie zu thun schuldig wären. Wagten ja einige einen Versuch, die Ordnung wieder herzustellen, so wurde von der andern Seite zu den Waffen gegriffen, daß man überall nichts als bürgerliche Kriege sahe, welche einen gänzlichen Untergang des Reichs befürchten ließen.

Woher dieser Aufstand eigentlich entstanden, läßt sich nicht genau bestimmen, weil die ältern Italienischen Geschichtschreiber über diesen Punkt nicht ganz einverstanden sind. Indessen behaupten doch die mehresten, daß der Bischof Heribert von Mayland den meisten Anlaß zu allen diesen Unordnungen gegeben habe. Zwar kennen wir denselben bisher nur von einer sehr guten Seite, weil er es gewesen, der sich bey dem Antritt der Regierung unsers Konrads die meiste Mühe gegeben, die Ruhe und Einigkeit zu erhalten; auch besaß er übrigens noch sehr viele gute Eigenschaften, weswegen er allgemein geachtet wurde. Allein sie wurden gröstten Theils durch seinen unersättlichen Stolz verdunkelt; dieser war seine Hauptleidenschaft, und um ihn zu befriedigen, erhielt er oft das Ansehn eines Tyrannen, zumal da Herrschsucht und Habsucht sich mit demselben vereinigten. Er verlangte nichts weniger, als daß alles nur allein nach seinem Willen gehen sollte; und kein Gesetz war fähig seiner Herrschsucht Einhalt zu thun.

Im Anfange der Regierung Konrads war alles seinem Wünschen gemäß gegangen, weil er ihm aus Dankbarkeit einen grosten Theil seiner Macht in Italien übertragen, wodurch sein Stolz nicht wenig geschmeichelt wurde, seine Leidenschaft aber auch zugleich neue Nahrung erhielt. Daraus entstanden die üblen Folgen, daß er am Ende alles mögliche nach seiner eignen Willkühr, und seinem Privatvortheil gemäß anordnen wollte, ohne auf irgend jemand

Rücksicht zu nehmen. Natürlich mußten dabey mancherley Unterdrückungen vorfallen; so, daß am Ende ziemlich laut über die Ungerechtigkeiten, welche er sich zu Schulden kommen ließ, geklagt wurde. Indessen brauchte er doch die Vorsicht, daß er die niedern Klassen des Volks sehr schonte, um im Fall der Noth einen beträchtlichen Anhang zu haben; gegen die höhern hingegen brauchte er gar keine Mäßigung, vielmehr drückte er sie, wo er wußte und konnte.

Die Vornehmen wurden am Ende des unaufhörlichen Druckes überdrüßig, und fingen an sich darüber zu beschweren; allein Heribert, der sich auf seinen Anhang verließ, achtete ihre Klagen nicht; vielmehr räumte er dem Volke noch verschiedene Vortheile zum Nachtheil der Großen ein. Da sie endlich sahen, daß alle ihre Klagen und Beschwerden nicht allein ohne den mindesten Erfolg für sie waren, sondern vielmehr ihnen noch mehr Lasten aufgelegt wurden; so faßten sie endlich den Entschluß, das ihnen unerträgliche Joch mit Gewalt abzuwerfen. Die ganzen Lehnleute des Bischofs machten eine förmliche Verschwörung wieder ihn, und verweigerten sich insgesamt ihn fernerhin für ihren Lehnherrn anzuerkennen, und die schuldigen Dienste zu leisten. Diesen Entschluß hatte ihnen der Bischof nicht zugetrauet, und nun sahe er wohl, daß er zu weit gegangen, und sie zu sehr gereizt, indem er seine Macht zu sehr ausgebreitet. Allein er kam zu spät zur Erkänntniß, den der Geist der Empörung hatte schon zu tief Wurzel geschlagen, und die Gemüther der Großen waren zusehr zur Rache angefeuert worden. Indessen versuchte er es doch noch, die Empörer in Güte zum Gehorsam zurück zu bringen; indem er ihnen die schönsten Versprechungen machte. Allein sie kannten ihn zu gut, um nicht überzeugt zu seyn, daß dieses bloß leere Worte, und daß er gewiß bey erster Gelegenheit sie doppelt drücken würde, wenn sie sich diesesmal nachgiebig zeigten; sie beharreten deswegen auf ihren Vorsatz, sich von ihm gänzlich unabhängig zu machen. Mit ihnen verban-

den sich überdieß noch die Einwohner von Lodi, welche ihm noch gar nicht vergeben konnten, daß er ihnen einen Bischof wider ihren Willen aufgedrungen.

Weil nun Heribert sahe, daß alle Mittel, die Empörer in Güte zu besänftigen fruchtlos waren, bot er alle seine Anhänger, deren er unter dem Pöbel keine geringe Anzahl hatte, auf, ihm beyzustehen, die Ruhe mit den Waffen in der Hand wieder herzustellen. Allein auch dieser Versuch schlug fehl; denn er besiegte zwar durch den tapfern Beystand seiner Anhänger die Empörer in der Stadt Mayland, aber er brachte sie dadurch nicht zu ihrem vorigen Gehorsam zurück; weil sie sich unter einander verschworen, lieber zu sterben, als den Erzbischof fernerhin für ihren Oberherrn anzuerkennen. Die in die Flucht geschlagenen und aus der Stadt vertriebenen Unterdrückten, sahen sich aber dem ungeachtet genöthiget, eine Zeitlang ganz ruhig zu verbleiben, weil es ihnen vor der Hand an Kräften fehlete, fernerhin etwas gegen den Erzbischof zu unternehmen. Allein diese Ruhe, welche allgemein zu herrschen schien, glich vollkommen einer großen Windstille, nach welcher allemal ein gefährlicher Sturm zu erwarten. Dieses war auch hier der Fall, weil alle Verschworne nur allein darauf dachten, sich auf eine recht empfindliche Art zu rächen. Sie stellten sich ganz ruhig, und schienen außerhalb dem Mayländischen Gebiete sich einen Aufenthalt suchen zu wollen. Unter diesem Vorwande durchstreiften sie ganz Italien, obgleich ihre Absicht bey diesen Reisen nichts geringers war, als den Geist der Empörung aller Orten zu verbreiten. Wer den damaligen Geist der Italienischen Nation kennt, wird leicht einsehen, daß dieses Geschäffte eben nicht schwer war, da sie von Natur sehr geneigt waren, sich in dergleichen Händel zu mischen. Bald sahe man überall, wo man nur die Augen hinwendete, neue Verschwörungen entstehen, und fast in ganz Italien wurden alle Stände miteinander uneinig.

Die Cremoneser folgten dem Beyspiele der Mayländer, und bey ihnen kam der Aufruhr zuerst zum Aus-

bruch. Sie waren ebenfalls von dem Bischof Landolf nicht wenig gedrückt worden, nur hatte er es nicht mit so vieler Vorsicht gethan als Heribert, indem er sich keinen so starken Anhang zu verschaffen gewußt. Auch waren sie gleich im Anfang der Empörung glücklicher als die Mayländer. Denn noch ehe er muthmaaßen konnte, was seine Unterthanen gegen ihn im Schilde führten, bemächtigten sie sich seines Palastes, welcher eine nicht unbeträchtliche Festung war, die ihnen nicht wenig Mühe zu erobern hätte kosten sollen, wenn der Bischof Zeit gehabt, Anstalten zur Vertheidigung zu machen. Diesen erhaltenen Vortheil suchten sie auch bestens zu benutzen, indem sie die ganze Festung schleiften; den Bischof aus der Stadt jagten, die Domherren, welche sie daselbst antrafen, auf eine erbärmliche Art mißhandelten.

Binnen kurzer Zeit nahmen die Unruhen an allen Orten dergestalt überhand, daß der Untergang des ganzen Lombartischen Reichs zu befürchten war. Die wenigen gut gesinnten Italiener, denen das Wohl ihres Vaterlandes würklich am Herzen lag, wünschten deswegen die Ankunft des Kaisers auf das sehnlichste; weil sie ihn für allein fähig hielten, den gänzlichen Ruin des Staats zu verhindern. Allein der Kaiser konnte ihr Verlangen nicht so geschwind erfüllen, als sie wünschten; denn ehe er daran denken konnte, die Italienischen Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen, und Deutschland mit seinen Heere zu verlassen, mußte er vor allen Dingen besorgt seyn, solche Maasregeln zu treffen, daß während seiner Abwesenheit nicht etwan die Ruhe in Deutschland gestöhret würde. Hiernächst war es auch nicht möglich, gleich einen so weiten Feldzug zu unternehmen, ohne sich vorhero in gehörige Bereitschaft zu setzen.

Unter diesen Beschäfftigungen verstrich der noch übrige Theil des Jahres, ohne daß es Konraden möglich war, etwas zum Besten der Italiener zu unternehmen. Die Italiener waren mit dieser Verzögerung äußerst unzufrieden, weil sie glaubten, Konrad weigere sich aus besondern

Ursachen, ihnen den Beystand, welchen sie so nöthig brauchten, angedeihen zu lassen. Schon waren einige im Begriff sich ganz von ihm abzuwenden, und bey einem andern mächtigen Monarchen Schutz zu suchen; indem sie äußerten, sie wollten sich schon selbst Gesetze geben, wenn ihr von ihnen freywillig anerkanntes Oberhaupt sich länger weigern würde zu ihnen zu kommen, und die sehnlichst gewünschte Eintracht im Reiche wieder herzustellen. Diejenigen wenigen aber, welche Einsichten genug besaßen, einzusehen, daß Konrad in seiner Lage gar nicht anders handeln konnte, gaben sich alle mögliche Mühe ihre unzufriedenen Mitbürger zu besänftigen, und ihnen die Ursachen deutlich zu machen warum der Kaiser ihre Wünsche nicht augenblicklich erfüllen könnte. Indessen verdroß es doch den Kaiser gewaltig, als er erfuhr, was die Italiener seinen Handlungen für eine falsche Auslegung gaben, weswegen er versicherte, er wollte sie schon mit Gesetzen sättigen, da sie so begierig nach welchen wären.

Ungefähr zu derselben Zeit fiel auch der Herzog von Kärnthen, der ein Verbrechen der beleidigten Majestät begangen, bey dem Kaiser in Ungnade. Worinnen sein Verbrechen eigentlich bestanden, ist unbekannt; wenigstens habe bey den Geschichtschreibern des mittlern Zeitalters keine zuverläßige Nachricht davon auffinden können. Es muß aber doch sehr erheblich gewesen seyn, weil er den Zorn des so gern vergebenden Kaisers dergestalt gereizet, daß dieser ihn seines Herzogthums beraubt, und aus dem Reiche verbannet. Das erledigte Herzogthum schenkte der Kaiser gleich zu Anfange des folgenden Jahres seinem ehemaligen Nebenbuhler; der nunmehro ganz mit ihm ausgesöhnet, und ihm mit unverbrüchlicher Treue zugethan war.

1036. Nun glaubte Konrad, daß es auch Zeit würde, seinem Sohn Heinrich eine Gattinn zu geben *), wel-

*) Nach Siegberti Gemblacensis Chron. ist diese Vermählung schon 1035. erfolget.

che er ihm schon lange zugedacht. Denn schon im Jahre 1028 bey seiner Krönung zu Rom, errichtete er ein Friedens- und Freundschaftsbündniß mit dem König Kanuth von Dännemark und England, bey welcher Gelegenheit er zugleich die Vermählung ihrer beiderseitigen Kinder vorläufig verabredete. Bis jetzo hatte auch wirklich die Freundschaft unverbrüchlich bestanden, daß es ihm also gegenwärtig nicht schwer fiel, was er für eine Wahl für seinen Sohn treffen sollte. Er schickte den Erzbischof von Hamburg als Abgesandten an den König Kanuth, mit dem Auftrage feyerlich um dessen Tochter Gertrude für seinen Sohn anzuhalten. Der König von Dännemark fand nicht die mindeste Ursache sein ehemals gegebenes Versprechen zu widerrufen, vielmehr willigte er ohne alles Bedenken ein. Die Vermählung selbst wurde den 26sten Juni zu Nimwegen im Beyseyn der Vornehmsten des Reichs mit aller nur erdenklichen Pracht vollzogen, und die neue Königin der Deutschen wurde auch sogleich bey ihrer Vermählung gekrönet, wobey sie aber den Namen Kunigunda erhielt.

Durch diese Verbindung wurde die Freundschaft zwischen dem Kaiser und dem König Kanuth noch mehr befestiget; worüber Konrad besonders äußerst vergnügt war. Denn er sahe sich dadurch abermals gegen alle Ueberfälle eines sehr mächtigen Feindes, auch von dieser Seite des deutschen Reichs in Sicherheit gesetzet, welches er in seiner gegenwärtigen Lage für besonders nothwendig hielt, da er den Kern seiner Mannschaften mit nach Italien nehmen mußte. Der König Kanuth war bey seinen Lebzeiten einer der mächtigsten Fürsten in Europa, indem er drey große Königreiche, nämlich England, Dännemark und Norwegen zugleich besaß. Nach seinem Tode wurde aber diese mächtige Monarchie getrennt, weil sie unter seine drey Söhne vertheilet wurde. Sunno erhielt zu seinem Erbtheil Norwegen, Hardecurt Dänemark, und Heraldus wurde von den Engländern zum Könige gewählet.

Man kann leicht denken, daß Konrad äußerst vergnügt war, sich einen so mächtigen Freund erworben zu ha-

hen, und daß er die Verbindung seines Sohnes mit der Kunigunda für das größte Glück für Deutschland hielt. Auch bewies er sich dankbar gegen den König Kanuth, indem er ihm gleich bey der Ehestiftung die Stadt Schleßwig mit dem dazu gehörigen Gebiete, und die von Heinrich jenseit der Eyder angelegte Mark abtrat. Seitdem blieb die Eyder wieder die Gränze zwischen den dänischen und deutschen Staaten. Ueberdieß verlohr Deutschland sehr wenig bey dieser Abtretung, da es bishero äußerst kostbar gewesen war, diese sehr entlegenen Gegenden, wider die Einfälle der Dänen und Wenden zu behaupten und zu schützen.

Indessen hatten sich die Unruhen in Italien täglich vermehret, und der ganze Staat befand sich in der äußersten Gefahr. Denn nach und waren fast alle Italiener mit verwickelt werden, und hatten sich theils auf die Seite der Vornehmen, theils auf die Seite der Geringern schlagen müssen; weil diejenigen, welche sich für niemanden erklären wollen, von beiden Theilen als Feinde behandelt wurden. Schon war es verschiedenemal zu Gefechten zwischen denen mit einander unzufriedenen Ständen gekommen, in welchen bald diese bald jene die Oberhand behielten. Verschiedene von diesen Treffen waren äußerst blutig gewesen, und von beiden von Seiten hatten schon eine große Menge Menschen ihr Leben eingebüßet. Unter allen war aber die Schlacht, die auf dem Campo Malo, welches in dem Mayländischen Gebiete liegt, die schrecklichste gewesen. Denn auf diesem stießen die gegeneinander verbundenen zusammen, fielen mit den Waffen in der Hand einander an, und richteten gegenseitig eine fürchterliche Niederlage an; ja sie würden gewiß nicht zu fechten aufgehört haben, bis eine Parthey völlig überwunden, wenn nicht die einbrechende Nacht beide Theile zum Rückzug genöthiget, ehe noch der Sieg entschieden war, weil beide Theile fast gleich stark, und mit gleichem Muth gefochten hatten; indessen war der Verlust von Seiten des Erzbischofs doch bey weitem beträchtlicher gewesen.

Unter denen Helden der damaligen Zeit zeichnete sich besonders auf Seiten des Erzbischofs von Mayland, der Bischof Ulrich von Asto wegen seiner außerordentlichen Tapferkeit aus. Er begnügte sich nicht mit den Waffen in der Hand selbst an der Spitze des Heeres zu erscheinen, und sich an die gefährlichsten Stellen zu wagen, um während der Schlacht Ordnung zu erhalten, und den Muth seiner Untergebenen anzufeuern; nein! er wollte den Ruhm des Siegs für sich allein behalten. Er untersagte deswegen noch ehe die Schlacht anging, allen Domherren und andern Geistlichen, welche ihm untergeordnet waren, ihn in der Schlacht zu unterstützen und an seiner Seite zu fechten; die übrigen Bischöffe aber bat er, ihm die Anführung des Heers allein zu überlassen. Allein sein Muth, der in Tollkühnheit ausartete, kam ihm theuer zu stehen, indem er, da er allezeit die Orte aufsuchte wo das Treffen am hitzigsten war, bey der nur gedachten Schlacht gefährlich verwundet wurde, und wenig Tage darauf seinen Geist aufgab.

Zwanzigstes Kapitel.

Konrad geht nach Italien, und sucht die Unruhstifter in seine Gewalt zu bekommen. — Er ist auch so glücklich, seinen Plan auszuführen; allein der Erzbischof Heribert, als der Anführer der Empörer, findet Gelegenheit aus der Gefangenschaft zu entweichen. — Konrad sucht ihn mit Gewalt zu bezwingen, kann aber nicht mit ihm fertig werden.

Nun hielt es Konrad für die höchste Zeit, sich in das Mittel zu schlagen, um die Ruhe und Ordnung in Italien wieder herzustellen; denn er sahe, daß jeder Augenblick längeres Säumen für Italien gefährlich war, und dessen gänzlichen Untergang befürchten ließ. Er war von ganzem Herzen froh, sowohl in dem Innern des deutschen Reichs die Ruhe wenigstens auf eine Zeitlang befestiget, als auch die

Gränzen desselben vor den Angriffen der mächtigen auswärtigen Feinde gewissermaaßen sicher gestellet zu haben; daß er also sein geliebtes Vaterland verlassen konnte, ohne in Sorgen zu stehen, daß es in seiner Abwesenheit der Gefahr ausgesetzt war, verwüstet zu werden.

Er dachte nun mit allem Ernst darauf seinen Zug nach Italien anzutreten, um daselbst, wo möglich Ruhe, Ordnung und Einigkeit wieder herzustellen, und es von seinem Untergange zu retten. Schon lange hatte es ihm leid gethan, denen Unordnungen zusehen zu müssen, ohne ihnen abhelfen zu können; denn beynahe das ganze Jahr war mit Zurüstungen zu diesem Feldzuge, der Vermählung seines Sohnes und andern Reichsangelegenheiten, verstrichen; desto mehr war er froh, alle Hindernisse, die sich ihm bis jetzo entgegen gestellet, aus dem Wege geräumt zu haben, um alle seine Kräfte für das Wohl Italiens verwenden zu können.

Endlich gegen das Ende dieses Jahrs trat er seinen Zug nach Italien an, auf welchem ihm ein zahlreiches Heer aus dem Kern der deutschen Mannschaften begleitete. Auch wagte es die Kaiserin Gisela diese weite und mit vielen Gefahren, und Beschwerlichkeiten verknüpfte Reise zu unternehmen; weil nichts als der Tod fähig war, sie von ihrem geliebten Gatten zu entfernen, und an seiner Seite scheuete sie weder Gefahr noch Tod. Ueberdieß folgte ihm auch noch sein Sohn Heinrich in Gesellschaft seiner jungen Gemahlinn, die ebenfalls nicht zu bereden gewesen war, ohne ihren lieben Heinrich in Deutschland zu bleiben. Ferner war noch in dem Gefolge des Kaisers, Herrman, Herzog von Schwaben; Konrad, Herzog von Kärnthen; Kuno, Herzog von Franken, und eine große Anzahl der Vornehmsten des Reichs. Ein jeder von ihnen hatte freywillig eine nicht unbeträchtliche Anzahl der ausgesuchtesten Krieger mitgebracht, wodurch das Heer des Kaisers einen ansehnlichen Zuwachs erhielt. Auch glaubte der Kaiser nun stark genug zu seyn, um im Fall der Noth

die Italiener mit Gewalt wieder zu ihren Pflichten zurück bringen zu können.

1037. Konrad kam glücklich nach Verona, wo er das Weihnachtsfest feyerte. Sobald er seine Andacht verrichtet, setzte er seinen Zug weiter fort; ging über Brescia und Cremona, um bald nach Mayland, als den eigentlichen Sitz der Empörung zu kommen. Hier emfing ihn den Erzbischof Heribert mit aller möglichen Achtung in der Kirche des heiligen Ambrosius. Den äußern Anschein nach stellte er sich dem Kaiser noch eben so ergeben zu seyn, als zu der Zeit, wie er ihm die Italienische Krone antrug, und weder Konrad noch alle die ihm umgaben, ahndeten nichts weniger, als in ihm den Haupturheber der ganzen Unordnung, die in Italien eingerissen war, zu sehen. Allein diese Täuschung dauerte nicht lange; noch demselben Tag lernte Konrad die wahren Gesinnungen des Erzbischofs, ob er sie gleich so treflich zu verbergen wußte, kennen. Denn kaum hatte sich der Kaiser blicken lassen, und kaum war die Ursache seiner Ankunft bekannt worden, so eilten auch schon von allen Seiten die bis jetzo Unterdrückten zu den Füßen des Kaisers, und verlangten von ihm mit heftigem Geschrey und großem Ungestüm Schutz und Gerechtigkeit. Der Kaiser erstaunte über die Klagen, welche gegen den Erzbischof zum Vorschein kamen, und fast hielt er es für unmöglich, sich so sehr in ihm geirret zu haben. Auch wagte er es nicht, ihn ungehört zu verdammen, sondern er suchte den lautklagenden Pöbel nur vor der Hand zu beruhigen. Er ließ deswegen bekannt machen, er würde mit nächsten eine allgemeine Reichsversammlung zu Pavia halten, daselbst den Grund ihrer Klagen genau untersuchen, und einem jeden Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Mit dieser Anwort, welche doch die vernünftigste war, die er geben konnte, ließ sich aber der Mayländische Pöbel nicht abweisen. Vielmehr glaubte derselbe, der Kaiser habe ihm diese Antwort nur gegeben, um ihn vor der Hand zu beruhigen, im Grunde sey er aber gänzlich auf Seiten der

Vornehmern, und sein Untergang wäre beschlossen. Um seiner Sache gewiß zu werden, versammelte sich das Volk haufenweise, und fragte den Kaiser mit Ungestüm, ob er als Freund oder Feind zu ihnen gekommen, und auf seiner Seite oder auf Seiten des Adels wäre. Der Kaiser hielt es weder für rathsam, noch seiner Würde angemessen, hierüber bestimmte Antwort zu ertheilen. Denn er suchte sich jetzo das Zutrauen beider Theile zu erwerben; erklärte er sich aber für den einen, so war es natürlich, daß er sich den Haß des andern zuzog; hiernächst glaubte er auch Furchtsamkeit zu verrathen, wenn er auf die mit so vieler Unbescheidenheit an ihn gerichtete Frage bestimmt antwortete, wodurch er seiner Ueberzeugung nach unendlich viel von seinem Ansehn verlieren konnte. Er ließ deswegen das Volk so viel schreyen und lärmen, als es wollte, und gab den Seinigen ausdrücklichen Befehl, sich ruhig dabey zu verhalten, damit es nicht zu Thätlichkeiten kommen möchte. Ueberdieß ließ er dem Volke bekannt machen, es würde seine Gesinnungen Zeit genug auf dem allgemeinen Reichstage kennen lernen. Um aber doch auch zu zeigen, daß es ihm Ernst wäre, Ruhe und Ordnung wieder her zu stellen, ließ er eine allgemeine Reichsversammlung nach Pavia ausschreiben. Dahin wurde jedermann eingeladen, der eine Beschwerde bey dem Kaiser anzubringen hätte, wobey Konrad noch die ausdrückliche Versichernng gab, einem jedem nach seinem besten Wissen und Gewissen, Recht und Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ohne im mindesten auf Stand und Ansehn der Person Rücksicht zu nehmen.

Sobald das Volk diese Erklärung des Kaisers vernommen, war es sogleich beruhiget, und seine Unzufriedenheit verwandelte sich augenblicklich in lauten Jubel, weil sie nun gewiß hofften von ihren Bedrückungen befreyet zu werden, denn sie kannten den Kaiser zu gut, um nicht versichert zu seyn, daß er sein gegebenes Wort halten würde. Sie strömten nun haufenweise nach Pavia, und erwarteten mit Ungeduld die Eröffnung des Reichstages. Konrad selbst folgte ihnen mit seinem Gefolge nach, sobald

die Zusammenberufung der Stände aller Orten gehörig bekannt gemacht worden, und er erwarten konnte, daß sie sich versammlet.

Es fanden sich daselbst eine ungeheure Menge Menschen ein, die Klagen wegen der bisherigen erlittenen Unterdrückungen anzubringen hatten. Konrad hörte sie alle in eigner Person mit der größten Gelassenheit an. Er untersuchte mit der größten Sorgfalt, ob ihre Klagen gegründet wären oder nicht, und verdammte nie, ohne den Beschuldigten auch gehöret zu haben. Hatte er aber die Beschwerden gehörig untersucht, so gab er sich alle mögliche Mühe einem jeden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; die Schuldigen bestrafte er mit vieler Strenge, denen Unterdrückten hingegen half er wieder zu ihren Rechten und Freyheiten; so wie auch diejenigen, welche sich unrechtmäßiger Weise beschweret, die Schwere seines Arms fühlen mußten. Mit einem Worte: er suchte allen Klagen, so viel in seinen Kräften stand, abzuhelfen. Zu seiner nicht geringen Verwunderung erfuhr er aber bey dieser Gelegenheit, daß der Erzbischof Heribert größten Theils die alleinige Ursache von allen denen bishero in Italien herrschenden Unruhen gewesen.

Vorzüglich brachte ein gewisser Graf Hugo und mit ihm noch verschiedene andere, sehr bittere Klagen über die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, welche sich der Erzbischof zu Schulden kommen lassen, vor. Dem guten Konrad war es über alle Beschreibung zuwider, wie er sehen mußte, daß täglich die Zahl der Vergehungen Heriberts sich vermehrete, und daß sich nicht ein einziger fand, der es wagte irgend eine seiner Handlungen zu vertheidigen. Er war von je her sein Freund gewesen, man kann sich deswegen leicht denken, was es für eine unangenehme Empfindung für ihn seyn mußte, seinen Freund schuldig zu befinden, und sich so sehr in ihm geirrt zu haben. Allein der für ihn gehabten Freundschaft ungeachtet faßte er den festen Entschluß mit Strenge gegen den Erzbischof zu verfahren, und ihn nach Verdienst zu bestrafen, weil Gerech-

tigkeitsliebe alle andere Empfindungen bey weitem überwog; und er sich von je her bestrebete ein unpartheyischer Richter zu seyn; weswegen er auch die Klagen gegen seinen Freund mit der äußersten Genauigkeit untersuchen lassen wollte. Zwar fühlte er im voraus, wie schwer es ihm werden würde, hart gegen denselben zu verfahren; dem ungeachtet gab er Befehl, ihn, wenn er nach geschehener Untersuchung schuldig befunden würde, ganz nach der Strenge der Gesetze zu bestrafen. Diesem gefaßten Entschluß zu Folge, ließ Konrad den Erzbischof auffordern, daß er sich vor die Reichsversammlung stellen sollte, um sich wegen denen ihn mit Recht angeschuldigten Ungerechtigkeiten und Bedrückungen zu rechtfertigen; auch suchte er ihn zu bewegen, das gethane Unrecht, wo es noch möglich, wieder gut zu machen; und im Fall, daß er sich andere Güter angemaaßet, dieselben ihren rechtmäßigen Eigenthümern wieder zuzustellen. Allein auf den Erzbischof Heribert machten diese freundschaftlichen Weisungen des Kaisers, der sie bloß that, um ihn vielleicht noch zu retten, keinen Eindruck; vielmehr verweigerte er sich mit dem äußersten Stolz den Willen des Kaisers zu erfüllen. Er erklärte öffentlich, daß es nicht in der Macht des Kaisers stünde, einen Bischof zur Verantwortung vorzuladen, und über ihn ein Urtheil zu fällen. Ueberdieß fügte er noch hinzu: er würde sich weder von denen Gütern, welche er bey seiner Kirche gefunden, noch von denen, welche er erworben, Zeit seines Lebens gewiß nicht das mindeste entreißen lassen, es möchte es auch verlangen, wer es nur immer wollte, oder zu was für einem Behuf und unter was für einem Vorwande es auch seyn sollte. Seine Freunde riethen ihm mit mehr Vorsicht zu sprechen, und wenigstens den Kaiser auszunehmen, welchem er doch in sehr vielen Stücken gehorchen müßte. Auf diese Vorstellung antwortete er weiter nichts, als daß ihm niemand verwehren könnte, frey zu sprechen, übrigens wiederholte er nochmals was er schon oben gesagt, mit noch stärkern Ausdrücken.

Aus dem Betragen des Erzbischofs sahe Konrad vollkommen ein, daß die wider denselben vorgebrachten Beschuldigungen nichts weniger als ungegründet waren, und daß man ihn mit Recht als den Stifter der Unruhen in Italien angeklaget. Denn er war gänzlich überzeugt, wenn Heribert unschuldig gewesen, er keinen Anstand genommen haben würde, seine Unschuld an den Tag zu legen; welches ihm gewiß nicht schwer gefallen seyn würde, da sein Richter zugleich sein wärmster Freund, der nichts sehnlicher wünschte, als ihn wegen den angebrachten Klagen schuldlos zu sehen. Allein da Konrad sahe, daß er noch sein Unrecht zu vertheidigen suchte, ohne die mindesten Anstalten zu seiner Rechtfertigung zu machen, wurde er äußerst aufgebracht gegen ihn; zumal da die Beweise nun zu deutlich vor seinen Augen lagen, daß er von demjenigen, welchen er für seinen besten Freund und treuesten Anhänger gehalten, auf das schändlichste war hintergangen worden. Ohne länger Nachsicht gegen ihn zu haben, befahl er, daß man den Ezbischof sogleich gefangen nehmen, und Sorge tragen möchte, daß er nicht entkommen könnte, bevor er seine wohlverdiente Strafe, welche Konrad dem Ausspruche der versammelten Stände des Reichs überließ, erduldet.

Zu derselben Zeit wurden auch noch ähnliche Beschwerden gegen die Bischöfe von Cremona, Vercelli und Piacenza bey der Reichsversammlung angebracht. Sie hatten nicht allein den Erzbischof von Mayland auf alle mögliche Art unterstützet, sondern auch selbst an der Verschwörung mit Theil genommen, und nicht weniger Ungerechtigkeiten als jener begangen. Der nun einmal zum Zorn gereizte Kaiser ließ sie sogleich gefangen nehmen um die Untersuchung vor den versammelten Ständen zu veranstalten, und zu verhindern, daß sie nicht entkommen möchten, ehe das über sie gesprochene Urthel an ihnen vollzogen worden. Es kostete wenig Mühe, die gefangenen Herren insgesamt ihres Verbrechens zu überführen, da man hinlängliche Beweise gegen sie in Händen hatte, und die Verwüstungen im ganzen Lande, von welchen sie die alleinige Ursache, hinläng-

länglich wider sie zeugten. Ueberdieß war keiner von ihnen fähig, auch nur eine von den vielen wieder sie angebrachten Klagen zu widerlegen.

Lange war die Reichsversammlung unentschlossen, was sie denen geistlichen Herren für eine Strafe auferlegen sollten, welche der Größe ihrer Verbrechen angemessen. Zwar hatten sie auf vielfache Art den Tod verdienet, jedoch wagten sie es nicht, ihnen denselben anzuerkennen; theils weil sie selbst nicht ihre Hände mit dem Blute der Geistlichen besudeln wollten, theils weil sie befürchteten, es möchte üble Folgen haben, da ihnen nicht unbekannt, wie sehr der Pöbel denselben ergeben war. Sie faßten endlich den Entschluß, sie insgesamt ihrer Würden zu entsetzen, und zu ewigem Gefängniß zu verurtheilen. Dieses Urtheil wurde von allen genehmiget, und sogleich Anstalten gemacht es zu vollziehen. Konrad gab unverzüglich Befehl, sie über die Alpen zu bringen, weil er befürchtete, der Pöbel, der ihnen so sehr ergeben, möchte nichts unversucht lassen, sie wieder in Freyheit zu setzen, wodurch nur Anlaß zu neuen Unruhen gegeben würde.

Dieß Urtheil, welches niemand zu hart finden wird, wurde zwar in der allgemeinen Versammlung der Großen des Lombartischen Reichs gesprochen; allein dessen ungeachtet war man nicht gänzlich damit zufrieden, und viele hielten es für äußerst ungerecht *). Wenigstens wurde unter dem Pöbel und von denen Geistlichen laut gemurret, daß der Kaiser seine Gewalt zu weit auszubreiten suchte. Denn sie behaupteten: weder ihm noch der Reichsversammlung käme es zu, die Bischöfe wegen angeschuldeter Vergehungen zu bestrafen. Hatten sie ein Verbrechen begangen, so mußten sie nach den Kirchengesetzen bestrafet, und dieserhalb eine besondere Kirchenversammlung zusammen berufen werden.

*) Dieses ist die einzige Stelle, wo Wippo selbst eine Handlung Konrads mißbilliget; indem er schreibt: Quod res displicuit multis, sacerdotes Christi sine judicio damnari. Ihm pflichten, wie man leicht denken kann Muratori und andere bey.

Selbst der junge König der Deutschen Heinrich mißbilligte das Verfahren seines Vaters, ob er gleich seine Gesinnungen darüber nicht laut werden ließ. Konrad aber achtete alle diese Aeußerungen nicht, weil er eine hinlängliche Macht bey sich hatte, diejenigen, welche es ja wagen wollten, ihre Unzufriedenheit öffentlich blicken zu lassen, in ihre Schranken zurück zu weisen. Er war froh, die Unruhstifter in seiner Gewalt zu haben, und bekümmerte sich weiter nicht um das Gerede des Pöbels. Denn er wußte aus Erfahrung, daß eine Empörung leicht zu stillen war, sobald es denen Aufrührern an einem mächtigen Anführer fehlte.

Im Ganzen war es auch wirklich zu den damaligen Zeiten etwas unerhörtes, daß Männer, welche beynahe mehr galten als unser Herr Gott selbst, ohne weitere Umstände von einem weltlichen Gerichte, gerichtet und bestrafet wurden. Denn sie waren eigentlich die unumschränkten Herren, welche das Leben und das Schicksal der weltlichen Großen in ihren Händen hatten, ihnen aber beyzukommen, hielt man für unmöglich; denn selbst die mächtigsten Regenten mußten für ihrer Macht zittern; und wer das Unglück hatte sich einige von ihnen zu Feinden zu machen, konnte gewiß versichert seyn, daß sein Untergang bald erfolgen würde. Man kann sich also leicht denken, was so ein unerhörtes Beyspiel für Aufsehen machte, wie gleichsam Wesen höherer Art von gemeinen Menschen, wegen ihrer Handlungen, von denen sie sonst niemand Rechenschaft zu geben, gewohnt waren, bestraft wurden.

Daß aber die Bischöffe bey der allgemeinen Versammlung der Vornehmsten des Lombartischen Reichs den Kürzern ziehen mußten, war sehr natürlich; da jene von je her nur darauf bedacht gewesen waren, diese zu unterdrücken, und die weltliche Macht immer mehr an sich zu reißen. Aus dieser Ursache hatten sie sich beständig als besondere Volksfreunde gezeigt, um den gemeinen Pöbel als den größten Haufen für sich einzunehmen. Sie waren es, die das Volk

auf Bedrückungen, welche es vielleicht gar nicht gefühlt haben würde, aufmerksam machten, bloß um es zu Empörungen zu reizen. Sie suchten es zu überreden, was es für gute Zeiten haben würde, wenn es unter ihrer Oberherrschaft stände. Mit einem Worte: sie ließen kein Mittel unversucht, das Volk gegen ihre rechtmäßige Herren zu erbittern und für sich einzunehmen. Zwar merkten die Großen wohl die Gährung, welche unter ihren Unterthanen entstand; und sie gaben sich alle mögliche Mühe, sie zu unterdrücken. Allein der Saame der Empörung hatte schon zu tief Wurzel geschlagen, und die Bemühungen der Geistlichen machte alle ihre Sorgfalt fruchtlos, den Ausbruch des Aufruhrs zu verhindern. Nun fand sich endlich die schöne Gelegenheit, ihre Rache an denen geistlichen Herren, welche die eigentliche Ursache aller dieser Anordnungen waren, auszuüben, die sie denn auch, wie man leicht denken kann, bestens zu benutzen suchten.

Um den Befehl des Kaisers, den Erzbischof von Mayland und seine drey Unglücksgefährten nach Deutschland zu bringen, bald zu befolgen, wurden die schleunigsten Anstalten getroffen. Sie wurden insgesamt dem Patriarchen Poppo von Aquileja und dem Herzog Konrad von Kärnthen übergeben, welche sie an den Ort ihrer künftigen Bestimmung begleiten sollten. Sie bewachten diese geistlichen Herren auf das sorgfältigste; besonders richteten sie aber ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Erzbischof Heribert, von dessen unternehmenden Geiste sie überzeugt waren, daß er nichts unversucht lassen würde, ihre Wachsamkeit zu hintergehen. Sie ließen ihn fast nie aus den Augen, und kein Mensch, außer einige wenige von seinen Dienern durften sich ihm nahen, und mit ihm sprechen; übrigens war ihm der Umgang mit der ganzen übrigen Welt, seine Wächter ausgenommen, versagt.

Schon hatten sie ihn glücklich bis Piacenza gebracht, und schon waren sie im Begriff ihn nach Deutschland zu

schicken, als Heribert doch noch ein Mittel fand, sich durch die Flucht zu retten. Durch sein gutes Betragen auf dem ganzen Wege, indem er sich ganz geduldig in sein Schicksal zu finden schien, und nicht ein einziges mal den geringsten Versuch zu entkommen gewagt, hatte er seine Wächter gewissermaaßen eingeschläfert, daß sie ihn weniger genau beobachteten, als im Anfange der Reise. Wodurch es ihm leichter wurde, seine Plan, den er vielleicht lange vorhero gemacht, aber sehr künstlich zu verbergen gewußt hatte, gegenwärtig auszuführen. Nach dem Wippo wurde seine Flucht folgendermaaßen bewerkstelliget. Eines Abends hatten ihn seine Wächter einen Augenblick verlassen, weil sie ihn durch die äußern Wachen schon genug bewacht glaubten. Allein die guten Herren betrogen sich diesesmal sehr in ihrer Rechnung, indem Heribert diese günstige Gelegenheit zu entkommen nicht ungenutzt vorbeystreichen ließ. Einer der getreuen Diener des Erzbischofs mußte sich zu der gewöhnlichen Stunde in das Bette seines Herrn legen, damit derselbe nicht sobald nach seiner Flucht vermißt würde. Der Erzbischof aber zog in der größten Geschwindigkeit die Kleider seines Dieners an, wodurch er sich so unkenntlich machte, daß er ganz unbemerkt durch die äußern Wachen, welche sich vor seiner Thüre befanden, entkam. Nicht weit von der Thüre des Hauses, in welchen er gefangen gehalten worden war, stand ein Pferd für ihn in Bereitschaft, auf welches er sich setzte und sogleich die Flucht nahm, ohne sich an irgend einem Orte unterwegs aufzuhalten. Die Bestürzung des Patriarchen Poppo und des Herzogs Konrad, nachdem sie gewahr wurden, daß der Erzbischof sie hintergangen, war über alle Beschreibung; sie schickten von allen Seiten Leute nach dem Erzbischof, um ihn wieder in ihre Gewalt zu bekommen, allein alle ihre Bemühungen waren fruchtlos; er war glücklich in Mayland angekommen, beynahe noch, ehe man seine Flucht bemerket. Welches das Schicksal seines treuen Dieners gewesen, der sich für seinen Herrn aufgeopfert, davon sagt uns die Geschichte nichts. Allem Vermuthen nach aber wird ihm seine Treue schlecht be-

lohnt worden seyn, wenn er nicht dem Beyspiele seines Herrn zu folgen, und ebenfalls zu entkommen gesucht *).

Man kann sich gar nicht vorstellen, mit welchem lauten Jubel der Erzbischof von dem Pöbel in Mayland empfangen wurde. Das ganze Volk war äußerst niedergeschlagen gewesen, wie es das Schicksal seines Anführers und wie es glaubte, Vertheidigers seiner Rechte, erfahren. Denn daß er nur seinen Vortheil vor Augen hatte, wenn er sich ihrer annahm, fiel keinen von seinen Anhängern ein; vielmehr glaubten sie insgesamt, nur sein Eifer, die gerechte Sache zu vertheidigen, sich ihrer anzunehmen, und sie für unrechtmäßige Bedrückungen zu schützen, habe ihn in das Verderben gestürzt. Um so vielmehr beklagten sie sein ihrer Meinung nach unverdientes Schicksal, sein Leben in ewiger Gefangenschaft beschließen zu müssen. Sie wa-

*) Muratori in Annali d'Italia Tom. VI. pag. 112. erzählet auf eine ganz andere Art, wie Heribert seine Freyheit erlanget. Er sagt: Heribert habe sehr wohl gewußt, wie leidenschaftlich die Deutschen gut Essen und Trinken geliebet; weswegen er einen seiner vertrautesten Diener an die Aebtißinn von St. Sisto von Piacenza aus abgeschickt, um sich die Mittel zu erbitten, den Plan, sich in Freyheit zu setzen, ausführen zu können. Dieser habe darinnen bestanden: denen Deutschen, die ihn bewacht, eine sehr gute Mahlzeit zu geben, um während die Zeit, daß sie schmauseten, zu entkommen. Die Aebtißinn wäre sogleich bereitwillig gewesen ihn zu unterstützen, weswegen sie ihm einen ansehnlichen Vorrath von vortreflichen Weinen und andern Lebensmitteln, um eine gute Mahlzeit veranstalten zu können, übersendet. So bald dieser angekommen, habe er die ganze Wache zum Schmause eingeladen, welche auch seinem Besuch nicht widerstehen können. Auch hatte sie sich sowohl dabey befunden, und den Becher so fleißig herum gehen lassen, daß sie vor lauter Essen und Trinken den Erzbischof gänzlich vergessen. Dieser habe aber die Absicht, warum er seine Wächter so gut bewirthet, nicht aus der Acht gelassen. Denn indem sie noch gesoffen, sey er unbemerkt davon gegangen. Er sey glücklich bis zu einem Schiffe, welches schon auf dem Po in Bereitschaft gestanden, angekommen, und auf selbigem habe er seine Freyheit wieder erlangt.

ren fast der Verzweiflung nahe, wie sie sich ihres Anführers beraubt sahen, und schon glaubten sie denen Unterdrükkungen, die nun über sie ergehen würden unterliegen zu müssen, weil sich niemand mehr ihrer annehmen würde. Allein jemehr sie sich ihrer Traurigkeit überlassen, je größer war auch ihre Freude, als sie ihn auf einmal ganz unerwartet wieder in ihrer Mitte sahen. Sie konnten es nicht begreifen, wie es möglich gewesen, daß er den Argusblicken seiner Wächter entkommen, da sie wußten, mit welcher Sorgfalt man ihn unaufhörlich bewachte. War er vorher von ihnen verehret worden: so wurde er nunmehro fast angebet; weil jedermann glaubetet, nur der unmittelbare Beystand Gottes habe ihn aus seiner Gefangenschaft befreyen können. Und wer es gewagt hätte, nur den Gedanken laut werden zu lassen, daß es ganz natürlich damit zugegangen, würde gewiß der Ketzerey beschuldiget worden seyn. Sie betrachteten ihn nun als einen heiligen Mann, unter dessen Schutz kein Unglück sie treffen könnte. Sie gelobten ihn insgesamt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und waren alle fest entschlossen, selbst den letzten Tropfen Blut ihm aufzuopfern.

Heribert war sehr froh, so viele Liebe bey seinen Anhängern zu finden, zumahl da er auch überzeugt war, daß sich bald Gelegenheit finden würde, ihm Beweise davon zu geben. Denn er wußte gewiß, daß der Kaiser, sobald er Nachricht von seiner glücklichen Flucht erhalten, keinen Augenblick anstehen würde, ihn mit den Waffen in der Hand anzugreifen. Aus dieser Ursache gab er sich alle mögliche Mühe, die enthusiastische Liebe der Seinigen, wo möglich, noch zu vermehren, um sich ganz im Fall der Noth auf sie verlassen zu können, welches ihm auch gelang, wie meine Leser aus dem Erfolg der Geschichte sehen werden. Ueberdieß machte er alle mögliche Anstalten sich und die Seinigen in guten Vertheidigungszustand zu setzen. Die Stadt war schon an sich sehr gut befestiget, und an hinlänglichen Lebensmitteln fehlte es ihm auch nicht, daß er also

sehr bald im Stande war, dem Kaiser im Fall eines Angriffs tapfere Gegenwehr leisten zu können.

Indessen alle diese Dinge vorfielen, war Konrad sehr ruhig zu Ravenna geblieben, woselbst er das Osterfest abgewartet, und ziemlich sorgenfrey gelebt hatte, weil er hoffte die ganzen Unruhen in Italien bald beyzulegen, nachdem er einmal die Anstifter derselben in seiner Gewalt hatte. Nun kann man sich leicht denken, was er empfand, wie er die Nachricht von der Entweichung des Erzbischofs, wodurch alle seine schönen Plane vereitelt wurden, erhielt. Seine Wuth darüber war ohne Gränzen, weil er voraus sahe, wie schwer es ihm nun werden würde, die Ruhe wieder herzustellen, indem der Erzbischof gewiß nicht unterlassen würde den Saamen der Empörung immer weiter zu verbreiten. Er kannte die Mayländer zu gut, um nicht gewiß zu seyn, daß ein jeder von ihnen entschlossen seyn würde, seine Seelenhirten zu vertheidigen, so lange noch ein Funken Leben in ihm wäre. Um aber keine Zeit zu verlieren, und zu verhindern, daß das Uebel nicht noch ärger würde, beschloß er sogleich auf Mayland loszugehn, und die Stadt anzugreifen, ob er gleich ihre Festung sehr genau kannte, und wohl wußte, wie gut sie vertheidiget werden würde, da sie eine so starke Besatzung hatte.

Auf dem Wege nach dieser Stadt bemächtigte sich Konrad verschiedener Festungen und Schlösser, welche zu dem Gebiete des Erzbischofs gehörten. An diesen ließ er seine Wuth zuerst aus, indem er sie insgesamt gänzlich schleifen, und in Steinhaufen verwandeln ließ. Dieses Beyspiel war indessen von großen Nutzen für ihm; denn die meisten Städte, durch welche er mußte, hatten sich für Heriberten erklärt, diese ergaben sich ihm nun freywillig, um nicht seinen Zorn noch mehr zu reizen, weil sie voraussehen konnten, daß sie der Macht würden weichen müssen. Diese erreichten auch ihren Zweck; denn alle, die sich ihm freywillig ergaben, wurden verschonet. Nachdem er endlich vor Mayland ankam, versuchte er es, die Stadt selbst einzunehmen; allein diese war zu gut befestiget, und

wurde zu tapfer vertheidiget, um sogleich zum Ziele kommen zu können. Sein Heer war zu sehr ermüdet, er mußte sich deswegen vor der Hand begnügen, die Außenwerke zerstöhret zu haben. Er streifte indessen in der Gegend umher, und verwüstete alle die zum Erzbischöflichen Gebiete gehörigen Städte, die es wagten, sich ihm zu widersetzen.

Dem Erzbischof war es nicht gleichgültig, als er sahe, wie der Kaiser auf seinem Gebiete hauste, und lange sann er auf ein Mittel, diesem Unwesen zu steuern. Endlich wagte er am Himmelfahrtstage mit einem großen Theil der Besatzung einen Ausfall. Die Kaiserlichen hatten diesen Angriff nicht erwartet, weswegen sie einen sehr beträchtlichen Verlust erlitten, und verschiedene von ihren Anführern das Leben einbüßeten. Durch diesen Verlust wurde der Kaiser genöthiget, sich ein wenig zurück zu ziehen, sowohl um sich wieder zu erholen, als auch die Wiederherstellung der Verwundeten zu beschleunigen. Indessen wagte er es nicht, sich gar zu weit zu entfernen, um denen Mayländern nicht zu viel Luft zu lassen, und zu verhindern, daß keine Unterstützung und Verstärkungen außer ihnen zu Theil werden könnte. Zu diesem Entzweck schien ihm die Stadt Corbetta am schicklichsten zu seinem einstweiligen Aufenthalte zu seyn. Sie war ziemlich gut befestiget, und so nahe bey Mayland, daß Konrad sowohl alle Bewegungen der Mayländer bemerken, als auch ihnen alle Zufuhre abschneiten konnte. Sein Plan war, in dieser Stadt das Pfingstfest in Ruhe zu feyern, die Genesung der Kranken uud Verwundeten abzuwarten, und alsdenn die Mayländer mit neuen und vereinigten Kräften anzugreifen. Er begab sich mit seinem Gefolge in die Stadt, wohin er auch die Kranken und Verwundeten bringen ließ; das übrige Heer aber lagerte sich in der umliegenden Gegend.

Durch einen Zufall aber, den kein Mensch vorhersehen konnte, wurde mit einemmal der ganze Plan Konrads vereitelt, so gut er auch ausgesonnen gewesen war. Es zog sich nehmlich bey heitern Himmel in der größten Geschwindigkeit ein fürchterliches Ungewitter zusammen; welches

schien, als ob es besonders die Deutschen vernichten wollte, und auch wirklich sehr nachtheilige Folgen für den Kaiser hatte. Es entstand ein schrecklicher Sturm, welcher dergestalt hausete, daß er alles umzustürzen drohete, und alle Menschen aus ihren Hausern, deren Umsturz sie alle alle Augenblicke erwarteten, flohen. Dabey machte er ein so gräßliches Geräusch, daß man nichts hören konnte, als noch weit stärkere Donnerschläge, welche ihn noch übertäubten. Um das Fürchterliche dieser Naturscene noch zu vermehren, blitzte es dermaßen, daß es schien, als ob Feuer vom Himmel fiel, durch welches der Schöpfer alle Einwohner der Erde vertilgen wollte. Von allen Seiten erblickte man zerschmetterte Menschen und Pferde, und wo man nur hinblickte, sahe man Flammen zum Himmel emporsteigen, welche das undurchdringliche Dunkel ein wenig erhelleten, aber auch den Anblick noch weit gräßlicher machten. Ueberdieß schlug der außerordentliche Regen, und die heftig fallenden Schloßen alle Zelter der Deutschen zu Boden.

So fürchterlich dieses Wetter an sich selbst war, so unangenehm waren auch die Folgen davon für den Kaiser. In den damaligen Zeiten wurde dieser bloße Zufall, für nichts weniger als ein Wunder gehalten, welches der heilige Ambrosius veranstaltet, um die Stadt Mayland, welche er besonders in seinen unmittelbaren Schutz genommen, zu befreyen, und seinen Erzbischof für die fernern Verfolgungen Konrads in Sicherheit zu setzen. Selbst die sonst ziemlich ungläubigen Deutschen glaubten dieses, und schienen wenig Lust zu haben, sich ferner in Gefechte mit Menschen einzulassen, die von den Heiligen ihres besondern Schutzes gewürdiget würden. Deswegen verbreitete sich ein panisches Schrecken über das ganze Kaiserliche Heer, und der sonst unerschütterliche Muth der Deueschen wurde durch dieses Naturspiel mit einemmal niedergeschlagen. Der Muth der Mayländer hingegen wuchs nur über alle Beschreibung, sie hielten sich für unüberwindlich und waren der festen Zuversicht, ihr Schutzheiliger würde ihnen in allen Gefechten beystehen, und die Deutschen gänzlich ver-

tilgen, wenn sie es wagten, sie nochmals anzugreifen, ohne sich von der geschehenen Warnung, für welche sie das Ungewitter auslegten, warnen zu lassen.

Ob Konrad auch dieser Meinung gewesen oder nicht, getraue ich mir nicht zu bestimmen. So weit ist indessen ausgemacht, daß er sobald sich das Wetter wieder verzogen, die Belagerung aufgehoben, und an keinen weitern Angriff vor der Hand gedacht. Jedoch ist sein plötzlicher Rückzug sehr zu entschuldigen, weil er als ein kluger Feldherr leicht den schlechten Ausgang seines fernern Unternehmens auf Mayland voraussehen konnte. Denn was wollte er mit seinen nun einmal muthlos gemachten Deutschen gegen die übermüthig gewordenen Italiener machen? Der geringste Verlust würde die Deutschen noch mehr niedergeschlagen haben; diesen konnte er aber gewiß vermuthen, da er aus Erfahrung wußte, daß schon der Gedanke: unüberwindlich zu seyn, sehr viel zum Siege beyzutragen fähig war. Ueberdieß vermehrten sich seine Feinde täglich, weil die abergläubischen Italiener wegen diesen Vorfall sich größtentheils auf die Seite des Erzbischofs schlugen, indem sie auch glaubten, daß er für die gerechte Sache stritt, und der Himmel ihm selbst seine Rechte vertheidigen hülfe. Um also den Ruhm der sonst so tapfern Deutschen nicht auf das Spiel zu setzen, brauchte er den Ausweg sich in Zeiten zurück zu ziehen; denn vor der Hand mußte er eine gänzliche Niederlage befürchten, wenn er sich in ein Gefechte einließ, da die Tapferkeit seiner Soldaten fast bis zur Muthlosigkeit herab gesunken, und der Muth der Italiener, die sich mit ihrem Schutzheiligen in Verbindung glaubten, bis zur Unerschütterlichkeit empor gestiegen war. Konrad zog sich mit seinem Heere nach Cremona zurück, und war entschlossen auf bessere Zeiten oder wenigstens zu seinen Absichten günstigere Zeiten zu warten.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Der Erzbischof von Mayland hat mit seinen Verbündeten Abgesandte an den Grafen Odo von Champagne geschickt; welche den Auftrag haben, demselben die Lombartische Krone anzutragen; sie kommen aber mit ihrem Antrage zu spät, weil er in dem Augenblick ihrer Ankunft von dem Herzoge Gothelo von Lothringen in einer Schlacht getödtet wird. — Sie ziehen unverrichteter Sache wieder heim, und werden unterwegs von denen Kaiserlichen gefangen genommen. — Der Papst besucht den Kaiser zu Cremona, um sich seines Schutzes zu versichern, dessen er sehr bedürftig ist, weil die Italiener mit seinem Lebenswandel nichts weniger als zufrieden sind.

Schon lange, noch ehe Konrad die eigentliche Ursache der großen Unruhen in Italien entdeckt, und noch ehe er daran gedacht, die geistlichen Herren, als die Häupter der ganzen Verschwörung in engere Verwahrung zu bringen, um ihnen die Macht zu benehmen noch mehr Unheil anzustiften, hatten diese eine Gesandtschaft an den Grafen Odo von Champagne abgefertiget. Denen Geschichtschreibern dieses Zeitalters zufolge, hatte der Erzbischof Heribert denen Abgeordneten die Vollmacht gegeben, dem Grafen Odo die Lombartische Krone anzutragen. Er sowohl, als auch die andern geistlichen Herren waren der Regierung Kaiser Konrads von ganzem Herzen überdrüßig, weil er zu sehr die Gerechtigkeit liebte, und sie voraus sahen, daß sie bey dem bevorstehenden Reichstage sehr den kürzern ziehen würden, indem sie wußten, daß sein eifrigstes Bestreben von jeher dahin gerichtet war, die Unterdrückten zu schützen. Sie suchten sich deswegen in Zeiten sicher zu stellen, und schon waren sie beynahe überzeugt, daß der Kaiser würde unterliegen müssen, wenn sich der Graf Odo mit ihnen vereinigte, und sie gemeinschaftlich an dem Untergange Konrads arbeiten würden.

Konrad ahndete nicht das mindeste von dem ganzen Plane, den man zu seinem Untergange gemacht, weil die geistlichen Herren nach ihrer gewöhnlichen Schlauigkeit alle mögliche Vorsicht dabey beobachteten, daß kein Mensch auser den dabey verwickelten Personen etwas davon erführen. Auch hätte er wirklich sehr nachtheilige Folgen für den Kaiser haben können, wenn alles denen Wünschen und Willen des Erzbischofs gemäß gegangen. Denn seine Absicht war nichts geringers, als sich förmlich gegen den Kaiser zu empören und ihn mit den Waffen in der Faust anzugreifen, sobald Odo ihm Unterstützung versprochen. Dieser sollte alsdann mit seinem Heere den Kaiser ganz unerwartet von der andern Seite anfallen, daß sich Konrad völlig mitten unter seinen Feinden würde befunden haben, bevor er noch einen Feind geahndet. Allein der unruhige Kopf des Grafen Odo vereitelte den ganzen fein angelegten Plan des Erzbischofs, wie wir gleich aus dem fernern Gange der Geschichte sehen werden; und Konrad entging glücklich der Gefahr, welche über seinem Haupte schwebte, weil Odo den Augenblick, sich für seine fehlgeschlagenen Hoffnungen rächen zu können, nicht erwarten konnte.

Wahrscheinlich werden meine Leser sich noch erinnern, daß Graf Odo sich vermittelst eines Eides anheischig gemacht, nie wieder die Waffen gegen den Kaiser zu ergreifen, und sich nie wieder beykommen zu lassen, denselben in dem Besitz von Burgund zu beunruhigen. Allein Odo war einer von denen, auf dessen Wort man sich nie verlassen konnte, die in der Zeit der Noth mehr versprechen, als sie je zu halten gesonnen sind, und die erste günstige Gelegenheit ergreifen, ihr Versprechen wieder zu brechen, wenn ihnen ein Vortheil daraus erwachsen kann. Er hatte das Versprechen zwar auf das feyerlichste geleistet, allein nur die äußerste Gefahr war fähig gewesen, ihn zu diesem Schritt zu bewegen. Er war damals so sehr in die Enge getrieben, daß ihm kein anderes Auskunftsmittel übrig blieb, als entweder sich der wahrscheinlichen Gefahr auszusetzen, gänzlich von dem Kaiser bezwungen zu werden, oder sich seinem Willen zu unterwer-

fen. Die Vorsicht rieth ihm, unter zween Uebeln das kleinste zu wählen, deswegen gieng er, ohne sich lange zu besinnen, alle Bedingungen ein, welche der Kaiser ihm vorlegte; ja, er würde kein Bedenken getragen haben, sich für den Augenblick noch weit härtern zu unterwerfen, weil er nur wünschte, sich aus seiner unangenehmen Lage zu reißen, und den Kaiser zu entfernen. Im Grunde war aber schon damals, als er das Gelübde ablegte, seine Absicht nichts weniger als es auch zu halten. Denn die Kränkung, sich von der Nachfolge in der Regierung des Burgundischen Reichs gänzlich ausgeschlossen zu sehen, war für ihn zu hart, um sie ganz ungeahndet ertragen zu können. Er wollte nur auf einen günstigen Zeitpunkt warten, um seine Rache an Konraden recht nachdrücklich auszuüben, und sich wo möglich, für den Verlust von Burgund schadlos zu halten.

Gegenwärtig als Konrad mit seinem Heere in Italien beschäfftiget war, schien ihm der günstige Augenblick gekommen zu seyn, in welchem er seine Absicht völlig erreichen könnte. Er wußte, daß Konrad den Kern seiner Mannschaften versammlet und mit sich nach Italien genommen hatte. Dahero glaubte er, daß Deutschland ganz ohne alle Bedeckung geblieben, und sich kein Mensch seinen Einfällen widersetzen würde; vielmehr hoffte er überall ohne Schwertstreich als Sieger einziehen zu können, weil die, seiner Meinung nach ohne Besatzung gebliebenen Städte sich ihm lieber freywillig unterwerfen, als der Gefahr aussetzen würden, erst mit Gewalt von ihm bezwungen zu werden. Er fühlte deswegen schon den Vorgenuß, den ihm seine Rache gewähren würde, und schon im Voraus stellte er sich das Vergnügen vor, welches er empfinden würde, wenn er dem Kaiser die Kränkung zufügte, und im Innern des deutschen Reichs ganz nach eigner Willkühr hausete. Denn, daß er Widerstand finden würde, ließ er sich gar nicht einfallen, weil er sich die ganze Zeit daher sehr ruhig und freundschaftlich gegen den Kaiser betragen, um ihn vollkommen sicher zu machen. Allein Konrad verließ sich auf diese anscheinende Ruhe nicht, weil er schon zu oft war hinter-

gangen worden; er hatte deswegen die Vorsicht gebraucht, und den Herzog Gothelo von Lothringen mit einem nicht unbeträchtlichen Heere in Deutschland zurück gelassen, um das Reich bey vorfallender Gelegenheit zu decken. Zwar war es dem Grafen Odo nicht unbekannt, daß Gothelo dem Kaiser nicht mit nach Italien gefolget, allein er hielt ihn für viel zu ohnmächtig, um ihm nicht weichen zu müssen. Kaum hatte also der Kaiser das deutsche Reich verlassen, als Odo auch schon seinen Angriff wagte. Hätte er nur das mindeste von denen Absichten, welche die Italiener auf ihn hatten, ahnden können, so würde er gewiß kein Bedenken getragen haben, die Ausführung seines Plans aufzuschieben, um ihn alsdann mit desto mehrerem Erfolge ausführen zu können. Allein zu seinem Unglück erfuhr er nicht eine Silbe von allem, was in Italien vorging.

Vom Anfange schien ihn das Glück sehr hold anzulächeln, weil er alles so fand, wie er sich eingebildet hatte. Er fiel in Lothringen ein, und fand daselbst nicht den mindesten Widerstand; denn Gothelo hatte sich mit sehr gutem Bedacht in das Innere des deutschen Reichs zurück gezogen, um den Grafen Odo recht weit vorwärts zu locken und ihn alsdann mit desto besserem Erfolg angreifen zu können. Odo ging auch glücklich in die ihm gestellte Falle. Das Zurückziehen des Herzogs hielt er für bloße Furcht, und in seinem Herzen triumphirete er schon im voraus über den glänzenden Sieg, den er über ganz Deutschland erlangen würde; und schon entwarf er vorläufig die Bedingungen, welche er Konraden bey seiner Zurückkunft aus Italien vorschreiben wollte. Er ging gerade auf das Schloß Baar, welches die Hauptfestung von ganz Lothringen war, los; um erst festen Fuß in den Provinzen, welche er erobern wollte, zu fassen. So bald Odo sich demselben näherte, zog Gothelo sich zurück, und Odo sahe sich schon im Besitz dieser Festung, welche sich ihm auf die erste Aufforderung ergab, ehe er es noch selbst erwartet hatte. Kaum war er im Besitz derselben, so fing er seine Streifereyen im Lande herum an. Je weiter Gothelo sich zurückzog, mit desto

größerm Eifer folgte Odo ihm auf dem Fuße nach, wobey er alles, was ihm in den Weg kam, verwüstete. Indessen hatte Gothelo sich nur furchtsam gestellt, um Zeit zu gewinnen, sein Heer zu verstärken. Er zog mit der größten Geschwindigkeit und Vorsicht, damit Odo es nicht bemerken möchte, so viel Mannschaften als möglich zusammen. Kaum hatte er nur eine hinlängliche Macht vereiniget, mit welcher er es seiner Ueberzeugung nach wagen konnte, den Grafen von Champagne ohne Gefahr anzugreifen, so änderte sich auch mit einemmale der Schauplatz; und Odo bereuete es zu spät, den Feind für zu ohnmächtig gehalten zu haben.

Gothelo hatte sein ganzes Heer in zwey gleiche Theile abgetheilt. Den Oberbefehl über den einen übertrug er seinem Sohne Gottfried, mit welchem derselbe dem Grafen Odo in den Rücken fallen sollte, während daß er mit dem andern, welchen er selbst anführte, ihn von vorne angreifen wollte. Alles ging ganz nach den Wünschen des vorsichtigen und tapfern Gothelo. Sein Sohn hatte sich auf die andere Seite gezogen, ohne von den Grafen Odo bemerkt zu werden, bis er von ihm das Zeichen zum Angriff erhalten. Nicht gar zu weit von Baar traf Gothelo das Heer der Champagner an. Er ging muthig auf sie los, ehe sie noch Zeit hatten, sich zu besinnen, wo mit einemmale ein so mächtiges Heer herkäme, und in demselben Augenblicke fiel auch Gottfried ihnen in den Rücken. Nun sah Odo wohl ein, daß er war hintergangen worden, und daß die Deutschen nichts weniger als furchtsam wären. Allein alle mögliche Betrachtungen konnten ihn aus seiner gegenwärtigen Lage nicht retten. Ihm blieb nichts übrig, als zu siegen oder auf dem Kampfplatze zu sterben. Er ermahnte seine Soldaten zur Tapferkeit, und bat sie auf das dringendeste, ihn jetzo in der Gefahr nicht zu verlassen. Sie versprachen ihm dieses auch insgesammt, und die Loosung aller war Sieg oder Tod; denn ungeschlagen zu entkommen, daran war nicht zu denken, weil sie von allen Seiten von den Deutschen umringt waren.

Der Angriff war von Seiten der Deutschen ausserordentlich hitzig, und die Champagner unterließen nicht, ihn mit dem äußersten Muthe zu erwiedern. Mit einem Wort, beyde Theile bewiesen den äußersten Grad von Tapferkeit, indem sie wie die Löwen fochten. Vorzüglich aber zeigte sich Odo als einen erfahrnen Krieger. Mit der größten Entschlossenheit, ohne nur einen Schein von Furcht blicken zu lassen, sprach er seinen Soldaten Muth zu, und wo die Gefahr am größten, war er stets zu finden, um seinen Anhängern durch sein Beyspiel gleiche Gesinnungen einzuflößen. Viele brave Deutsche wurden ein Opfer seines Heldenmuths, und von beiden Seiten floß das Blut gleichsam in Strömen.

Endlich behielten aber doch die Lothringer die Oberhand, und die Tapferkeit der Champagner mußte ihrer Uebermacht weichen. Die letztern wurden in die Flucht geschlagen, und der tapfere Odo, der dem Kaiser in seinem Leben so viele Unruhe gemacht, wurde mit einemmale zur ewigen Ruhe verwiesen, nachdem er sich so lange vertheidiget, als er noch ein Glied rühren können. Mit genauer Mühe und Noth entkam sein Sohn Thibald den Händen der Lothringer, welchen sie noch bey einem Haar auf der Flucht gefangen genommen hätten. Nachdem er aber in Sicherheit, schickte er einen Abgesandten an den Grafen Gothelo, um von denselben den Leichnam seines Vaters zu erbitten. Dieser wurde ihm auch ohne Bedenken ausgeliefert, weil er dem deutschen Reiche nicht mehr schädlich seyn konnte. Thibald ließ den durch die vielen empfangenen Wunden ganz verstümmelten Körper mit aller möglichen Feyerlichkeit zu Marmoutiers beerdigen, woselbst er ihm noch manche Thräne der kindlichen Liebe weihete. Der Friede wurde zwischen Lothringen und Champagne wieder hergestellt; und ob gleich die Schlacht dem Grafen Gothelo sehr viel Menschen gekostet hatte, so erwuchs ihm doch wenigstens der Vortheil, daß die Champagner es nicht wieder wagten, ihn zu beunruhigen.

Gerade zu der Zeit, wie Herzog Gothelo gegen den Grafen Odo vorrückte, um ihn anzugreifen, kamen die Abgesandten des Erzbischoffs von Mayland an. Sie wagten zwar verschiedene Versuche, sich ihrem gewählten Oberhaupte zu nähern, um demselben von der Ursache ihrer Reise Nachricht zu geben. Allein diese wurden alle durch die Wachsamkeit des Herzogs von Lothringen und seines Sohnes vereitelt, daß sie auf keine Weise in das Lager der Champagner kommen konnten, ohne befürchten zu müssen, entdeckt zu werden. Weil nun dadurch ihr ganzer Plan würde verrathen worden seyn, so sahen sie sich genöthiget, den Ausgang des Krieges abzuwarten, bevor sie sich ihres Auftrags entledigen durften. Indessen hielten sie sich doch so nahe als möglich in der Gegend des Kriegs-Schauplatzes auf, um beyvorfallender Gelegenheit gleich ihre Geschäfte bey dem Grafen Odo abmachen zu können, indem sie wußten, daß man ihre Zurückkunft in Italien mit Ungeduld erwartete. Denn der Erzbischof wollte eher nichts unternehmen, bevor er nicht gewiß versichert war, von Seiten des Grafen Unterstützung zu erhalten, weil er sich nicht getraute, allein mit dem Kaiser anzubinden.

Endlich erschien der Tag, an welchem die entscheidende Schlacht sollte geliefert werden. Die Abgesandten sahen mit Zittern die fürchterlichen Zurüstungen, die von Seiten des Herzogs Gothelo gemacht wurden. Sie befürchteten schon im voraus einen sehr unglücklichen Ausgang für den Grafen Odo, nicht etwa, als ob sie Zweifel in seinen Muth gesetzet: denn von dieser Seite waren sie ganz beruhiget, weil der Ruf seiner unerschütterlichen Tapferkeit allgemein anerkannt war; allein sie sahen die große Uebermacht der Deutschen, und wußten, daß Odo nichts weniger als einen Angriff erwartete; also war es ganz natürlich, daß ihnen für das Schicksal desjenigen, für welchen sie sich so sehr interessirten, bange seyn mußte. So bald der Angriff erfolget, näherten sie sich dem Kampfplatze so viel als möglich, um selbst Augenzeugen von dem Ausgange der Schlacht

zu seyn, und um dem Odo, im Fall, daß er Sieger seyn sollte, gleich von der Ursache ihrer Anwesenheit Nachricht geben zu können. Zu ihrem nicht geringen Leidwesen aber war alle die unendliche Mühe, welche sie sich gegeben hatten, ganz fruchtlos. Sie bewunderten die Tapferkeit, mit welcher Odo ganz unvorbereitet, sich gegen einen so überlegenen Feind vertheidigte; allein sie sahen auch, wie er am Ende unter den Streichen seiner Feinde fiel, und sein ganzes tapferes Heer geschlagen wurde. Durch diesen Unglücksfall, welchen sie gleichsam geahndet hatten, wie sie die Zurüstungen zur Schlacht machen gesehen, vereitelte der Himmel mit einemmale alle ihre schönen Aussichten, und die frohe Hoffnung, einen Oberherrn, der ganz gleiche Gesinnungen mit ihnen hatte, auf dem lombartischen Throne zu erblicken, wurde in einem einzigen unglücklichen Augenblicke gänzlich vernichtet. Sie kehrten äußerst niedergeschlagen wieder an den Ort, wo sie sich bisher aufgehalten zurück, um Anstalten zu ihrer Rückreise zu treffen, die sie zu beschleunigen suchten, um bald dem Erzbischof die traurige Nachricht von dem Unglücke, welches sie betroffen, bringen zu können. Zwar hätten sie dem jungen Thibald, der dem Tode glücklich entronnen, die seinem Vater zugedachte Ehre antragen können; allein dieser war in seiner gegenwärtigen Lage auf keine Weise fähig, ihren Wünschen zu entsprechen. Denn theils war er zu einem so wichtigen Unternehmen noch zu unerfahren, theils war er auch, nachdem er eine so schreckliche Niederlage erlitten, zu ohnmächtig, gegen den Kaiser zu Felde zu ziehen; und endlich waren sie gewiß überzeugt, sowohl er, als auch sein Heer würde zu muthlos geworden seyn, um sich nochmals in einen Handel einzulassen, zu welchem so viel Muth gehörte. Ohne also weiter daran zu denken, den Zweck ihrer Reise auf eine andere Art zu erreichen, traten sie ihre Rückreise an.

Ein Unglück kömmt aber selten allein; dieses Sprüchwort traf auch bey unsern Abgesandten ein. Sie wußten nichts von alle dem, was während ihrer Abwesenheit in Italien

vorgefallen war, weswegen sie auch nicht die geringste Muthmaßung hatten, daß ihre Geschäfte in ihrer Abwesenheit könnten seyn verrathen worden. Ohne die geringste Vorsicht zu beobachten, zogen sie ganz in Kummer über das Unglück, welches sie dem Erzbischof zu hinterbringen hatten, versunken, ihre Straße, ohne auf irgend einen Gegenstand, der ihnen aufstieß, Acht zu haben. Konrad aber, der erfahren hatte, daß Gesandte an den Grafen Odo von dem Erzbischofe waren abgeschickt worden, um ihn die Lombardische Krone anzutragen, wenn er ihm anders in seinem Unternehmen beystehen wollte, wendete alle mögliche Vorsicht an, daß diese Gesandtschaft, sie mochte ausfallen, wie sie wollte, keine nachtheiligen Folgen für ihn haben konnte. Er war zu dieser Zeit mit seinem Heere gleichsam unthätig, weil ihm der Augenblick noch nicht gekommen zu seyn schien, um mit Nachdruck gegen die Empörer verfahren zu können. Er glaubte deswegen nichts bessers unternehmen zu können, als wenn er alle mögliche Mittel anwendete, die Gesandten bey ihrer Zurückkunft aus Deutschland in seine Hände zu bekommen, um wenigstens vor der Hand, entweder durch Güte oder durch Gewalt, den Ausgang ihres Geschäftes zu erfahren. Zu diesem Behuf schickte Konrad einen Theil seiner Reiterey in alle Gegenden, wo er nur vermuthen konnte, daß es eine Möglichkeit wäre, daß die Gesandten den Rückweg nehmen könnten; um ihnen alle Zugänge abzuschneiden, unbemerkt zu dem Erzbischof zurückzukehren.

Die abgeschickte Reiterey befolgte den Willen ihres Herren auf das pünktlichste; sie nahm überall solche vortheilhafte Stellungen an, daß, ohne von den Reisenden bemerkt zu werden, kein Mensch ihrer Aufmerksamkeit entgehen konnte. Sie brauchten auch nicht sehr lange zu warten, um den Zweck ihrer Reise zu erfüllen; denn kaum waren sie auf ihrem Posten angekommen, so erblickten sie auch schon in der Ferne die Erzbischöflichen Abgesandten nebst ihrem Gefolge. Um nicht von ihnen bemerkt zu werden, verhielten sich die Kaiserlichen äußerst ruhig in ihrem Hinterhalte. Vermuth-

lich mit Betrachtungen beschäftiget, was sie nun für einen Weg würden einschlagen müssen, um ihren Zweck noch zu erreichen, dem Kaiser die Lombardische Krone zu entreißen, setzten die Gesandten ihren Weg langsam fort, ohne nur zu ahnden, daß sie beobachtet würden, und noch viel weniger sich einzubilden, daß jemand in der Nähe, der feindselige Absichten gegen sie hegete. Ganz unbefangen näherten sie sich dem Orte, wo die Kaiserlichen verborgen waren. So bald sie so nahe gekommen, daß es keine Möglichkeit zu entwischen war, rückten die Kaiserlichen aus ihren Schlupfwinkeln, in welchen sie sich verborgen gehalten hervor, und in einem Augenblick war die ganze Gesandschaft von der ausgeschickten Kaiserlichen Reiterey umgeben. Nun sahen die armen Gesandten ein, daß sie sehr thöricht gehandelt, so sorgenlos ihre Straße zu ziehen, und nicht besser auf die ihnen aufstoßenden Gegenstände Achtung zu geben. Allein diese Betrachtungen kamen zu spät, weil kein Mittel zu entkommen ihnen mehr übrig blieb. Zum Fliehen war es zu spät, indem ihnen der Weg von allen Seiten abgeschnitten; und an keine Gegenwehr war gar nicht zu denken, weil sie fast ganz unbewaffnet und überdies auch zu schwach waren, um nur den Gedanken fassen zu dürfen, sich gegen die unendlich überlegene Macht der Kaiserlichen wehren zu wollen. Es blieb ihnen dahero nichts weiter übrig, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und geduldig abzuwarten, was der Himmel und der Kaiser über sie beschliessen würde.

Die armen Gefangenen wurden gleichsam in Triumph nach dem Kaiserlichen Hoflager geführet. Schon unterwegs erfuhren sie, daß ihr ganzes Geschäfte verrathen worden, und daß es ihnen nichts helfen würde, wenn sie auch einen andern Bewegungsgrund ihrer Reise vorschützen wollten, weil sich der Kaiser schon von der wahren Ursache derselben überzeugt. Sie waren deswegen noch vor ihrer Ankunft im Lager entschlossen, alles ganz offenherzig zu bekennnen, und die Bestimmung ihres künftigen Schicksals der Gnade des Kaisers zu überlassen.

Gleich nach ihrer Ankunft zu Cremona ließ sie Konrad vor sich bringen. Mit Zittern und Zagen näherten sie sich dem Kaiserlichen Throne, zumahl da Konrad sie ziemlich unsanft anredete. Indessen faßten sie doch Muth, ein offenherziges Bekenntniß von allem, was sie wußten, abzulegen. Alles, was die Italienischen Angelegenheiten betraf, stimmte vollkommen mit dem, was Konrad schon wußte, überein; nur die Ursache, warum sie unverrichteter Sache wieder nach Italien zurückkehren müssen, war ihm etwas neues und zugleich eine sehr angenehme Nachricht. Denn er hatte immer gefürchtet, Odo würde ihm noch viel zu schaffen machen, zumahl wenn er eine so mächtige Unterstützung als die des Erzbischoffs von Mayland hätte, weil er seinen unruhigen Geist kannte. Man kann sich dahero vorstellen, wie froh er war, die Nachricht zu erhalten, daß er auf dieser Welt nichts mehr von ihm zu befürchten hatte; denn Konraden war in seinem Herzen nicht ganz wohl zu Muthe gewesen, als er den Plan der Italiener, dem Grafen Odo die Lombardische Krone aufzusetzen, erfahren, weil er gewiß überzeugt war, derselbe würde nicht ermangeln, die günstige Gelegenheit, sich an ihm und dem deutschen Reiche zu rächen, mit beyden Händen zu ergreifen. Um sich aber sowohl mit den Empörern als auch mit einem Feind außerhalb des Reichs einzulassen, hatte Konrad vor der Hand nichts weniger als Lust, weil er in seiner gegenwärtigen Lage nicht mit beyden fertig zu werden hoffen durfte. Denn daß er gegen die Mayländer den kürzern ziehen würde, wußte er gewiß, weil die Furcht für den Heiligen noch immer in seinem Heere herrschte, weswegen er schon so lange gleichsam unthätig liegen müssen. Wurde er nun von dem Grafen Odo angegriffen, so konnte Heribert indessen machen was er wollte, und die Niederlage der Deutschen war alsdann gewiß zu vermuthen, wenn ihre Macht getheilt würde. So lange aber sein Heer beysammen blieb, wagte es Heribert nicht, ihn zu überfallen; und Konrad hatte wenigstens den Vortheil, alle Handlungen seines Widersachers ungestört beobachten zu können. Aus allen diesen Ursachen fiel Kon-

saden ein großer Stein vom Herzen, als er die gute Nachricht bekam, daß Odo getödtet und sein Heer gänzlich geschlagen worden. Nun fing er erst an zu hoffen, die Italiener mit der Zeit wieder zu ihren Pflichten zurück zu bringen und seine Rechte behaupten zu können; ob er gleich voraus sahe, daß es nicht so geschwind, als er wünschte, gehen würde. Indessen dachte er, besser spät, als niemals.

Zwar war Konrad anfänglich gegen die Abgesandten des Erzbischoffs äußerst aufgebracht gewesen; auch hatte er den festen Vorsatz gehabt, sie nachdrücklich zu bestrafen, daß sie sich zu Werkzeugen, seinen Untergang zu befördern, hatten brauchen lassen. Allein nachdem er den schlechten Ausgang ihrer Gesandtschaft, und noch überdies die guten Nachrichten von dem Sieg des Herzogs Gothelo durch sie zuerst erfahren, legte sich sein Zorn gänzlich. Er vergab ihnen nicht allein ihr Vergehen, sondern gab ihnen auch sogar eine Bedeckung mit, welche sie bis an das Mayländische Gebiet begleiten mußte, um sie für alle Beleidigungen zu schützen. Im Grunde war ihm selbst sehr viel daran gelegen, daß die Gesandten wohlbehalten bey ihrem Herrn, der sie abgeschickt, ankommen sollten. Denn er glaubte, den Erzbischoff nicht empfindlicher kränken zu können, als wenn diejenigen, auf deren Zurückkunft er so sehnlich gewartet, um seinen Plan, die höchste Gewalt in Italien an sich zu reissen, auszuführen, ihm zuerst die Nachricht hinterbringen müßten, daß der auf dessen Beystand er seine ganze Hoffnung gegründet, ein so trauriges Ende genommen; wodurch mit einemmal seine schönen Aussichten für die Zukunft vereitelt wurden.

Nachdem nun Konrad von Seiten des Grafen Odo nichts mehr zu befürchten hatte, war sein erstes Geschäfte, ein Mittel auszusinnen, sich an den Empörern zu rächen. Die drey Mitschuldigen Heriberts duldeten schon die ihnen zugedachte Strafe; denn sie waren insgesamt ihrer bischöfflichen Würde entsetzt, des Landes auf ewig verwiesen, und in enge Verwahrung nach Deutschland gebracht worden.

Gegen diese, die ihr Vergehen schon hart genug büßeten, konnte Konrad nun nichts weiter unternehmen, obgleich täglich neue Klagen gegen sie einliefen. Es blieb ihm also nur noch der Erzbischof von Mayland, als der Rädelsführer der ganzen Verschwörung, zur Rechenschaft zu fordern übrig. Konrad war so sehr erbittert gegen ihn, daß er ihn gern seiner Rache würde aufgeopfert haben, wenn er nur ein Mittel ausfindig machen können, ihm beyzukommen. Allein aus den Ursachen, welche wir schon genug in das Licht gesetzt zu haben glauben, konnte er ihm nichts persönlich anhaben. Er mußte sich deswegen vor der Hand begnügen, ihn auf alle nur ersinnliche Art zu kränken, bis sich eine bessere Gelegenheit, ihn nachdrücklicher seinen Zorn fühlen zu lassen, darbieten würde. Dieses glaubte er am besten ausführen zu können, wenn er einem andern die Erzbischöfliche Würde ertheilete, wodurch Heribert gleichsam seiner Würde entsetzt wurde. Um dieses zu bewerkstelligen, gab Konrad das Bisthum einem gewissen Mayländischen Domherrn, mit Nahmen Ambrosius. Diesen schickte Konrad mit einen Empfehlungsschreiben nach Rom, in welchem er den Papst ersuchte, den neuen Erzbischof in seiner erlangten Würde zu bestätigen. Der heilige Vater befand sich gerade zu dieser Zeit nicht in der angenehmsten Lage. Er sahe voraus, daß er den Schutz des Kaisers sehr nöthig brauchen würde, wie wir bald sehen werden, weswegen er sich unendlich freuete, daß er eine Gelegenheit bekam, sich den Kaiser verbindlich zu machen. Er machte nicht die geringste Schwierigkeit, das Verlangen Konrads zu erfüllen, und Ambrosius wurde unmittelbar nach seiner Ankunft zu Rom zum Erzbischof geweihet.

Ambrosius sahe sich auf dem höchsten Gipfel irdischer Glückseligkeit, weil bis jetzo alles seinen Wünschen gemäß gegangen war. Schon glaubte er sich in dem wirklichen Besitz des Erzbisthums, als er noch sehr weit davon entfernt war, und mit dem bloßen Titel vorwillen nehmen mußte. Denn er glaubte, daß Heribert nun keine Schwierigkeiten machen würde, ihm gleich nach seiner Ankunft seinen Platz

einzuräumen, und daß seine neuen Unterthanen ihn mit allen möglichen Freudenbezeugungen empfangen würden. Allein der arme Ambrosius wurde nicht wenig in seinen schönen Hoffnungen getäuschet. Denn Heribert hatte zu gute Kundschafter, um nicht alles zu erfahren, was gegen ihn vorgenommen wurde, und er war viel zu vorsichtig, um nicht sogleich seine Gegenvorkehrungen zu treffen, den Plan des Kaisers zu vereiteln. Er lachte der Rache, die Konrad dadurch an ihm auszuüben dachte, weil er gewiß war, daß sie keine nachtheiligen Folgen für ihn haben konnte. Denn er hatte schon alle Vorsicht angewendet, das Volk bey dem Glauben zu erhalten, als ob jenes Unwetter, welches die Deutschen zerstreuet, von den Heiligen blos zu seinen Gunsten wäre veranstaltet worden. Weswegen es ihn immer noch als einen besondern Liebling der Heiligen betrachtete, und der ganze Hause lieber sein Leben eingebüßet, als ihn verlassen haben würde. Ja es glaubte, sich den Zorn Gottes zuzuziehen, wenn es sich nur den Gedanken einkommen ließ, einen andern als Heriberten für sein rechtmäßiges Oberhaupt anerkennen zu wollen. Aus allen diesen kann man leicht einsehen, wie sehr die Aufnahme des neuen Erzbischofs von der, welche er erwartet hatte, verschieden war. Zwar nahm er wirklich von der Kirche und dem Lande als Erzbischof Besitz; allein dieser Schritt wäre ihm bald sehr theuer zu stehen gekommen. Denn kaum war dieses geschehen, so zeigte der Pöbel seine ganze Zuneigung für seinen alten Oberherrn. Er wurde äußerst aufgebracht, daß ein anderer Mensch nur den Gedanken wagen könnte, Heriberten von seinem Posten verdrängen zu wollen, in welchem ihn die Heiligen, seiner Meynung nach, selbst bestätiget. Voller Wuth fiel das Volk über alles, was dem Ambrosius gehörte, her, und alles, was sein Eigenthum war, wurde gänzlich verwüstet, er selbst aber entkam mit genauer Noth seinen Händen. Nachdem es alles vernichtet, schwor es aufs neue, seinen rechtmäßigen Oberherrn nie zu verlassen, so lange noch ein Tropfen Blut in seinen Adern rinnen würde.

Zu seinem großen Leidwesen sahe Konrad, daß sein Plan, Heriberten zu demüthigen, abermahls mißlungen war, zumahl da er noch keine Aussicht hatte, ihm auf eine andere Art beyzukommen. Er war nur froh, daß er sich weit genug von dem Mayländischen Gebiete in Zeiten entfernet, um nicht nöthig zu haben, seine rechtschaffnen und tapfern Deutschen der Wuth eines aufgebrachten Pöbels preis zu geben. Denn er war überzeugt, daß er, durch den Geist des Aberglaubens angetrieben, wie wüthend würde gefochten haben; daß also, wenn sein Heer auch nicht untergelegen, es doch eine gewaltige Niederlage würde erlitten haben; zumahl da dessen Muth, wie wir schon oben gesagt, ein wenig war geschwächt worden. Denn wer kennt nicht die fürchterlichen Wirkungen, welche der Aberglaube in jenen Zeiten hervorbrachte, daß ich also weder zur Entschuldigung der letztern, noch zur Bekräftigung des Muths der erstern etwas hinzu zu fügen für nöthig erachte.

Noch immer hielt sich Konrad also mit seinem Gefolge zu Cremona auf, um auf bessere Zeiten zu hoffen. Sein Heer hatte er in die umliegende Gegend vertheilet, um demselben in den Gebirgen, welche die Stadt umgeben, ein Obdach gegen die drückende Hitze, die sich in diesem Jahre über ganz Italien verbreitete, zu verschaffen. Weil die Deutschen, an eine rauhere Himmelsgegend gewohnt, zuviel von den brennenden Stralen der mittägigen Sonne würden gelitten haben, wenn sie selbiger ganz frey ausgesetzt gewesen wären.

In dieser Zeit war es, daß Konrad einen freundschaftlichen Besuch von dem heiligen Vater erhielt, der aber von Seiten des Papsts sehr eigennützige Absichten zum Grunde hatte. Wir haben schon oben gesagt, daß Benedikt IX. durch das ungeheure Vermögen seiner Familie, in seiner frühesten Jugend zum Nachfolger des heiligen Peters gewählet wurde. Als unumschränkter Herr aller seiner Handlungen, überließ er sich allen möglichen Ausschweifungen, welche man gewiß keinem gemeinen Weltbürger, geschweige denn

einem Statthalter Christi vergeben konnte. Zwar hatten seine Vorgänger auch nicht das nachahmungswürdigste Leben geführet, und die Italiener schon nach und nach gewöhnet, dem Oberhaupte der Christlichen Kirche verschiedene Schwachheiten nachzusehen. Allein Benedikt bediente sich dieser Nachsicht zu sehr, und erlaubte sich Ausschweifungen, welche gar nicht in einem gesitteten Staat geduldet werden konnten; weswegen die sonst gegen die Fehler der Päpste fast blinden Italiener ziemlich laut von einer Absetzung zu reden anfingen, und schon Anstalten machten, einen andern Papst zu wählen. Hätte Benedikt dieses Zeit genug erfahren, ehe das Gerüchte zu laut geworden, so wäre dem Uebel vielleicht noch abzuhelfen gewesen, und durch neue Bestechungen würde er vielleicht, so wie bey seiner Wahl, alles wieder für sich haben einnehmen können. Allein ehe ihm etwas davon bekannt wurde, daß man mit seiner Art zu leben nicht recht zufrieden, hatte der Geist der Empörung sich schon zu sehr verbreitet. Vorzüglich mochten einige, welche wahrscheinlich bey seiner Wahl übergangen worden waren, und andere, deren Wünschen er nicht hinlänglich entsprochen, sich bemühet haben, den Funken der Unzufriedenheit in den Herzen der Italiener anzublasen. Dieses hatten sie aber mit so vieler Vorsicht gethan, daß Benedikt nicht das mindeste davon merkte bis der Ausbruch der Empörung ziemlich nahe, und dem Uebel in Güte gar nicht mehr abzuhelfen war *). Zwar ließ er kein Mittel unversucht, sich wieder die Gunst der Italiener zu verschaffen, allein alle seine Bemühungen waren fruchtlos, und täglich mehrete sich die Zahl der Unzufriedenen. Als Benedikt nun endlich sahe, daß alle Mühe,

*) Daß Benedikt sich die grösten Ausschweifungen erlaubt, erhellet aus Muratori Annali Tom. VI. pag. 100. Denn dieser, der sonst alles, was Italien und besonders die Geistlichkeit in einem etwas unvortheilhaften Lichte darstellen kann, zu bemänteln sucht, spricht sowohl an der angeführten als auch an verschiedenen andern Stellen, mit ganz deutlichen Worten von den Ausschweifungen, welche sich der heilige Vater zu Schulden kommen lassen.

die Ruhe und Eintracht wieder herzustellen, vergebens, wurde ihm bange um seine dreyfache Krone, welche zu verlieren er nicht die mindeste Lust hatte, da sie ihn mit der größten Bequemlichkeit ernährete.

In der größten Angst beschloß er endlich, seine Zuflucht zu dem Kaiser zu nehmen und ihn um seinen Schutz zu bitten. Er machte sich in eigner hoher Person zu ihm auf den Weg, zumahl da er sich ohne mächtige Unterstützung nicht mehr recht sicher in Rom glaubte, weil er täglich den förmlichen Ausbruch der Empörung befürchten mußte. War diese aber einmal ausgebrochen und er seiner Würde entsetzt, so fühlte er im voraus, daß es ungleich schwerer werden würde, sich wieder in die Höhe zu schwingen, als sich jetzo auf seinem schwankenden Throne zu erhalten.

Konrad hatte, so lange er den Kaiserlichen Thron besaß, stets gesucht, die Geistlichkeit auf alle mögliche Art zu Freunden zu erhalten. Aus dieser Ursache war er auch hier nachsichtiger gegen den Papst, als er wohl hätte seyn sollen. Indessen ist ihm dieses zu verzeihen, weil das Wohl seines Staats ihn hauptsächlich zu dieser Nachsichtigkeit verleitete. Er sahe voraus, daß der Papst, trotz allen seinen Vergehungen, sich unter seinem Schutz noch auf dem Throne erhalten könnte. Wenn dieses aber erfolgte, so durfte er gewiß erwarten, daß der heilige Vater ihm alle mögliche Gefälligkeit erzeigen würde, wodurch er manchen Vortheil, so wohl für sich als auch für das deutsche Reich zu erlangen hoffte. Denn wer weis nicht, was für einen mächtigen Einfluß der heilige Vater und die ganze Geistlichkeit in jenen Zeiten auf alle Welthändel hatten. Gewiß konnte jeder, der sich ihre Freundschaft zu verschaffen wußte, auf die Erfüllung aller seiner Wünsche und auf die Ausführung aller seiner Unternehmungen Rechnung machen. Kann man es aus diesem Grunde wohl Konraden verdenken, daß er sich eines Schatzes zu bemächtigen suchte, zu dessen Erlangung sich eine so gute Gelegenheit darbot.

Aus diesen wichtigen Ursachen empfing also Konrad den unheiligen Benedikt mit allen möglichen Ehrenbezeugungen, die er als Statthalter Christi nur verlangen konnte, wenn er auch das frömmste Leben geführet hatte. Gleich nach seiner Ankunft stellte Benedikt dem Kaiser die traurige Lage vor, in welcher er sich befände, indem ihm ohne seinen Beystand nicht die mindeste Aussicht sich auf den Päpstlichen Throne zu erhalten übrig bliebe. Die ganze Schuld seines Unglücks schob er nur allein auf die Unbeständigkeit der Italiener, welche ihn jetzo zu verdrängen suchten, weil er die unbilligen Wünsche einiger zu erfüllen nicht im Stande gewesen. Diese hätten den Saamen der Unzufriedenheit unter den andern, für die er doch alles gethan, was in seinen Kräften gestanden, auszustreuen gesucht, wie leicht dieser aber bey den zu Empörungen geneigten Italienern Wurzel schlage, werde er wohl selbst aus Erfahrung am besten wissen. Von den eigentlichen Ursachen, welche die Unzufriedenheit der Italiener verursacht, erwähnete er aber nicht eine Silbe. Konrad seiner Seits war viel zu sehr Hofmann, um sich auch nur im entferntesten das Ansehn zu geben, als ob er schon vorhero von der Ursache unterrichtet gewesen, warum die Italiener eine anderweite Besetzung des Päpstlichen Stuhls im Sinne hätten. Vielmehr stellte er sich, als ob ihm die ganze Erzehlung des Unglücks, welches Benedikten betroffen, etwas ganz neues wäre. Er versicherte ihm seiner lebhaftesten Theilnahme, und versprach auf alle mögliche Art, seine gerechte Sache zu unterstützen. Benedikt war nicht wenig vergnügt, als er sahe, daß der Kaiser sich so leicht bereden lassen, für sein bestes zu sorgen. Nun schöpfte er wieder neue Hoffnung für die Zukunft, nachdem er schon ganz verzweifelt, sich im Besitze der Päpstlichen Würde zu erhalten. Er sagte dem Kaiser den wärmsten Dank für die versprochene Unterstützung, und versicherte, daß er nie aufhören würde, ihm alle mögliche Beweise seiner aufrichtigsten Freundschaft zu geben. Konrad hingegen war nicht weniger vergnügt, sich einen so mächtigen Freund erworben zu haben, dessen Freundschaft ihm um keinen Preiß zu

theuer war. Auf diese Weise endigten sich also diese Unterhandlungen zu gegenseitiger Zufriedenheit. Hierauf begab sich Benedikt ohnverzüglich nach Rom zurück, und Konrad machte Anstalten, sein Heer zum Aufbruch in Bereitschaft zu setzen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Konrad ziehet sein Heer zusammen, um nach Rom zu gehen — wohin sich die Kaiserin schon im voraus begeben. — Unterwegs entstehen abermals Streitigkeiten zwischen den Deutschen und Parmesanern, wobey letztere den kürzern ziehen. — Sobald Konrad sein Geschäfte zu Rom beendigt, gehet er nach Capua, um den Fürsten Pandolf, welcher sich verschiedne Vergehungen zu Schulden kommen lassen, zur Rechenschaft zu ziehen. Weil dieser sich aber nicht freywillig unterwirft, wird er mit Gewalt besiegt, und seines Landes beraubt.

So bald die brennende Hitze sich ein wenig vermindert, zog Konrad sein bis jetzo in den Gebirgen vertheilt gewesenes Heer wieder zusammen, um sich auf den Weg zu machen, sein dem Papste gegebenes Versprechen zu erfüllen. Kaum war alles in gehöriger Ordnung, als er auch schon Befehl zum Aufbruch ertheilte, weil er gern so viel als möglich Zeit ersparen wollte. Zuerst ging er nach Parma; hier schlug er sein Hoflager in der Stadt auf, um das Weihnachtsfest mit Ruhe feyern zu können; sein Heer wurde aber in der umliegenden Gegend vertheilet. Allein wider alles Vermuthen wurde Konrad abermahls durch neue Unruhen, welche während seiner Anwesenheit entstanden, in seiner Andacht gestöret. Es entstand, wie gewöhnlich zu geschehen pflegte, wenn die Deutschen und die Italiener zusammen kamen, ein Streit zwischen diesen beyden Nationen; welcher auch hier ein sehr blutiges Ende nahm. Worüber der Streit entstanden und wer eigentlich die Veranlassung

zu demselben gegeben, ist nicht genau zu bestimmen *). Genug es wurde von beyden Theilen zu den Waffen gegriffen, und mit solcher Hitze gefochten, daß auf beyden Seiten eine nicht unbeträchtliche Menge Menschen auf dem Platze blieb. Vorzüglich wurden verschiedene unter den Deutschen sehr geliebte Anführer gleich bey dem ersten Angrif getödtet. Dieses verursachte eine fürchterliche Gährung unter dem ganzen Heere der Deutschen, und selbst Konrad wurde äusserst aufgebracht, daß so viele von seinen tapfern Leuten wegen einer bloßen Zänkerey das Leben einbüßeten. Indessen würde er doch weiter nichts gegen die Parmesaner unternommen haben, um nicht unnöthiger Weise noch mehr Blut zu vergießen; vielmehr war seine Absicht, ihnen seine Rache bey erster vorfallender Gelegenheit auf eine recht nachdrückliche Art fühlen zu lassen, ohne das Leben seiner Soldaten in Gefahr zu setzen. Allein die Deutschen waren mit diesem wohlüberlegten Entschluß nicht zufrieden, sie glaubten sich insgesammt beschimpft, weil einige von ihren Anführern durch Parmesanische Bürger, die nicht einmal Soldaten, waren getödtet worden. Diese Beschimpfung konnten sie nicht ungeahndet ertragen; denn sie befürchteten, daß man es ihnen für Zaghaftigkeit auslegen würde, wenn sie den Tod ihrer Landsleute ungerochen ließen. Ohne erst weiter einen Kaiserlichen Befehl abzuwarten, wie sie sich zu verhalten hätten, versammelte sich das ganze deutsche Heer aus der umliegenden Gegend in die Stadt. Mit Wuth fielen die Deutschen über alles her, was ihnen in den Weg kam, und alles wurde mit Feuer und Schwert verwüstet, wodurch sie einen großen Theil der Stadt in einen Aschenhaufen verwandelten. Viele von den Einwohnern wurden ein Opfer der Wuth der Deutschen, und nur diese-

*) Selbst Muratori weis nicht, wem er die meiste Schuld zuschreiben soll, indem er Tom. VI. pag. 114 schreibt: In questa citta ancora avenne la solitá calamitá, de misara permesso a i Tedeschi di darne la colpa a i cittadini, e a me di credere, che provenisse dalla poca disciplina, avidita, o bestialita allora de' medesimi lor Nationali.

nigen, welche sich durch die Flucht retten konnten, entgingen dem Tode. Nun sahen die Parmesaner freylich ein, daß sie besser gethan, wenn sie im Anfang nachgebender gegen die Deutschen gewesen. Allein sie erhielten diese Einsicht zu spät, denn ihre Besitzungen waren größtentheils verwüstet, und viele von ihren Mitbürgern eine Beute des Todes geworden. Es blieb ihnen nichts übrig, als das Unglück zu beklagen, und ihre Uebereilung zu verwünschen. Die Deutschen waren vollkommen Meister der Stadt, denn kein Parmesaner wagte es, sich blicken zu lassen; vielmehr hielten sie sich alle in den umliegenden Gegenden verborgen, aus Furcht, die Deutschen möchten den Tod ihrer Anführer durch ihre gänzliche Vernichtung rächen wollen. Sie mußten es sich gefallen lassen, daß die Deutschen ihre Wohnungen plünderten, und Gott danken, daß sie wenigstens ihr Leben erhielten, denn alle ihre Mitbürger, welche ihr Eigenthum vertheidigen wollen, hatten keinen andern Vortheil gehabt, als daß sie ihr Leben dabey eingebüßet.

Konrad würde gewiß den Grausamkeiten seiner Soldaten Einhalt gethan haben, wenn nicht die beständigen Zänkereyen, welche zwischen den Italienern und Deutschen obwalteten, die allezeit ein blutiges Ende nahmen, seinen Zorn auf das äußerste gereitzet hätten. Denn fast überall, wo er sich eine Zeitlang aufgehalten, waren sehr blutige Auftritte vorgefallen. Um also diesen ewigen Uneinigkeiten ein Ende zu machen, und den andern Italienern zu zeigen, was sie zu gewarten hätten, wenn sie Händel mit den Deutschen anfingen, verfuhr Konrad so hart gegen die Parmesaner: denn er ließ nicht allein seine Soldaten ganz nach ihrer eigenen Willkühr hausen, sondern er gab sogar Befehl, daß ein großer Theil der Stadtmauer geschleifet wurde, um ihnen ein Andenken seines Zornes zu hinterlassen. Er fühlte zwar selbst, wie hart es für die armen Parmesaner wäre, daß sie gerade den andern Städten zum traurigen Beyspiel dienen sollten, allein er wußte kein ander Mittel, dem häufigen unnöthigen Blutvergießen wegen bloßen Privatuneinigkeiten Einhalt zu

thun, als wenn er die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, ergrif, die Empörer nachdrücklich zu bestrafen.

Bis jetzo hatte die Kaiserin Gisela ihren Gemahl bey dem ganzen Feldzuge begleitet, und alle Gefahren mit ihm getheilet. Noch ehe sie aber in Parma ankamen, trennte sie sich auf eine kurze Zeit von ihm, um immer voraus nach Rom zu gehen, und daselbst ihre Andacht zu verrichten. Noch immer liebten sich diese beyden Gatten auf das zärtlichste, obgleich das Feuer der Jugend von beyden Seiten schon lange verloschen, und nur der große Religionseifer der Kaiserin war fähig, sie von Konrads Seite auf wenig Wochen zu trennen; denn bis jetzo hatte sie ihn fast auf allen seinen Reisen begleitet, und alle Gefahren mit ihm zu theilen gesucht; ob sie sich gleich nie in die Regierungsgeschäfte mischte.

Der Papst war voller Freuden, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß die Kaiserin sich auf dem Wege nach Rom befinde; denn nun hoffte er, daß Konrad sein Versprechen auch bald erfüllen und ihn aus seiner verdrieslichen Lage reissen würde. Im ganzen fing es auch wirklich an, sehr bedenklich für ihn in Rom zu werden. Die Zahl der Mißvergnügten mehrete sich täglich, und alle, welche ihm bis jetzo noch ergeben gewesen waren, schlugen sich zu seinen Feinden, weil sie für sich selbst zu fürchten anfingen, wenn sie sich länger für den verfolgten Papst erklärten, und alle den Grundsatz, daß die Liebe des Nächsten mit sich selbst anfängt, zu ihrem Leitstern angenommen hatten. Er sahe sich dahero von allen verlassen, und in der äußersten Lebensgefahr. Denn es fanden sich verschiedene, welche ihm den Päpstlichen Thron streitig machten, diesen aber zu erlangen, war kein bequemeres Mittel, als den Besitzer desselben aus dem Wege zu räumen, indem auf diese Weise allen Unordnungen vorgebeuget wurde. Benedikt schwebete also in unaufhörlicher Gefahr sein Leben zu verliehren, und konnte keinen Augenblick ruhig seyn. Aus dieser Ursache war er von Herzen froh, einen schicklichen Vorwand gefunden zu ha-

ben, Rom zu verlassen. Er reisete selbst der Kaiserin entgegen, und empfing sie mit allen möglichen Ehrenbezeugungen. Seine Freude erreichte den höchsten Gipfel, als sie ihm die frohe Nachricht hinterbrachte, daß ihr Gemahl ihr mit seinem ganzen Heere folgte. Nun fing die Hoffnung, sich in seiner Würde zu erhalten, wieder an in ihm aufzuleben. Froh kehrte er wiederum mit der Kaiserin nach Rom zurück, und mit triumphirender Miene sahe er auf alle seine Verfolger herab, welche er nun bald zu demüthigen hoffen konnte. Gegen die Kaiserin wußte er aber auf keine Art seine Dankbarkeit zu erkennen zu geben, und gern würde er ihr alles, was sie nur verlangt, bewilliget haben. Allein zu seinem Leidwesen verlangte sie gar nichts von ihm; auch konnte er ihr zu Ehren nicht einmal einige Lustbarkeiten anstellen, weil sie nur allein nach Rom gekommen war, um daselbst ihre Andacht zu verrichten. Den einzigen Beweis seiner Dankbarkeit, den er ihr ablegen konnte, war, daß er die Zeit ihrer Anwesenheit ein sehr eingezogenes Leben führte, um die fromme Gisela nicht in ihrer Andacht zu stören.

So bald die Ruhe in Parma vollkommen wieder hergestellet, ließ Konrad sein Heer aufbrechen, um seinen Weg nach Rom weiter fortzusetzen. Sein erster Gedanke war nunmehro, sein Versprechen zu erfüllen, und den armen verfolgten Papst aus seiner Verlegenheit, welche sich überdies noch täglich mehrete, zu reissen. Ohne einige Hindernisse kam Konrad mit seinem ganzen Gefolge glücklich in Rom an, wo er nun freylich fand, daß es die höchste Zeit war, wenn seine Hülfe nicht ohne allen Erfolg seyn sollte. Denn die Empörung war ihrem Ausbruche äußerst nahe, und nur die Anwesenheit der Kaiserin hatte die Römer bis jetzo noch einigermaßen in Schranken erhalten. Wäre die Gisela nicht zugegen gewesen, so hätten sie Benediktен gewiß schon lange seiner Würde entsetzet, und sich einen andern heiligen Vater gewählet. Wenn dieses nun alles schon vorgefallen gewesen wäre, so würde es Konraden ziemlich schwer

geworden seyn, sein Versprechen zu erfüllen, Benedikten behülflich zu seyn, sich in seiner Würde zu erhalten. Allein noch kam er zur rechten Zeit, und gleich nach seiner Ankunft gewann alles ein ganz ander Ansehn. Denn gleich nach seiner Ankunft ließ er bekannt machen, daß er nur allein mit seinem Heere nach Rom gekommen, den heiligen Vater zu beschützen und ihm beyzustehen, seine Würde zu behaupten.

Konrad hatte sich in Italien so viel Ansehn zu verschaffen gewußt, daß es kein Mensch wagte, seinem Willen entgegen zu handeln; denn sie hatten ihn zu genau kennen lernen, um nicht zu wissen, daß es ihm nie an Mitteln fehlte, seinen Willen durchzusetzen. Kaum hatte er dahero bekannt machen lassen, daß er sich des Papstes annehme, und gesonnen sey, die Rechte desselben auf alle mögliche Art zu vertheidigen, so waren auch alle schon bereit, den heiligen Vater nach wie vor für ihr Oberhaupt anzuerkennen, und sich auch fernerhin seinen Befehlen zu unterwerfen. Ohne das Schwert aus der Scheide zu ziehen wurde also die Ruhe und Einigkeit vollkommen wieder hergestellet, obgleich anfänglich wenig Hoffnung dazu vorhanden war, weil alles in einer so fürchterlichen Gährung, daß Konrad selbst befürchtete, Gewalt brauchen zu müssen.

Die Freude, welche Benedikt empfand, als er sich gleichsam aufs neue in seiner Würde bestätiget sahe, läßt sich nicht mit Worten beschreiben; denn schon hatte er alle Hoffnung aufgegeben, sich länger auf dem Throne zu erhalten, und schon hatte er angefangen zu zweifeln, daß selbst das Ansehn und die Macht des Kaisers nicht würde vermögend seyn, ihn zu schützen. Nun sahe er aber auf einmal und wider alle Erwartung seine Herrschaft aufs neue befestiget. Unaufhörlich sann er auf Mittel, dem Kaiser seine Dankbarkeit zu beweisen; allein alles seines Nachdenkens unerachtet konnte er nichts finden, was dem wichtigen Dienste, welcher ihm von dem Kaiser geleistet worden, angemessen. Er bat den Kaiser auf das flehendlichste ihm nur Gelegenheit an die Hand zu geben, ihm auf irgend eine

Art wieder zu dienen; und Konrad hätte gewiß alles mögliche von ihm verlangen können, ohne eine abschlägliche Antwort befürchten zu dürfen; allein vor der Hand wußte er von dem Päpstlichen Beystande auf keine Art Nutzen zu ziehen, er behielt sich deswegen vor, sich bey vorkommender Gelenheit an ihn zu wenden. Um aber doch seine Bereitwilligkeit, dem Kaiser zu dienen, zu zeigen, sprach Benedikt über den Erzbischof Heribert den fürchterlichen Kirchenbann aus. Denn so sehr auch alle Italiener sich fürchteten, den Zorn des Kaisers zu reitzen, weil sie schon größtentheils die Schwere seines strafenden Armes empfunden, so war dieser allein noch nicht zu bewegen, sich gutwillig zu unterwerfen. Vielmehr machte er noch alle mögliche Zurüstungen, sich zu einer tapfern Gegenwehr in Bereitschaft zu setzen, wenn der Kaiser ihn auf seinem Rückzuge etwa nochmals angreifen sollte. Selbst der über ihn ausgesprochene Kirchenbann machte keinen Eindruck auf ihn. Das einzige, was er bewirkte, war, daß er die besten Maaßregeln zu ergreifen suchte, diesen fürchterlichen Machtspruch vor dem Pöbel geheim zu halten, weil er befürchtete, daß er doch eine für ihn nachtheilige Wirkung hervorbringen könnte, ob er gleich seiner Liebe sehr versichert war.

Indessen fand sich abermals eine neue Beschäftigung für den Kaiser. Denn als er noch in Rom beschäftigt war, alles in seine ehemalige Ordnung zu bringen, und die gehörigen Maaßregeln zu treffen, daß auch nach seiner Entfernung nicht neue Unruhen ausbrechen möchten, schickten die Mönche von Monte Casino eine Gesandtschaft an ihn, um seinen Beystand zu erflehen. Sie befanden sich in einer sehr traurigen Lage, weil der Fürst von Capua Pandolfo IV. sie auf alle mögliche Art zu unterdrücken suchte, um sich nach und nach ihrer Besitzungen zu bemächtigen; sie hingegen für sich allein zu ohnmächtig waren, ihm Widerstand zu leisten. Lange schon hatten sie durch Nachgeben gesucht, ihm bessere Gesinnungen einzuflößen; allein dieses war ein ganz falscher Weg gewesen, sich Ruhe zu verschaffen; denn je

mehr sie nachgegeben hatten, desto mehr Ansprüche machte er an ihnen. Endlich war es ihnen unmöglich, die Bedrückungen länger zu ertragen; sie wendeten sich an den Kaiser, und baten ihn auf das demüthigste, ihnen Ruhe zu verschaffen. Diesem billigen Suchen konnte Konrad unmöglich entgegen seyn; zumal, da er schon hinlängliche Ursache hatte, mit dem Fürsten Pandolfo unzufrieden zu seyn; denn der nämliche war schon im Jahre 1022 von dem Kaiser Heinrich wegen vieler Ausschweifungen, welche er sich damals zu Schulden kommen lassen, gefangen genommen, und durch den Ausspruch einer allgemeinen Reichsversammlung zum Tode verurtheilet worden. Sein Hauptverbrechen war gewesen, daß er sich des Hochverraths schuldig gemacht, indem er ein Bündniß gegen den Kaiser mit den Griechen eingegangen, und eine förmliche Empörung veranstalten wollen. Durch besondere Gnade des Kaisers wurde die Todesstrafe in ewiges Gefängniß verwandelt. Jedoch mußte er sich die Demüthigung gefallen lassen, den siegreichen Einzug des Kaisers als ein Gefangener in Ketten zu verherrlichen.

Als endlich Konrad den Kaiserlichen Thron bestieg, war er großmüthig genug, das ganze Verbrechen dieses gefangenen Fürsten zu vergessen, und ihm seine Freyheit wieder zu schenken. Auch erlaubte er ihm, wieder in sein ehemaliges Land zurückzukehren; jedoch mußte er vorhero versprechen, sich nie wieder die Regierung desselben anzumaßen. Pandolfo versprach alles, um nur seine Freyheit zu erhalten, ob er gleich im mindesten gemeinet war, sein Versprechen zu erfüllen. Denn kaum war er in seinem ehemaligen Lande wieder angekommen, als er auch schon wieder sein Wort brach. Vor allen Dingen suchte er die Griechen und Normannen wieder auf seine Seite zu bringen, welche auch, seiner ihnen ehemals geleisteten Dienste eingedenk, ihm allen möglichen Beystand angedeihen liessen. Von ihnen unterstützt, brachte er Capua wieder an sich, wobey er noch Neapolis eroberte. Sobald er wieder im Besitz seines Fürstenthums

war, fing er auf eine fürchterliche Art zu wirthschaften an. Alles, was um und neben ihn lag, verwüstete er, ohne Rücksicht zu nehmen, wem es zugehörete; besonders richtete er sein Augenmerk auf die umliegenden Kirchengüter; diese suchte er alle nach und nach an sich zu bringen; und vorzüglich hatte er dem Kloster Monte Casino einen großen Theil seiner Besitzungen entzogen. Hiernächst machte er auch verschiedene Abänderungen in seinen eroberten Staaten. Alle diejenigen, von welchen er glaubte, daß sie nicht mit ihm einverstanden wären, suchte er von sich zu entfernen. So entsetzte er zum Beyspiel den Bischof Theobald von Capua, welcher es gewagt, ihm einigemal wegen seinen begangenen Ungerechtigkeiten Vorstellungen zu thun, seiner Würde, und verurtheilte diesen rechtschaffenen Mann zu ewigen Gefängniß. Durch solche despotische Handlungen verschaffte er sich so viel Ansehn, daß es kein Mensch wagte, sich ihm mehr zu widersetzen, sondern ein jeder sein Schicksal in Geduld ertrug, und auf bessere Zeiten sehnsuchtsvoll wartete. Um aber seine Macht immer mehr zu befestigen, und seinen Anhang zu vergrößern, so vertheilte er alle Kirchengüter, welche er bishero geraubet hatte, unter die ihm ergebenen Normannen, wodurch er freylich immer mehrere an sich zog, daß er am Ende eine nichts weniger als unbeträchtliche Macht zusammen bekam.

Aeußerst aufgebracht über die von Pandolfo begangenen Ungerechtigkeiten, versprach Konrad den Mönchen, das ihnen angethane Unrecht nachdrücklich zu rächen, und ihnen vor allen ferneren Bedrückungen Sicherheit zu verschaffen. Denn schon darum war Konrad so sehr gegen den Fürsten von Capua erzürnt, weil dieser es gewagt, die Bedingungen, unter welchen er die Freyheit erhalten, so schlecht zu erfüllen; nun kamen noch die Klagen der Mönche hinzu, welche Konraden zu dem Entschlusse brachten, Pandolfen recht empfindlich zu bestrafen. Seine angebohrne Milde machte aber doch, daß er erst noch einmal versuchte, alles wieder durch Güte in Ordnung zu bringen, bevor er Gewalt

brauchen wollte. In der Zeit, da er verschiedene Geschäfte in Rom zu beendigen hatte, ehe er selbst an einen Aufbruch denken konnte, schickte er eine Gesandtschaft an den Fürsten Pandolfo. Diese hatte den Auftrag, ihn zu ermahnen, alles wieder herauszugeben, was er unrechtmäßiger Weise an sich gebracht, um den Zorn des Kaisers nicht auf das äußerste zu treiben. Sie stellten dem Fürsten vor, daß Konrad äußerst gegen ihn aufgebracht wäre, und auf keine andere Weise würde zu besänftigen seyn, als wenn er alle seine Befehle unverzüglich mit der pünktlichsten Genauigkeit erfüllte. Allein Pandolfo würdigte kaum die Kaiserlichen Gesandten einer Antwort; mit dem äußersten Grade von Stolz versicherte er ihnen endlich, daß er nie würde zu bewegen seyn, von irgend einem Menschen Befehle anzunehmen, da er unumschränkter Herr seiner Provinzen wäre; auch würde er sich nie so tief erniedrigen, von einer Handlung seines Lebens Rechenschaft abzulegen, oder auf das Geheiß eines Dritten etwas von dem Seinigen herauszugeben. Wollte jemand auf einen Theil seiner Besitzungen Anspruch machen, so würde er sie gewiß mit dem Degen in der Faust zu behaupten wissen; denn so lange er noch fähig wäre, sich zu wehren, und so lange ihm noch nicht alle Mittel sich zu vertheidigen benommen, würde er sich gewiß nicht eine Handvoll Erde entreißen lassen.

Dieses war die ganze Antwort, welche Pandolfo den Gesandten ertheilte. Sie versuchten zwar noch auf alle Art, ihn zu überreden, seine Gesinnungen zu ändern, und sich dem Willen des Kaisers zu unterwerfen, indem sie ihm auf alle Weise vorstellten, was es für nachtheilige Folgen für ihn haben müßte, wenn er den Zorn des Kaisers zu sehr reitzte. Allein alle diese Vorstellungen machten keinen Eindruck weiter auf ihn. Er beharrte fest auf seinem Entschluß, sich mit Gewalt zu widersetzen, wenn der Kaiser sich würde einfallen lassen, seine Drohungen, ihn mit Gewalt zu Befolgung seiner Befehle zu nöthigen, auszuführen. Denn weil das Glück der Waffen ihn bishero ziemlich hold ange-

lächelt, so war er kühn genug geworden, sich einzubilden, es auch mit den Deutschen aufnehmen zu können. Ueberdieß verließ er sich auf die Tapferkeit seiner Normannen, welche ihm bishero in allen Gefahren treulich beygestanden; und schon hoffte er, daß er den ehemals in Deutschland erlittenen Schimpf würde rächen können, weswegen er gleichsam mit Ungeduld dem Augenblick, wo ihn Konrad angreifen würde, entgegen sahe.

Als endlich die Kaiserlichen Gesandten einsahen, daß alle ihre Bemühungen, den Pandolfo auf andere Gedanken zu bringen, vergebens kehrten sie wieder nach Rom zurück, um ihrem Herrn den schlechten Erfolg ihrer Gesandtschaft zu hinterbringen. Konraden war es äußerst unangenehm, als er sie ganz unverrichteter Sache zurück kommen sah, weil sein eifrigster Wunsch gewesen war, diesen unangenehmen Handel in Güte beyzulegen. Da dieses nun aber nicht möglich gewesen, und er während der Abwesenheit der Gesandten die Ruhe und Einigkeit zwischen den Römern und dem Papste vollkommen wieder hergestellt, so machte er nun die schleunigsten Anstalten, den Fürsten von Capua mit Gewalt zu demjenigen zu nöthigen, was er in Güte nicht von ihm erlangen können. Denn nun hatte dieser seinen Zorn auf das äußerste gereitzt, daß er den festen Entschluß gefaßt, nicht eher zu ruhen, als bis er ihn nachdrücklich gedemüthiget.

Konrad ertheilte seinem Heere unverzüglich Befehl aufzubrechen, um nach Capua vorzurücken; er selbst aber begab sich nach Monte Casino, um die Beschwerden der Mönche persönlich zu untersuchen, und sich selbst von der Strafbarkeit des Pandolfo zu überzeugen. Die Mönche empfingen den Kaiser mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen, weil sie nun gewiß hoffen konnten, Hülfe zu erlangen; denn an Mitteln, die Richtigkeit ihrer Beschwerden zu beweisen, fehlte es ihnen nicht. Sie klagten dem Kaiser die Noth, welche sie bis jetzo leiden müssen, und suchten das ausgestandene Elend mit den lebhaftesten Farben

zu schildern. Um den Grund ihrer Klagen zu erweisen, zeigten sie ihm die Kirchengüter, welche Pandolfo von Grund aus verwüstet, und die Besitzungen, welche er ihnen theils mit Gewalt, theils mit List entrissen. Dabey baten sie den Kaiser im Namen Gottes und aller Heiligen, ihnen beyzustehen, weil sie ohne seine Hülfe alle verlohren wären, und kein Mittel zu finden wüßten, ihr elendes Leben zu fristen.

Durch die traurige Lage, in welcher Konrad das ganze Kloster fand, wurde er äußerst gerührt. Er versprach den Mönchen, ihnen auf alle Art beyzustehen, und sie zu beschützen, auch alles, was ihnen unrechtmäßiger Weise entrissen worden, wieder zu verschaffen; dafür sollten sie ihn nur in ihr Gebet einschliessen, und den Himmel für den glücklichen Ausgang des Feldzuges recht brünstig anflehen. Um sein Versprechen zu erfüllen, machte er, ohne weiter Zeit zu verlieren, Anstalten, den Fürsten von Capua anzugreifen. Er vereinigte sich wieder mit seinem Heere, und rückte unmittelbar gegen Capua vor, um wo möglich den Pandolfo in eigner Person in seine Gewalt zu bekommen, und dadurch den fernern Unruhen mit einemmale ein Ende zu machen. Den Vorabend vor dem Pfingstfeste traf Konrad mit seinem Heere an den Mauern dieser Stadt ein. Zu seinem großen Verdrusse erfuhr er aber noch denselben Tag, daß seine Hoffnung vereitelt worden, indem Pandolfo die Ankunft des Kaisers nicht abgewartet, sondern in Zeiten auf seine Sicherheit bedacht gewesen war. Er hatte den unfreundschaftlichen Besuch des Kaisers vorher gesehen, und nicht für gut befunden, denselben in Capua, welches nicht weniger als fähig war, dem deutschen Kriegsheere Widerstand zu leisten, abzuwarten. Sobald sich die Kaiserlichen Gesandten wieder entfernt, war er darauf bedacht gewesen, alle mögliche Anstalten zu einer hartnäckigen Vertheidigung zu treffen. In Capua konnte er dieses aber auf keine Weise bewerkstelligen, weil dieses gar nicht im Vertheidigungszustande sich befand, und auch in so kurzer Zeit zu keiner Festung umzuschaffen war. Aus dieser Ursache zog er sich nach einer ziemlich star-

ken Festung mit Namen St. Agate zurück. Diese hatte er tiefer im Lande schon vor einiger Zeit anlegen lassen, und bey deren Anlegung war ihm die Natur auf alle mögliche Weise zu Hülfe gekommen. Hier glaubte er sich nun vollkommen sicher, und hier wollte er die Ankunft der Deutschen muthig erwarten. Mit Vorräthen und allem, was sonst zur Vertheidigung nothwendig, hatte er sich hinlänglich versorget, um nicht befürchten zu dürfen, ausgehungert zu werden. Denn sein Entschluß war anfänglich, sich bis auf den letzten Mann zu wehren, und sich dem Kaiser auf keinen Fall zu ergeben.

Konrad hatte indessen ohne Mühe und Blutvergiessen Capua eingenommen; jedoch hielt er sich nicht länger darinnen auf, als unumgänglich nöthig war, um die gehörigen Anstalten zu treffen, sich dessen Besitz zu versichern. Er ließ eine mäßige Besatzung daselbst zurück, und ging mit seiner übrigen ziemlich beträchtlichen Macht unverzüglich auf St. Agate los, um den Fürsten Pandolfo selbst anzugreifen, und den ganzen Feldzug bald zu beendigen.

Zwar hatte Pandolfo, so lange die Deutschen noch weit von ihm entfernt waren, sehr viel Muth bewiesen, und sein fester Vorsatz war gewesen, sie alle zu vertilgen; je mehr sie sich ihm aber näherten, desto mehr verließ ihn seine Tapferkeit. Denn als er die Stärke des Kaiserlichen Heeres erfuhr, fing er an einzusehen, daß er doch wohl, trotz seiner guten Anstalten, nichts gegen selbiges ausrichten würde. Vielmehr befürchtete er, daß sein Widerstand, den er leisten könnte, ohne den mindesten Vortheil für ihn seyn würde, weil, wenn er sich auch noch so lange vertheidigte, er doch am Ende der Uebermacht würde weichen müssen. Durch Hartnäckigkeit glaubte er sein künftiges Schicksal zu verschlimmern, und den Kaiser noch mehr zur Rache anzufeuern. Dahero hielt er es für rathsamer, sich in Zeiten zu ergeben, und den Kaiser um Gnade zu bitten. Noch ehe Konrad bey der Festung ankam, schickte Pandolfo eine Gesandtschaft an ihn. Diese hatte den Auftrag, dem Kai-

ser anzutragen, daß ihr Herr gesonnen wäre, die begangenen Ungerechtigkeiten zu vergüten, und zu diesem Behuf drey hundert Pfund Geldes zu erlegen. Um den Kaiser von der Aufrichtigkeit seiner friedfertigen Gesinnungen zu überführen, ließ er zugleich versprechen, daß er seine Tochter und einen seiner Enkel als Geiseln ausliefern wollte; deren Schicksal sollte alsdann ganz von der Willkühr des Kaisers abhängen, wenn er sich beykommen ließ, sein Versprechen nicht erfüllen und den Frieden brechen zu wollen. Diesen Vorschlag nahm Konrad sehr gern und willig an; denn ihm war selbst am meisten daran gelegen, den Feldzug bald, und wo möglich ohne Blutvergießen, zu beendigen. Er entließ die Gesandten wiederum mit der Versicherung, daß er ihrem Herrn alles vergangene vergeben, wenn er nur in Zukunft vermeiden würde, Anlaß zu neuen Mißhelligkeiten zu geben. Seinem Heere aber gab er Befehl, augenblicklich wieder umzukehren.

Diesen letzten Schritt that Konrad ein wenig zu voreilig; denn so oft wie Pandolfo wieder Luft bekam, wuchs auch sein Muth. Es reuete ihn, dem Kaiser so viel versprochen zu haben, und weil der Kaiser ihm nicht mehr so nahe, so suchte er allerley Ausflüchte, die Erfüllung seines Versprechens zu verzögern. Er hoffte so viel Zeit zu gewinnen, bis sich der Kaiser wieder aus Italien entfernet, alsdann glaubte er, die Stadt Capua würde keinen Anstand nehmen, sich sogleich wieder für ihn zu erklären. Wenn er diesen Plan nur einmal zu Stande gebracht, so hielt er es für etwas leichtes, ganz wieder zu seiner vorigen Hoheit zu gelangen, und seine Macht immer mehr und mehr zu vergrößern.

Der Plan war von Seiten des Pandolfo vortrefflich angelegt; nur ewig schade, daß Konrad scharfsichtig genug war, ihn vollkommen zu durchschauen. Dieser machte deswegen seine Gegenanstalten, ihn zu vereiteln, ohne sich weiter in fernere Streitigkeiten mit dem Fürsten Pandolfo einzulassen. Wir haben schon oben gesagt, daß Konrad

eine Besatzung in Capua zurück gelassen, um sich den Besitz dieser Stadt zu versichern. Diese Vorsicht kam ihm in der gegenwärtigen Lage sehr zu statten, weil es ihm sonst wenigstens einen längern Aufenthalt würde verursacht haben, wenn er sich erst dieser Stadt aufs neue bemächtigen müssen. Allein da er sich einmal im Besitz derselben befand, und dieses der Mittelpunkt des ganzen Fürstenthums war, so konnte er mit selbiger ganz nach eigner Willkühr schalten und walten wie er wollte. Er ließ den Fürsten Pandolfo ganz ruhig in seiner Festung St. Agate sitzen, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, oder ihn ferner an sein gegebenes Versprechen zu erinnern. Das Fürstenthum Capua aber gab er dem Fürsten von Salerno Waimar IV. in Lehn. Dieser war mächtig genug, sein neues Eigenthum zu vertheidigen, wenn Pandolfo ihm den Besitz desselben streitig machen wollte. Auch fehlte es ihm nicht an hinlänglicher Mannschaft, die dasigen Einwohner im Zaum zu erhalten, falls es ihnen einfallen sollte, noch Liebe und Anhängigkeit für ihren alten Herrn blicken zu lassen. Zu gleicher Zeit bestätigte Konrad auch den von Pandolfo abgesetzten und gefangen genommenen Theobald aufs neue in seiner Würde.

Dies Verfahren des Kaisers kam dem Fürsten Pandolfo ganz unerwartet. Indessen ließ er doch kein Mittel unversucht, um wieder zum Besitz seines Fürstenthums zu gelangen. Er übertrug seinem Sohne, welcher gleichen Nahmen mit ihm führte, den Oberbefehl über die schon gedachte Festung, wohin er seine Zuflucht genommen. Er selbst aber begab sich nach Constantinopel, um den Griechischen Kaiser um seinen Beystand anzuflehen und ihn zu ersuchen, ihn entweder mit Menschen oder mit Geld zu unterstützen. Allein auch dieser Versuch mißglückte ihm, und schlug gänzlich zu seinem Nachtheile aus. Denn das Glück hatte ihm mit einemmale den Rücken gewendet, und ein unglückliches Gestirn schien ihn auf allen Schritten zu verfolgen. Der Kaiser von Griechenland war von dem Für-

sten Waimar durch geheime Abgesandten schon von der ganzen Lage der Sachen unterrichtet worden. Er hatte keine Ursache sich mit dem deutschen Reiche in Uneinigkeiten einzulassen, und von dem Gesuch des Fürsten Pandolfo konnte er sich zu wenig Vortheil versprechen, um dieserhalb Gelegenheit zum Friedensbruch mit Deutschland zu nehmen. Aus dieser Ursache empfing er zwar den Fürsten von Capua sehr freundlich; anstatt aber sein Gesuch zu erfüllen, und ihm den gebetenen Beystand gegen den Kaiser zu ertheilen, ließ er ihn gefangen nehmen, und in das Elend verweisen; in welchem Zustande er auch bis zum erfolgten Ableben des Kaisers Konrad verbleiben mußte.

Nachdem nun Konrad also auch dieses Geschäfte beendigt, daß er von dem Fürsten Pandolfo gar nichts mehr zu befürchten hatte, beschloß er, den noch übrigen Theil Italiens zu bereisen. Auf dieser Reise ließ er sich vorzüglich angelegen seyn, überall die Ordnung, die schon seit einigen Jahren war vermißt worden, wieder herzustellen. Vorzüglich bemühete er sich, im Benewent, Capua und den andern Städten Apuliens die Mißbräuche wieder abzuschaffen, welche sich hier und da durch die anhaltenden Empörungen eingeschlichen. Zugleich gab er überall Gesetze, um die Ordnung und Ruhe auch für die Zukunft zu erhalten.

Bey den immerwährenden innerlichen Kriegen war es natürlich, daß sich eine Menge lüderliches Gesindele nach Italien gewendet, welches bey den obwaltenden Unruhen etwas zu verdienen hoffte. Nachdem diese aber beygelegt, so suchten sie sich zu erhalten wie sie konnten. Vorzüglich legten sich die meisten auf den Straßenraub, weil es öffentlich für sie nichts mehr zu verdienen gab, wodurch fast alle Straßen äußerst unsicher wurden, und jeder Reisende bey der kleinsten Reise Lebensgefahr ausstehen mußte. Diesem Uebel abzuhelfen, ließ Konrad sich vor allen Dingen sehr angelegen seyn, weil sein stetes Bestreben vorzüglich darauf gerichtet war, die öffentliche Sicherheit zu erhalten. Ueberall, wo sich solche ungebetene Gäste blicken ließen, schickte er

welche von seinen Mannschaften hin, um ihnen das Handwerk zu legen. Auch war er so glücklich, sie in kurzer Zeit zu vertilgen, indem er sie größtentheils in seine Gewalt bekam, die wenigen aber, welche entkamen, wurden verjaget, weil sie es nicht mehr wagen durften, sich blicken zu lassen, indem das Schwert der Gerechtigkeit des Kaisers sie aller Orten verfolgte.

Während der Zeit, daß das Heer der Deutschen mit Verfolgung der Räuber beschäftiget war, beschäftigte sich Konrad auf eine andere nicht weniger für Italien nützliche Art. Er reisete nämlich in allen Städten, welche am meisten bey den Unruhen gelitten hatten, herum. Da diese beynahe größtentheils zerstöret und in Steinhaufen waren verwandelt worden, so bemühete er sich, gute Anstalten zu treffen, ihnen wieder aufzuhelfen. Ihre Kirchen ließ er wieder aufbauen, und die Einwohner unterstützte er auf alle mögliche Weise, um sie in den Stand zu setzen, ihre verwüsteten Wohnungen wieder herzustellen. Durch seine beynahe mehr als väterliche Vorsorge für das Wohl seiner Unterthanen erwarb er sich aber auch ihre ganze Liebe; von allen Seiten hörte man nichts als sein Lob, und alle, die noch bis jetzo unzufrieden mit ihm gewesen waren, wurden nun ganz für ihn eingenommen.

Nun blieb ihm nichts mehr in Italien zu thun übrig, als noch einige kleine Mißhelligkeiten, welche bey den Normannen unter einander entstanden, zu schlichten. Sie hatten zwar vor der Hand noch nicht viel zu bedeuten, jedoch konnten sie in der Zukunft üble Folgen haben, wenn sie nicht in Zeiten beygelegt wurden. Die ganzen Normannen bildeten bishero gleichsam zwey Partheyen, nämlich diejenigen, welche schon lange ihre Wohnung in dem mittägigen Theile von Europa aufgeschlagen, hielten sich ganz abgesondert von den andern, welche ihnen erst später gefolget. Diese Absonderung gab Anlaß zu verschiedenen Neckereyen, welche sich oft mit blutigen Scenen endigten, wenn einige von beyden Partheyen zufälliger Weise zusammen kamen.

Bis jetzo war es aber doch noch nicht zu einem völligen Bruch zwischen ihnen gekommen, daß sie sich gegenseitig feindselig behandelt. Allein dieses stand doch täglich zu befürchten, und dann war es sehr leicht, daß es wieder einen nachtheiligen Einfluß auf ganz Italien haben konnte. Um dieses zu verhindern, reisete Konrad selbst zu ihnen, um die Ursachen ihrer Uneinigkeit zu untersuchen. Er fand bald, daß sie nicht die mindeste erhebliche Ursache hatten, mit einander unzufrieden zu seyn; weswegen es ihm auch durch sein Ansehn, welches er sich erworben, bald gelang, sie insgesamt zu vereinigen, daß sie in der Folge nur eine Nation ausmachten. Auf Fürsprache des Fürsten Waimar von Capua schenkte ihnen Konrad die Landschaft Uversa, in welcher sie in der Folge eine Stadt gleiches Namens anlegten, und selbige in der größten Eintracht gemeinschaftlich bewohneten.

Nun blieb unserm Konrad nichts mehr zu thun übrig, um seinen Ruhm in Italien unsterblich zu machen, als die Mayländer, welche sich ihm noch immer nicht unterworfen hatten, zu bezwingen. Allein dieses Geschäfte selbst zu übernehmen, würde ihn zu viel Zeit und zu viel Menschen gekostet haben, da Heribert alle mögliche Anstalten getroffen hatte, um sich recht hartnäckig vertheidigen zu können. Ueberdies sehnte er sich auch außerordentlich, sein liebes Deutschland wieder zu sehen, nachdem er so lange davon entfernt gewesen. Indessen war aber doch sein Haß gegen den Erzbischof zu groß, um denselben die Früchte seiner Empörung ruhig genießen zu lassen. Bevor er seine Abreise antrat ermahnete er deswegen alle ihm ergebene Italiener, daß sie ihm treu bleiben und den Lockungen des Erzbischofs kein Gehör geben möchten. Vielmehr ersuchte er sie, sich in den Stand zu setzen, das folgende Jahr gegen Heriberten zu Felde ziehen zu können, um wo möglich seine Macht zu schwächen und seinen Stolz zu demüthigen. Alle Italiener, die sich nun endlich ganz für Konraden erkläret, und deren Herzen er gänzlich an sich gezogen, versprachen ihm mit der größten Aufrichtigkeit, seinen Wunsch genau zu er-

füllen, und den Erzbischof auf alle Weise zu verfolgen. Nun konnte der Kaiser auch in Ansehung dessen, welches noch das einzige gewesen, was ihn beunruhiget, ruhig seyn, wenigstens durfte er nicht mehr befürchten, daß dieser Unruhstifter seine Macht weiter ausbreiten würde.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Konrad kehret nach Deutschland zurück. — Große Beschwerlichkeiten, welche er auf dem Rückzuge ausstehen muß. — Die Gemahlin des Königs Heinrich und der Herzog von Schwaben sterben. — Heinrich erhält Schwaben. — Der Kaiser läßt, als er alles in gehöriger Ordnung gefunden, das Heer nach seiner endlichen Ankunft aus einander gehen. — Er macht Ludewig den Bärtigen zum ersten Landgrafen von Thüringen; — reiset hierauf nach Burgund, — macht verschiedene gute Einrichtungen und führet unter andern den Gottesfrieden ein, um den immerwährenden Befehdungen ein Ende zu machen; — endlich tritt er mit Bewilligung der Stände seinem Sohne die Burgundische Krone ab.

Endlich hatte Konrad das große Werk vollendet, und die Ruhe und Ordnung in ganz Italien wieder hergestellet. Alle Stände waren wieder vereiniget, und die Geschäfte wurden gehörig betrieben. Nur allein der Erzbischof Heribert wollte sich nicht bequemen, dem Beyspiele der andern zu folgen. Noch immer beharrte er auf seinen aufrührischen Gesinnungen. Doch dieses machte dem Kaiser weiter keine Sorge, da die übrigen Italiener so sehr für ihn eingenommen waren, und insgesammt den Nutzen einsahen, der ihnen erwuchs, wenn sie dem Willen ihres rechtmäßigen Oberhaupts nachlebten, daß sie sich selbst gegen ihren ehemaligen Bundesgenossen vereinigten, und sein Ansehn zu schwächen suchten. In Italien blieb unserm Konrad also gar nichts mehr zu thun übrig, weswegen er die schleunigsten Anstalten machte, seinen Rückzug nach Deutschland anzutreten.

Diese waren schneller beendigt, als er selbst erwarten konnte, denn jeder von seinem Gefolge und dem ganzen Heere wünschte eben so sehnlich, als er, bald das liebe Vaterland wieder zu sehen, und sich mit den Seinigen wieder zu vereinigen. Binnen wenig Tagen war alles zum Aufbruch bereit, und ohne sich einen Augenblick länger zu verweilen, brach Konrad, von den Segenswünschen der Italiener begleitet, mit seinem Heere zum Rückzuge auf.

Indessen mußte sich der Kaiser doch weit länger auf der Rückreise aufhalten, als er erwartet hatte. Denn es fanden sich zu seinem großen Leidwesen eine ungeheuere Menge Hindernisse und unangenehme Vorfälle, welche den Marsch ungemein verlängerten, und noch überdies sehr traurig machten. Denn gleich zu Anfang der Reise entstand eine unerträgliche Hitze, daß die Deutschen, an eine rauhere Himmelsgegend gewöhnet, beynahe verschmachteten. Zwar ließ Konrad täglich nur ein ganz kleines Stück Wegs und noch überdies in den kühlsten Stunden zurücklegen, damit seine getreuen Deutschen nicht zu sehr leiden möchten. Allein dieser Vorsicht ungeachtet, riß eine der Pest ähnliche ansteckende Krankheit unter seinem Heere ein. Jung und alt wurde von selbiger befallen, und die meisten wurden ein Raub des Todes, ob der Kaiser gleich die besten Anstalten zu treffen suchte, die kräftigsten Gegenmittel zu brauchen. Selbst die Vornehmsten, denen es an keinem Mittel fehlte, sich alle mögliche Bequemlichkeit zu verschaffen, konnten ihr nicht entgehen. Die meisten von ihnen wurden krank, und viele mußten der Natur ihre Schuld bezahlen. Unter den letztern verdienet besonders die Gemahlin des Königs Heinrich bemerket zu werden. Zwar hatte Konrad alle Vorsicht angewendet, seine Schwiegertochter vor diesem Unglück zu verwahren, indem er sie mit der größten Sorgfalt von allen Kranken entfernet. Allein dessen ungeachtet, hatte sie mit den übrigen des Heeres gleiches Schicksal. Sie wurde krank, und nach wenig Tagen verschied sie in den Armen ihres geliebten Gatten. Dieser war untröstlich über seinen

Verlust, weil, nachdem er kaum erst angefangen, das Glück des ehelichen Lebens zu fühlen, seine Kunigunde auch schon wieder seinen Armen entrissen wurde. Alle, die sie kannten, bedauerten sie und den armen Heinrich über alle Beschreibung, und selbst Konrad konnte sich lange nicht zufrieden geben, daß seine schönen Aussichten, seinen Sohn im Schooße seiner Familie recht glücklich zu sehen, so plötzlich vereitelt worden. Am meisten kränkte es den nun schon ziemlich betagten Schwiegervater, daß ihm auf einmal die Hoffnung, sich in seinen Enkeln wieder aufleben zu sehen, benommen worden. Denn die Kunigunde hinterließ weiter keine Kinder als eine einzige Tochter, welche der Vater gleich nach dem Tode seiner Gattin zum Klosterleben bestimmte. Auch wurde sie in der Folge Aebtissin, weil sie sich ganz dem geistlichen Stande widmete. Der Körper der Verblichenen wurde auf das sorgfältigste einbalsamiret, weil Heinrich sich nicht entschließen konnte, den traurigen Ueberrest seiner Gemahlin in so weiter Entfernung von dem Ort seiner künftigen Bestimmung beerdigen zu lassen. Er wurde mit der äußersten Vorsicht verwahret, mit nach Deutschland genommen und alsdann erst mit möglichster Pracht beerdiget.

Gleiches Schicksal betraf den Herzog Herrmann von Schwaben, welcher den Kaiser auf seinem Zuge nach Italien begleitete. Auch er wurde von der für die Deutschen so fürchterlichen Krankheit befallen; auch er mußte eine Beute derselben werden, ob gleich alle Mittel, ihn zu retten, angewendet wurden. Nach einem kurzen Krankenloger gab er seinen Geist auf. Er wurde allgemein bedauert, weil das deutsche Reich an ihm einen jungen hoffnungsvollen Helden verlohr. Der Kaiser hatte ebenfalls beschlossen, seinen Leichnam mit nach Deutschland zu nehmen, um ihn zu Constanz beerdigen zu lassen; allein die außerordentliche Hitze machte diesen Vorsatz unausführbar. Denn sein Körper ging so schnell in die Verwesung über, daß man ihn in der größten Geschwindigkeit zu Trident beerdigen mußte.

Er war unvermählet und ohne Erben verstorben, weswegen das durch seinen Tod erledigte Herzogthum dem Kai-

ser anheim fiel. Dieses durfte er nun vermöge der Reichsgesetze nicht für sich behalten, sondern mußte es wieder einem andern als Lehn überlassen. Aus dieser Ursache belehnete er seinen Sohn, den König Heinrich damit, um diesen nach und nach immer mächtiger zu machen. Dieser war zwar schon der ernannte Thronfolger des deutschen Reichs, weswegen er es eigentlich, sobald er in der Folge den Thron bestiegen, auch nicht behalten sollen. Allein wir finden nicht, daß er es, nachdem er Kaiser worden, weiter vergeben, auch haben die damaligen Großen des Reichs es sich geduldig gefallen lassen, daß ihr Oberhaupt ein Reichslehn für sich behalten.

Der Rückzug des Kaisers ging wegen der großen Menge von Kranken, die sich noch täglich vermehreten, sehr langsam von Statten; indessen suchte ihn Konrad doch, so viel in seinen Kräften stand, zu beschleunigen, um zu verhindern, daß nicht am Ende sein ganzes Heer von dieser Krankheit befallen würde. Endlich gelang es ihm auch, die Grenzen Italiens zu erreichen, und schon fing er an zu hoffen, das Ende seiner Reise bald zu sehen, wenigstens schmeichelte er sich, daß sie nun geschwinder würde können beendiget werden. Denn die Krankheit hatte in dem gemäßigten Himmelsstrich etwas zu wüthen nachgelassen. Dem ungeachtet aber befanden sich noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl Kranke unter dem Heere, welche den Zug desselben unendlich erschwerten, weil Konrad sie doch nicht zurücklassen konnte, zumal da sie sich größtentheils zu bessern anfingen. Allein kaum hatte er die Alpen betreten, so stellten sich dem guten Kaiser auch schon neue Hindernisse in den Weg, welche ihn fast zur Verzweiflung brachten. Er fand die schon an sich ziemlich unwegsamen Wege dergestalt mit Schnee bedeckt, daß gar nicht fortzukommen war. Er schickte abgesonderte Haufen von dem Heere voraus, welche die Wege reinigen und den Schnee wegschaffen mußten. Man kann leicht denken, daß dieses den Zug des Heeres äußerst verlängerte, und daß es täglich nur ein sehr kleines Stückgen

Wegs vorwärts rücken konnte. Indessen würde alles noch gut gegangen seyn, wenn sich nicht ein neuer Unglücksfall ereignete, welcher den Kaiser auf das äußerste brachte. Die schnelle und heftige Veränderung der Himmelsgegend und die unaufhörlichen Mühseligkeiten machten, daß neue Krankheiten bey dem Heere einrissen. Diese fingen dergestalt zu wüthen an, daß Konrad genöthiget wurde, bey Brescia liegen zu bleiben, weil die wenigen Gesunden nicht hinreichend waren, die große Anzahl von Kranken fortzuschaffen. Indessen brachte es Konrad doch durch die guten Anstalten, welche er zu treffen wußte, bald wieder so weit, daß die Wuth der Krankheit gedämpfet wurde, und er nur wenig Menschen einbüßte, ob es gleich vom Anfang den Anschein hatte, als ob sie den Ueberrest seines Heeres aufreiben wollte. Endlich konnte er seinen Zug weiter fortsetzen, und nach manchen überstandenen Beschwerlichkeiten und einem ungleich längern Aufenthalte, als er erwartet hatte, kam er wieder glücklich mit dem noch übrigen Theil seines Heeres in Bayern an.

Gleich nach seiner Ankunft ließ er das Heer aus einander gehen, nachdem er alle reichlich für ihre bewiesene Treue belohnet. Die verschiedenen Völker, welche ihn auf diesem langen und gefährlichen Zuge begleitet, nahmen alle den Weg nach ihren Provinzen, um sich von den ausgestandenen Mühseligkeiten erholen zu können; und jeder war froh, in den Schooß seiner Familie, von welcher er so lange getrennt gewesen, zurückeilen zu können. Für die Gesundheit des Kaisers selbst hatte dieser Feldzug ebenfalls sehr nachtheilige Folgen; denn ob er gleich auf dem Rückwege nicht selbst krank geworden, so hatte ihn doch eine gewisse Schwäche des Körpers befallen, welche er nie los werden konnte, ob gleich seine Aerzte alle Mittel anwendeten, ihn davon zu befreyen. Er behielt bis an das Ende seiner Tage, welches er vielleicht durch diesen Feldzug sehr beschleuniget, einen siechen Körper, daß er sich vor allen Beschwerlichkeiten hüten mußte, wenn er nicht sogleich die Folgen davon empfinden wollte.

Zu seiner großen Freude fand Konrad in Deutschland alles in derselben Lage, wie er es verlassen. Ueberall herrschte Ruhe und Ordnung; denn seitdem Odo bezwungen worden, hatte es kein Mensch gewagt, neue Unruhen anzustiften, weil ein jeder wußte, wie nachdrücklich Konrad die Ruhestörer bestrafte, und niemand sich dem Zorn des Kaisers aussetzen wollte.

In Ungarn hingegen war eine große Veränderung vorgefallen. Der König Stephan hatte in der Zeit der Abwesenheit Konrads der Natur seine Schuld abtragen müssen. Zwar hatte er viele Kinder mit seiner Gemahlin, einer Schwester der Kaiserin Gisela, gezeuget; allein zu seinem großen Leidwesen mußte er sie alle noch vor seinem Ende zur Erde bestatten. Weil nun keine unmittelbaren Nachkommen von ihm vorhanden waren, so fiel die Regierung des Reichs auf seinen Neffen, mit Namen Peter. Dieser ließ sich gleich nach der Zurückkunft Konrads seiner Freundschaft empfehlen, auch suchte er das gute Vernehmen, welches damals zwischen Deutschland und Ungarn obwaltete, vor der Hand zu erhalten.

Das erste Geschäfte, welches Konrad nach seiner Zurückkunft in Deutschland unternahm, war: einen Anverwandten der Gisela, mit Namen Ludewig den Bärtigen, mit dem Thüringer Lande zu belohnen. Dieser war der erste, welcher den Titel eines Landgrafen von Thüringen annahm, und von ihm schrieben sich alle die folgenden her. Anfänglich war dieser Ludewig mit ungefähr zwölf tapfern Kriegern in den Thüringer Wäldern angekommen. Mit diesen ließ er sich in einem Thale zwischen den Bergen Kaltenberg, Aldenberg und Kronberg nieder, wo er eine ganze Zeit unbemerkt als ein Fremdling lebte, und sich bey den Waldbewohnern herumtrieb. Endlich war er dieses unsteten Lebens überdrüßig. Er wünschte nebst den Seinigen einen bestimmten Aufenthalt zu haben, um doch zu wissen, wo er eigentlich zu Hause. Um also eine eigenthümliche Wohnung zu besitzen, kaufte er von einem gewissen Herrn

von Gleichen, und einem Günther von Kavenberg, das Dorf Aldenberg und einige andere ganz unbeträchtliche Oerter, welche in der dasigen Gegend herum lagen. Hier ließ er sich zwar häuslich nieder, jedoch war sein Wille nichts weniger, als diesen Ort, der gar nicht befestiget war, zu seinem immerwährenden Aufenthalte zu bestimmen. Er betrachtete das Dorf nur als einen Zufluchtsort, wo er seine Wohnung indessen aufschlagen konnte, weil er die Absicht hatte, sich in dasiger Gegend eine Festung ganz nach seinem eigenen Geschmack anzulegen. Denn die Natur unterstützte ihn daselbst auf alle Art in seinem Vorhaben, indem er nicht allein die schönste Gelegenheit auf allen Seiten vor sich sahe, ein unbezwingbares Werk zu errichten, sondern auch alle Materialien, welche zu Ausführung seines Vorhabens nöthig, in Ueberfluß vorhanden waren. So bald der Kaiser aus Italien zurück gekommen, war sein erstes Geschäfte, denselben um die Erlaubniß, eine Festung anlegen zu dürfen, zu bitten; denn niemand durfte sich unterfangen, ohne die besondere Einwilligung desselben einen festen Ort im deutschen Reiche zu bauen. Konrad fand kein Bedenken, Ludewigen sein Gesuch zu bewilligen, da er ihn schon lange als einen tapfern und rechtschaffnen Mann kannte. Er freuete sich vielmehr, ohne sein Zuthun einen neuen festen Ort zu erlangen, der ihm oder dem Reiche vielleicht einmal ersprießliche Dienste leisten könnte. Um Ludewigen einen Beweis zu geben, wie gern er sein Gesuch bewilligte, schenkte er ihm einen großen Theil des Thüringer Waldes, und zugleich beehrte er ihn mit dem Titel eines Landgrafen von Thüringen. Ludewig war über die erhaltenen Gnadenbezeugungen des Kaisers nicht wenig vergnügt. Er benutzte auch die bekommene Erlaubniß den Augenblick, und legte auf einem Berge eine fast unüberwindliche Festung, mit Namen Sowenburg, an. Dieses ist also der Ursprung der Landgrafschaft in Thüringen, welche hernach durch Vermählungen, Erbschaften und andere dergleichen Anfälle zu einem nicht unbeträchtlichen Lande vergrößert worden.

Weil Konrad zu seinem großen Vergnügen keine nöthigen Geschäfte in Deutschland zu verrichten hatte, indem sich alles daselbst in der schönsten Ruhe und Ordnung befand, beschloß er nach Burgund zu gehen, um daselbst verschiedene neue Einrichtungen, welche seiner Ueberzeugung nach zum allgemeinen Besten abzweckten, zu treffen. So bald er sich nur ein wenig von den Beschwerlichkeiten des Italienischen Feldzuges erholet, und gewissermaßen neue Kräfte zu Geschäften gesammelt, machte er sich selbst mit seiner Gattin und seinem Sohne auf den Weg dahin; denn er war überzeugt, daß er durch seine persönliche Gegenwart in so viel Tagen alles verrichten könnte, als Gesandte Jahre brauchen würden. Die Reise wurde glücklich vollendet, und die Burgunder empfingen ihn mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen, weil sie überzeugt waren, daß er blos zu ihnen gekommen, um ihren Wohlstand zu vermehren. Denn sie hatten zu viele Beweise seiner edlen Gesinnungen, um nicht überzeugt zu seyn, sein Zweck sey lediglich, das Wohl seiner Unterthanen zu befördern und alle Bedrückungen abzuschaffen.

Gleich nach seiner Ankunft ließ Konrad vor allen Dingen die Stände des Burgundischen Reichs zusammen berufen, um sich mit ihnen gemeinschaftlich über das Beste des Reichs zu berathschlagen. Zugleich war aber auch dabey seine Absicht, sich seinen neuen Unterthanen als König zu zeigen, und die übermüthigen Großen des Reichs in die gehörigen Schranken einzuschränken, welche sie bey den vorigen Regierungen sehr oft ungestraft überschritten hatten. Denn sowohl der alte Konrad als auch der schwache Rudolf waren von jeher zu furchtsam gewesen, ihnen die Spitze zu bieten, aus Angst, daß sie sich förmlich gegen sie auflehnen möchten. Allein Konrad wußte von dieser Furcht nichts; er machte gleich zu Anfange des Reichstags bekannt, daß ein jeder, der es wagen würde, sich mehr Freyheiten herauszunehmen als ihm die Reichsgesetze verstatteten, auf das nachdrücklichste bestrafet werden sollte. Zu dem Ort der

Zusammenkunft war Solothurn von dem Kaiser bestimmt worden. Hier sollte ein förmlicher Reichstag gehalten, und allen Mängeln des Burgundischen Staats abgeholfen werden. Unter die letztern rechnete er vorzüglich die unaufhörlichen Befehdungen, welche in diesem Reiche obwalteten. Denn bis jetzo war es bey den Großen gewöhnlich gewesen, wegen der kleinsten Beleidigung gegen einander zu Felde zu ziehen; wie viel aber der gemeine Mann dabey leiden mußte, kann man sich leicht denken, wenn man bemerket, daß die vornehmen Beleidigten sich sehr oft begnügten, ihre Wuth blos an den Unterthanen ihrer Beleidiger auszulassen. Unter diesen Umständen war das Land stets der leidende Theil, weswegen es Konrad für seine erste Pflicht hielt, diesem Uebel abzuhelfen. Er richtete seine ganze Sorgfalt darauf, den allgemeinen Frieden, so wie in Deutschland, zu befestigen, und drohete mit den härtesten Strafen gegen diejenigen zu verfahren, welche es wagen würden ihn zu brechen.

Um besser seinen Zweck zu erreichen, begünstigte er den so genannten Gottesfrieden, den die Bischöffe seit einiger Zeit auch in Burgund einzuführen gesucht. In Frankreich, wo er eigentlich entstanden, war er schon längst beobachtet worden. Seine eigentlichen Stifter waren die Geistlichen gewesen, und durch sie wurde er auch immer mehr und mehr verbreitet. Einige gutdenkende Bischöffe in Frankreich waren auf den Gedanken gekommen, daß es das Wohl des Staats sehr befördern würde, wenn man einige Tage in der Woche festsetzte, an denen die Befehder ihre Waffen ruhen lassen müßten. Sie hielten es für das beste Mittel, die streitenden Partheyen oft zu einem Vergleich zu bringen, wenn sie genöthiget wären, einen Stillstand in ihren kriegerischen Unternehmungen gegen einander zu machen. Aus dieser Ursache wurden die gutgesinnten Geistlichen einig, fest zu setzen: „daß wöchentlich von Mittwoch Abends bis „Montags früh niemand den andern auf irgend eine Art „befehden, sondern ein völliger Stillstand seyn sollte, damit „jedermann wenigstens diese vier Tage über Sicherheit

„hätte, und seine Geschäfte abwarten könnte; wer aber die„ses nicht halten würde, sollte von der Gemeinde der Chri„sten ausgeschlossen seyn und aus dem Lande gejagt werden.“

Dieser Waffenstillestand wurde Trugæ Dei, Stillstand Gottes genennt, weil man in jenen Zeiten glaubte, Gott habe ihn selbst eingegeben oder geordnet. Es hielt in den damaligen Zeiten, wo man so sehr das Wunderbare liebte, nicht schwer, diese Meinung zu verbreiten; und bald brachten es die Bischöffe so weit, das der größte Theil des Adels so sehr für die Wahrheit derselben eingenommen wurde, daß sie einen jeden, der sie geläugnet, gewiß für einen Ketzer ausgeschrieen. Um dieser Nachricht noch mehr Gewicht zu geben, zeigte einer von den Französischen Bischöffen eine Schrift von ähnlichem Inhalte vor, von welcher er vorgab, daß sie ihm vom Himmel zugesendet worden. Diesem Vorgeben ferner zu widersprechen, wagte kein Mensch; denn nun war alles gewiß überzeugt, die Bischöffe hätten den Gottesstillstand nur auf unmittelbaren Befehl Gottes bekannt gemacht. Zuerst wurde er in Aquitanien eingeführet, und nachhero trat ihm ganz Frankreich so wie auch Burgund allmälig bey.

In Burgund geschah die Verbreitung des Gottesfriedens vorzüglich durch die Bemühung des Bischoffs Hugo von Lausanne. Jedoch waren die zum Stillstand bestimmten Tage nicht in jeder Provinz dieselben. In einigen Gegenden hatte man mehr, in andern weniger Festtage nebst ihren Vigilien mit dazu gerechnet. In einigen waren die Befehdungen in der ganzen Advents- und Fastenzeit verboten, in andern nicht, je nachdem in den Synoden darüber übereingekommen war. Die Anstalten waren zwar sehr gut; aber leider hielt es sehr schwer, es dahin zu bringen, daß sie allgemein befolgt wurden; denn noch war die Nation zu roh, als daß die Liebe zum Frieden oder die Furcht vor der angedrohten Strafe sie hätte bewegen können, den so sehr gewöhnlichen Schlägereyen und Räubereyen zu entsagen.

Indessen war Konrad doch zufrieden, es wenigstens so weit gebracht zu haben, daß die Stände die Einführung des Gottesfriedens bewilliget; die strenge Befolgung derselben erwartete er von der Zukunft und von der Bemühung der Bischöffe. Nachdem er dieses festgesetzet, gab er mit Beystimmung der Stände des Reichs eine Menge Verordnungen und Gesetze, welche einzig dahin abzielten, den Wohlstand des Burgundischen Staates zu vermehren. Jedoch zog er bey allem, was er wahrnahm, die Reichsversammlung zu Rathe.

Durch sein kluges Benehmen wußte er sich das vollkommene Zutrauen und eine ganz unbegrenzte Liebe der Nation zu erwerben. Den deutlichsten Beweis davon gaben sie ihm noch auf demselben Reichstage. Denn als er mit allen Geschäften zu Ende, und die Berathschlagungen vorüber, äußerte er den Wunsch, seinen Sohn Heinrich noch vor seinem Ende auf dem Burgundischen Throne zu sehen. Kaum war dieses bekannt, so kamen seine Unterthanen auch schon seinen Wünschen zuvor. Sie ersuchten den Kaiser von freyen Stücken, daß er doch die Regierung niederlegen und selbige seinem Sohne übertragen möchte, weil sie befürchteten, daß ihm die zu vielen Regierungsgeschäfte bey seinem herannahenden Alter zu beschwerlich fallen könnten. Ueber diesen Antrag war Konrad sehr zufrieden. Er trat noch bey seiner Anwesenheit zu Solothurn seinem Sohn Heinrich mit Einwilligung der Stände und des Volkes die Regierung förmlich ab. Mit lautem Freudengeschrey wurde der neue König bewillkommet, und alle waren von ganzen Herzen bereit, ihm den Eid der Treue abzulegen. Nach Verfluß von einigen Tagen wurde er mit Beystimmung der ganzen Nation in der Kirche zu St. Stephan öffentlich gekrönt und nachmals gehuldigt. Bey dieser Gelegenheit suchte das Volk abermals Konraden seine Liebe und Dankbarkeit zu beweisen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Konrad kehret nach Deutschland zurück. — Er durchreiset verschiedene Provinzen des Reichs, und wird zu Nimwegen von einer Krankheit befallen. — Nachdem er aber wieder hergestellt, setzt er seine Reise weiter fort. — In Friesen wird er abermals von einer Krankheit plötzlich überfallen, an welcher er nach einigen Tagen, von dem ganzen deutschen Reiche aufrichtig bedauert, seinen Geist aufgiebt.

Nachdem nun Konrad das Ansehn der Gesetze und der königlichen Gewalt in Burgund hergestellet, die eingeschlichnen Mißbräuche abgeschafft, allen Unordnungen abzuhelfen gesucht, und vorzüglich alles angewendet, seinem Sohn auch für die Zukunft den ruhigen Besitz von Burgund zu erhalten, machte er Anstalten zur Rückreise nach Deutschland. Die lauten Segenswünsche seiner neuen Unterthanen begleiteten ihn; denn alle, selbst die unruhigsten Köpfe, waren für ihn eingenommen, weil sie insgesamt einsahen, daß alle Abänderungen, welche er vorgenommen, nur allein dahin abzielten, das Wohl der Nation zu befördern. Konrad war sehr gerührt über die warme Anhängigkeit, welche die Burgunder ihm von allen Seiten zeigten. Gern wäre er noch bey ihnen geblieben, da es ihr einstimmiger Wunsch zu seyn schien. Allein da für seinen stets thätigen Geist hier keine Beschäftigung mehr vorhanden, und er seine Gegenwart an andern Orten nothwendig erachtete, so eilte er was er konnte, seine Abreise zu beschleunigen, um nun bald den ungestümen Bitten, seine Anwesenheit zu verlängern, nicht mehr ausgesetzt zu seyn, denen er vielleicht am Ende noch hätte nachgeben müssen.

Nach Verfluß von wenig Tagen war alles in Bereitschaft, daß er wirklich seine Abreise antreten konnte. Er nahm seinen Weg über Basel, um nach Deutschland zu kommen. Er durchreiste Franken, Thüringen und Sachsen, um zu sehen, ob denen Anstalten, welche er zu Erhal-

tung des innern Friedens getroffen, auch überall nachgelebet worden. Zugleich gab er allen Orten neue Gesetze und Verordnungen, um auch für die Zukunft Ruhe und Einigkeit zu erhalten. Gegen Ende des Jahres kam er nach Goßlar, wo er wieder einige Zeit zu bleiben beschloß, um das Weihnachtsfest in Ruhe zu feyern, und von seinen bisherigen ununterbrochenen Geschäften ausruhen zu können. Die Abgesandten der Slaven kamen auch dahin, um den gewöhnlichen jährlichen Tribut, welchen ihre Nation zu geben pflichtig, zu überbringen. Zugleich versicherten sie den Kaiser von dem fortdauernden Gehorsam, und von der unverbrüchlichen Treue ihrer Landesleute. Konrad empfing sie sehr gnädig, da sie sich so bereitwillig zeigten, auch in der Zukunft das deutsche Joch geduldig zu tragen. Sobald ihre Geschäfte beendiget, wurden sie von Konraden sehr ansehnlich beschenkt, und mit der Versicherung seiner immerwährenden Gewogenheit entlassen.

(1039.) Indessen war das Weihnachtsfest verflossen, und Konrad dachte nur darauf, nachdem er seine Andacht verrichtet, seine Reise weiter fortzusetzen. Von Goßlar aus ging er nach den Niederlanden, bey welcher Gelegenheit er noch verschiedene andere Provinzen des deutschen Reichs durchstreifte. Vorzüglich hielt er sich in dem östlichen Theile von Sachsen auf, um die innere Verfassung desselben zu untersuchen. Zu seiner unaussprechlichen Freude fand er alles in der schönsten Ordnung, die er sich nur wünschen konnte. Seine Befehle waren mit der strengsten Sorgfalt befolget worden. Ruhe und Einigkeit herrschte aller Orten, und wo er nur seine Augen hinwendete, erblickte er nichts als Wohlstand. Was seine Freude am meisten vermehrte, war, daß seine Unterthanen ihm überall, wo er nur hinkam, Beweise ihrer Dankbarkeit zu geben suchten. Stets empfingen sie ihn mit lautem Jubel, und alle insgesamt sannen immer auf neue Gelegenheit, ihm die auffallendsten Beweise ihrer Zuneigung zu geben. Sie betrachteten ihn als den Stifter ihres Glücks und als den

Beförderer des Wohlstands des deutschen Reichs. Er hingegen zeigte sich als einen wahren Vater seiner Unterthanen, indem er jeden vor sich ließ, die Klagen des Geringsten seiner Unterthanen geduldig anhörte, und ihnen abzuhelfen suchte. Mit einem Worte, es war gewiß nicht leicht, einen Menschen zu finden, der gerechte Ursache gehabt hätte, mit unserm Konrad unzufrieden zu seyn. Auch wagte es keiner, laut gegen ihn zu murren, weil sich der gewiß den Verfolgungen aller seiner Unterthanen ausgesetzt haben würde.

Indessen hatte sich unter allen diesen, für unsern Konrad so freudenreichen Beschäftigungen, das Osterfest genähert. Meine Leser werden bemerkt haben, daß er sich stets angelegen seyn ließ, alle hohe Feste mit der größten Andacht zu feyern, und alle weltliche Geschäfte bis nach Ablauf derselben auszusetzen. Dieses that er auch jetzt, und zu diesem Behuf beschloß er, in Nimwegen sich aufzuhalten. Die Feyertage verstrichen, ohne daß etwas bemerkungswürdiges dabey vorfiel. Gleich nach denselben hingegen hatte er sich entschlossen, das Reich noch ferner zu durchreisen, um zu sehen, ob auch an den Orten, wo er noch nicht hingekommen, alles in so guter Ordnung als an denen, wo er bishero gewesen, und da, wo sich vielleicht einige Mißbräuche eingeschlichen, selbige in Zeiten wieder abzuschaffen.

Schon war alles zur Abreise in vollkommener Bereitschaft, und schon war der Tag, an welchem Konrad seine Reise fortsetzen wollte, bestimmt, als ganz unerwartet sich eine sehr unangenehme Verhinderung einfand, welche den guten Kaiser nöthigte, seinen Aufenthalt um vieles zu verlängern. Denn er wurde mit einemmale so heftig von dem Podagra angefallen, daß er ziemlich lange das Bette hüten mußte. Er duldete die heftigsten Schmerzen mit der größten Gelassenheit, und wünschte nur deswegen bald davon befreyt zu werden, um seine Geschäfte ferner betreiben zu können. Gegen das Fest der Himmelfahrt Christi wurde sein Wunsch erfüllt. Die Wuth der Krankheit fing allmälig an sich zu

vermindern, und nach einigen Tagen wurde er zur unaussprechlichen Freude der Seinigen vollkommen wieder hergestellt; ob er gleich immer noch eine gewisse Schwäche, welche er mit von dem lezten Italienischen Feldzuge zurückgebracht, in seinem Körper verspürte.

So bald es seine Gesundheit erlaubte, hielt er es für seine erste Pflicht, seinem Schöpfer für seine Genesung zu danken. Jedoch konnte er sich nicht entschliessen, länger in Nimwegen zu bleiben, weil ihm die Stadt wegen des langen gezwungenen Aufenthalts fatal geworden. Kaum hatten sich seine Kräfte nur einigermaßen wieder eingefunden, als er auch wirklich Anstalten zum Aufbruche machte. Er ging jedoch nur bis nach Friesen, einer Stadt unweit Utrecht, wo er abermals sich einige Zeit zu verweilen entschloß, um das Pfingstfest abzuwarten, und seine Andacht zu verrichten. Seine Gemahlin und sein Sohn hatten ihn wie gewöhnlich begleitet, und beide waren von Herzen froh, ihren Vater wieder gesund zu sehen. Denn bis jezo hatten seine Kräfte sich täglich vermehret, und er befand sich bey weitem besser, als vor seiner Krankheit, daß sie mit hoffen zu dürfen glaubten, ihn noch recht lange in ihrer Mitte zu sehen.

Das Pfingstfest war der Tag, welchen der Kaiser bestimmt hatte, um zum erstenmale dem öffentlichen Gottesdienste beyzuwohnen. Er begab sich nebst seiner Gattin und seinem Sohne mit dem ganzen Schmuck der Kaiserlichen Würde angethan in die Kirche, um die Messe zu hören, und öffentlich seine Andacht zu verrichten. In dem Augenblicke aber, wo er sich dem Altare nähern wollte, um das Hochwürdige zu empfangen, empfand er mit einemmale einen fast unausstehlichen Schmerz in der Seite. Er suchte diesen so viel in seinen Kräften stand, zu verbergen, sowohl um die ganze Versammlung nicht in ihrer Andacht zu stören, als auch die Seinigen nicht ohne Noth zu ängstigen. Denn er hoffte, daß dieser Zufall von keinen weitern Folgen seyn würde, ob gleich die Empfindung so heftig war, daß er sich kaum aufrecht halten konnte. Indessen siegte seine Stand-

haftigkeit doch über körperliche Leiden. Ob es ihm gleich unendlich schwer wurde, so wartete er doch das ganze Hochamt ab, ohne daß eines von den Anwesenden eine Veränderung an ihm bemerkte. Kaum war er aber wieder in seiner Wohnung angekommen, als der Schmerz von Stunde zu Stunde immer heftiger wurde. Es war ihm nicht mehr möglich, seine Leiden zu verschweigen, ob es ihm gleich sehr schwer wurde, den Seinigen Kummer zu machen; denn den folgenden Tag war er schon nicht mehr fähig, das Bette zu verlassen. Dessen ungeachtet tröstete er immer noch seine Gattin mit der Hoffnung, daß seine Krankheit keine Folgen haben würde.

Indessen wurde Konrad von Tag zu Tage immer schwächer, und seine Leiden heftiger. Die Kaiserin war untröstlich, ihren geliebten Gemahl so viel leiden zu sehen, ohne ihm Linderung verschaffen zu können. Selbst den Aerzten des Kaisers fing die Krankheit an bedenklich zu werden, und nach Verfluß von wenig Tagen gaben sie alle Hoffnung auf, das Uebel zu heben. Sie suchten den Kaiser auf eine vorsichtige Art von der Gefahr, in welcher er sich befände, zu benachrichtigen, und ihm den Rath zu geben, sich zu seinem Ende vorzubereiten. Konrad erhielt diese Nachricht, bey welcher so mancher zittert, mit der Standhaftigkeit eines Menschen, der sich bewußt ist, seine Pflichten nach seinem besten Wissen und Gewissen erfüllt zu haben. Er fühlte selbst sein Ende herannahen, und war froh, daß die Aerzte ihn nicht mit leeren Hoffnungen vertrösteten. Mit der größten Gelassenheit besorgte er alle seine Geschäfte, welche ihm noch vor seinem Ende oblagen; und kein Mensch konnte die geringste Veränderung an ihm bemerken. Hatte er je groß geschienen, so zeigte er in den letzten Augenblicken seines Lebens, daß er es wirklich war. Denn nur ein großer Geist konnte das Ende seiner Tage mit so viel Ruhe und Gelassenheit herannahen sehen. Das Klaggeschrey und das Trauern aller, die um ihn waren, brachte ihn nicht aus seiner Fassung, und kein Mensch konnte die geringste Veränderung

oder Aengstlichkeit an ihm bemerken, nachdem er die Bestätigung seiner Gefahr von den Aerzten erhalten.

Die gegenwärtigen Bischöffe machten in der größten Geschwindigkeit Anstalten, für das Heil seiner Seele zu sorgen. Sie ließen einen Altar mit einem Crucifixe in seinem Zimmer aufstellen, und alle Reliquien, welche sie nur in der ganzen Gegend habhaft werden konnten, wurden in der größten Geschwindigkeit herbeygeschafft, und in das Zimmer des Kranken gebracht. So bald diese Anstalten getroffen, wurde der ganze anwesende Hofstaat des Kaisers zusammenberufen. Alle die dazu gehörten, mußten in das Zimmer Konrads kommen, weil er von ihnen Abschied nehmen und ihnen insgesamt für ihre bishero bewiesene Treue danken wollte..

Nachdem sie sich alle um das Bette des kranken Kaisers versammelt, legte er öffentlich das Bekenntniß seiner Sünden ab. Hierauf empfing er mit der größten Andacht, welche alle Anwesende bis zu Thränen rührte, das heilige Abendmahl und die letzte Oelung, worauf er noch alle Gegenwärtige auf das dringendeste bat, seinem Sohn mit eben der Treue, welche sie ihm bey allen Gelegenheiten bewiesen, ergeben zu bleiben. Vor Rührung konnte fast kein Mensch ein Wort hervorbringen; jedoch versprachen sie dem sterbenden Vater mit abgebrochenen Silben, sich nie die geringste Untreue gegen seinen Sohn zu Schulden kommen zu lassen, vielmehr suchten sie ihn von ihrer Bereitwilligkeit, ihr Leib und Leben für denselben im Fall der Noth aufzuopfern, zu überführen.

Nachdem Konrad dieses beendiget, ließ er die Bischöffe und alle andere, die zugegen waren, wieder abtreten, weil er fühlte, daß sein Ende sich mit starken Schritten näherte. Er wünschte die letzten Augenblicke seines Lebens in Ruhe seiner Gattin und seinem Sohne schenken zu können, um letztern noch einige Regierungs-Geschäfte zu übertragen. Denn sein immer thätiger Geist ruhte auch jetzo noch nicht,

vielmehr sorgte er noch in den letzten Augenblicken für das zukünftige Wohl des deutschen Reichs, welches ihm so sehr am Herzen lag.

Als er sich mit seinem Sohn Heinrich und seiner äußerst niedergeschlagenen Gemahlin allein sah, machte er Anstalten, seine letzten Geschäfte in dieser Welt zu besorgen. Vor allen Dingen unterhielt er sich mit dem König Heinrich von dessen künftigen Pflichten, bevor seine Geisteskräfte noch mehr abnahmen. Er gab ihm eine Menge gute Lehren, wie er in Zukunft das deutsche Reich regieren sollte, um in den Stand gesetzt zu werden, das Wohl seiner Unterthanen zu befördern, sich ihre Liebe und Zutrauen zu erwerben, und sein Ansehen bey den auswärtigen Mächten zu erhalten. Zugleich entdeckte er ihm, daß es seine Absicht von jeher gewesen, das deutsche Reich zu einem Eigenthum der Kaiserlichen Krone zu machen. Auch gab er ihm die Mittel an die Hand, die er anwenden mußte, den angefangenen Plan, die Macht der Großen in seine Hände zu spielen, und sich immer mehr von ihnen unabhängig zu machen, ferner zu bearbeiten. In wie ferne aber König Heinrich Klugheit genug besaß, den Willen seines Vaters auszuführen, gehöret nicht in diese Geschichte. Genug Konrad wendete die letzten Stunden seines irdischen Lebens vorzüglich an, seinen Sohn zu einem würdigen Nachfolger zu bilden.

Nachdem er endlich seinem Sohn alles entdeckt, was er noch auf dem Herzen gehabt, und nachdem er ihn auf das flehendlichste gebeten, seinen Unterthanen ein Vater zu seyn, wendete er sich zu seiner Gemahlin. Diese saß, ganz untröstlich über den bevorstehenden Verlust ihres geliebten Gemahls, an seinem Bette, und zerfloß fast in Zähren. Er bat sie auf das inständigste, ihm sein Hinscheiden durch ihre übermäßige Traurigkeit nicht zu erschweren. Vielmehr ermahnte er sie, sich geduldig in den Willen Gottes zu ergeben. Mit einem Wort, er suchte sie auf alle mögliche Art zu trösten. Hierauf nahm er von Beiden auf das zärtlichste Abschied, indem er sie der Obhut des Höchsten

empfahl; seinem Sohn aber gab er noch besonders seinen väterlichen Segen.

Der Beendigung dieser Geschäfte hatte unser Konrad seine letzten Lebenskräfte aufgeopfert. So bald er sie beendiget, fiel er in eine Entkräftung, von welcher er sich auch nicht wieder erholte. Er starb bald darauf mit der Ruhe eines Menschen, der sich bewußt ist, alle seine Pflichten getreu erfüllt zu haben. Sein Tod erfolgte den vierten Juli 1039, nachdem er beynahe funfzehn Jahre ruhmvoll regieret hatte.

Gleich nach seinem Ableben wurden alle Anstalten zu seiner Beerdigung getroffen. Schon in den damaligen Zeiten war es gewöhnlich, die Körper der Großen der Erde durch Einbalsamirung vor der Verwesung zu schützen, damit sie nicht wie die andern Erdensöhne gleich nach ihrem Tode ein Raub der Würmer werden, und auch dann noch, wenn sie zu seyn aufhörten, der Vergänglichkeit trotzen konnten. Um diesen Gebrauch mitzumachen, ließ König Heinrich seinen Vater öffnen, und dessen Eingeweide herausnehmen. Hätte Konrad bey seinem Leben daran gedacht, so würde er es durch seinen ausdrücklichen Befehl gewiß zu verhindern gesucht haben, weil er sich, als Mensch betrachtet, für nichts bessers als den geringsten seiner Unterthanen hielt, und oft gezeigt hatte, daß er, was nicht unmittelbar dazu gehörte, sein Ansehn zu erhalten, sich ihnen in allen Stükken gleich achtete; denn bey allen Feldzügen hatte er stets alle Gefahren und Beschwerlichkeiten mit den Seinigen getheilt, und, als Mensch betrachtet, niemals einen Vorzug vor ihnen verlangt, und doch erwieß ihm ein jeder seiner Unterthanen gern und willig die ihm gebührende Achtung.

Die Eingeweide des verstorbenen Kaisers ließ der König Heinrich, weil sein Vater etwas dagegen zu verfügen vergessen, mit möglichster Pracht in der Hauptkirche zu Utrecht beysetzen, bey welcher Gelegenheit er dieselbe sehr reichlich beschenkte. Denn es war gewönhnlich, daß bey

solchen Gelegenheiten den Kirchen, welchen die Ehre wiederfuhr, daß etwas von den hohen Ueberresten eines gesalbten Hauptes ihnen einverleibet wurde, sehr ansehnliche Stiftungen zu Theil wurden. Der gegen den Zahn der Zeit zu trotzen scheinende Körper aber wurde nach Speyer abgeführet. Der König Heinrich nebst allen Bischöffen und Edeln des Reichs, welche zugegen waren, begleiteten den entseelten Leichnam unter lauten Klagen. Ein wahres Jammergeschrey durchtönte die Luft, weil Konrad allgemein geliebt worden, und nicht leicht ein Mensch zu finden war, der nicht seinen Tod beweinet. Der Leichenzug ging durch Mainz und Cöln, an welchen Orten man demselben die möglichste Ehrfurcht bezeugte, um dem verstorbenen Konrad den letzten Beweiß der allgemeinen Achtung, welche man bey seinen Lebzeiten für ihn gehabt, zu geben. Tagtäglich vermehrte sich die Anzahl derer, welche die Leiche begleiteten; denn Vornehme sowohl als Geringe beeiferten sich wechselsweise, ihm die letzte Ehre zu erweisen, und zu zeigen, wie sehr sie ihn insgesamt geschätzet.

Nach einer Reise von acht und dreyßig Tagen kam der Zug in Speyer an. Der Köper des gesalbten Kaisers wurde mit aller möglichen Feyerlichkeit in der Hauptkirche beygesetzt, welche Heinrich ebenfalls reichlich zu beschenken nicht unterließ. Lange noch, nachdem die Beerdigungs-Ceremonien vorüber, verweilte die versammelte Menge laut weinend an seinem Grabe, weil sie alle glaubten, ihren Vater verlohren zu haben, und keiner sich entschließen konnte, sich von den so sehr geschätzten Ueberresten zu trennen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Italiener sind gegen einander zu Felde gezogen. — Eindruck, den die Nachricht von dem Tode des Kaisers auf sie macht. — Lebensart, welche die Kaiserin Giesela nach dem Tode ihres Gemahls erwählet, und welchen Ort sie zu ihrem künftigen Aufenhalte bestimmt.

In ganzen verbreitete die Nachricht von dem Tode Konrads eine allgemeine Bestürzung über das ganze Reich und alle angrenzende Länder. Alle waren äußerst betreten darüber, weil er nicht allein von seinen Unterthanen, sondern auch von allen auswärtigen Nationen, welche seine guten Eigenschaften kannten, verehret wurde. Besonders schätzten sie ihn wegen seiner ausserordentlichen Liebe zum Frieden, weswegen es ihnen um so viel mehr leid war, ihn verlohren zu haben, weil sie noch nicht wissen konnten, ob sein Sohn als sein Nachfolger das gute Vernehmen, in welchem sie bishero mit dem deutschen Reiche gestanden, auch fernerhin so wie sein Vater zu erhalten suchen würde.

Vorzüglich beweinten die Burgunder den Tod des verstorbenen Konrads. Zwar hatte er schon bey seinen Lebzeiten die Regierung dieses Landes seinem Sohne abgetreten, wie wir schon oben erzählet; nichts desto weniger beklagten sie ihn, als ob sie ihren Vater verlohren hätten. Gerade zu der Zeit seines Todes fingen sie an einzusehen, wie heilsam die Verordnungen gewesen, welche er ihnen gegeben. Von ihrem neuen König hofften sie zwar auch alles Gutes; allein noch kannten sie ihn zu wenig, um beurtheilen zu können, ob er auch dem Beyspiele seines würdigen Vaters folgen würde. Ueberdieß hatten sie gehofft, daß die neuen Einrichtungen, welche Konrad bey seiner letzten Anwesenheit getroffen, erst noch recht zu ihrer Vollkommenheit gereichen sollten, und daß er seinen Sohn noch erst recht anweisen würde, wie er es anfangen müßte, seine Unterhanen glücklich zu machen. Nun waren aber ihre schönen Aussichten

mit einemmale vereitelt, und so sehr sie auch dem König Heinrich wegen seinem Vater ergeben waren, so sahen sie doch mit Furcht der Zukunft entgegen.

Nach Italien kam diese Trauerpost ungleich später. Die Wirkung, welche sie daselbst verursachte, war äußerst verschieden, so wie die Partheyen daselbst verschieden waren. Denn die Kaiserlichgesinnten wurden dadurch über alle Beschreibung niedergeschlagen; diejenigen hingegen, welche dem Erzbischoff Heribert ergeben, freueten sich, ihren Anführer von seinem geschwornen Feinde befreyt zu sehen. Indessen gehört es meines Erachtens noch zu dieser Geschichte, zu zeigen, in welcher Lage Italien sich befand, wie diese Nachricht ankam, und wie sie daselbst aufgenommen wurde.

Schon zu Anfange dieses Jahres hatte sich ganz Italien zu einem Feldzuge gerüstet. Diejenigen, welche dem Kaiser und dem deutschen Reiche ergeben waren, hatten sich alle zusammengezogen, um den hinterlassenen Befehl Konrads nachzukommen, und Heriberten zum Gehorsam und zur Unterwerfung unter den Willen des Kaisers zu zwingen. Heribert hingegen hatte ebenfalls alle, die ihm ergeben waren, versammelt, um seine sich angemaßete Freyheit vertheidigen zu können. Die ganze Zeit her seit dem Konrad sich nach jenem unglücklichen Ungewitter zurück gezogen, hatte er weiter nichts gethan, als sich in gehörigen Vertheidigungszustand zu setzen; um bey einem feindlichen Angriff, den er bestimmt voraussehen konnte, sich mit Nachdruck wehren zu können. Die ganze Zeit her hatte er seine größte Sorgfalt dahin gerichtet, sich hinlängliche Lebensmittel und andere Kriegsvorräthe zu verschaffen, um im Fall, wenn er in Mayland, welches er zu befestigen nicht unterlassen, eingeschlossen würde, keinen Mangel befürchten zu dürfen. Daher kam es, daß, ob sich gleich fast ganz Italien gegen ihn vereinigt, und seinen Untergang beschlossen, er doch muthig den Angriff erwartete. Denn er konnte sich auf seine Festungswerke verlassen, wenn ihm der Feind im freyen Felde zu mächtig schien, daß er sich zurückziehen mußte; und [illegible]on

war er beynahe gewiß versichert, die Italiener würden es bald überdrüssig werden, ihn zu verfolgen, wenn sie erst gesehen, wie wenig sie gegen ihn auszurichten vermögend.

Bey diesem Feldzuge bediente sich Heribert anstatt der Fahnen einer neuen Art von Siegeszeichen, weil sie dem damaligen Geist der Nation vollkommen angemessen. Vermöge seiner Gestalt erhielt es den Namen Carrocia. Zu gleicher Zeit zeigte es aber auch, daß Heribert seine Zeitgenossen sehr genau kannte, und unfehlbare Mittel anzuwenden wußte, ihren Muth zu vermehren, oder wenigstens doch zu verhindern, daß sie nicht so leicht zum Weichen zu bringen. Es bestand dieses neue Siegeszeichen in einem Wagen, der von Ochsen gezogen wurde. Auf demselben war eine lange Stange befestiget, auf deren Spitze eine vergoldete Kugel mit zwey weißen Fahnen aufgesteckt war. Auf der Mitte des Wagens hingegen stand ein Crucifix, welches in den Augen Heriberts eine besonders wunderthätige Kraft hatte, sein Heer vom ausreißen abzuhalten. Denn als er es zuerst zum Vorschein brachte, belegte er einen jeden mit dem fürchterlichsten Fluch und unauflöslichen Bann, der es wagen würde, das Siegeszeichen als das Sinnbild des Leidens unsers Erlösers zu verlassen. Eine Anzahl der tapfersten Männer wurde allezeit ausgewählet, dieses Siegeszeichen zu bewachen, und im Fall der Noth bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Dieses neue Spielwerk wurde mit der größten Freude von dem Heere aufgenommen. Jeder, der zu dessen Bewachung aufgefordert wurde, hielt es für eine große Ehre, und würde sein Leben lieber zehnmal aufgeopfert, als seinen Posten verlassen haben. Die ganzen Anhänger Heriberts schworen mit der größten Bereitwilligkeit zu der neuen Fahne, und insgesamt versprachen sie, eher ihren letzten Blutstropfen zu wagen, als das Siegeszeichen den Händen der Feinde zu überlassen. Bey jeder Schlacht sollte es in die Mitte des Heeres gestellt werden, um den Streitenden, wenn sie es erblickten, Muth einzuflößen, sie an ihr abgelegtes Gelübde zu erinnern, sie zu

verhindern, an die Flucht zu denken, weil sie es alsdann würden haben zurücklassen müssen.

Schon standen die zwey feindlichen Heere gegen einander, und täglich warteten sie auf Befehl, einander anzugreifen. Ganz Italien aber war voller Angst wegen dem Ausgang dieses Krieges, weil alle Gutgesinnten voraussahen, daß er sich nur durch ein schreckliches Blutbad endigen konnte, und auch alsdann noch wahrscheinlich Anlaß zu unzähligen Unordnungen geben würde. Denn die Erbitterung der beiden Partheyen gegen einander war zu groß, als daß man hätte erwarten dürfen, daß sie sich nach einem entscheidenden Siege beruhiget. Eine mußte dem Anscheine nach völlig unterliegen, bevor an eine vollkommene Ruhe zu denken war, und zu welchen Blutscenen eröffnete dieses dieses nicht die Aussicht.

Plötzlich, aber freylich für die Kaiserlichen auf die aller unangenehmste Art änderte sich die Lage der Sachen. Ohne daß ein Mensch in ganz Italien etwas von der Krankheit des Kaisers wußte, kam mit einemmale die Nachricht von seinem Tode. Diese Zeitung verursachte keine geringe Veränderung, und machte auf die ganze Nation einen heftigen Eindruck. Bey dem ganzen Heere, welches sich versammelt, die Rechte seines Oberhauptes zu vertheidigen, verbreitete sich panisches Schrecken. In der größten Geschwindigkeit brachen sie das ganze Lager ab; und der größten Unordnung zog ein jeder seine Straße. Es war, als ob ein jeder besonders den Verlust fühlte, welchen das Reich erlitten, eines so guten Regenten beraubt worden zu seyn. Auf dem Gesichte eines jeden und selbst des gemeinsten Mannes konnte man den Kummer deutlich lesen, welchen er über den Tod Konrads empfand, und allen denen, die noch vor kurzem vor Sehnsucht brannten, sich mit den Aufrührern in ein Gefecht einzulassen, war der ganze Muth benommen. Nur Heribert und seine Anhänger waren von ganzem Herzen froh, daß ihrem unversöhnlichsten und mächtigsten Feinde die Macht benommen, ihnen ferner zu schaden.

Voller Jubel zog er in der schönsten Ordnung mit seinem Heere wieder nach Mayland zurück, um geduldig die Dinge, die über ihn beschlossen werden würden, abzuwarten. In ganz Italien sah man überall nichts als Trauergerüste dem verstorbenen Konrad zu Ehren; nur in Mayland wurden Freudenfeste veranstaltet.

So sehr indessen alles über den Tod Konrads niedergeschlagen war, so kam doch nichts dem Schmerz bey, welchen die Kaiserin Giesela empfand. Alle Trostgründe waren an ihr verschwendet, und weder der König Heinrich noch die Geistlichen waren fähig, ihren Kummer zu verscheuchen. Gleich nach dem Tode Konrads entschloß sie sich, der Welt zu entsagen, weil, getrennt von ihrem geliebten Gatten, ihr keine Freude auf derselben mehr zu erwarten übrig blieb. Zwar redete ihr Heinrich zu, bey ihm zu bleiben, und ihm durch ihren weisen Rath in den schweren Regierungs-Geschäften beyzustehen; allein sie bat ihn auf das inständigste, sie mit diesen Anträgen zu verschonen, und sie in Ruhe ihr Leben verweinen zu lassen.

Sie wählte zu ihrem künftigen Aufenthalte ein Kloster unweit Cassel mit Namen Kaufungen. Daselbst ließ sie auf ihre eigene Kosten eine Kirche bauen, welche sie noch überdieß ansehnlich beschenkte. Am Gedächtnißtage des verstorbenen Kaisers wurde dieselbe mit vieler Feyerlichkeit im Beyseyn einer großen Anzahl der vornehmsten Geistlichen eingeweihet. Bey derselben Feyerlichkeit erschien auch die Kaiserin Giesela zum letztenmale in ihrem Kaiserlichen Staate. Allein noch währenden Gottesdienste legte sie den Purpur ab, und kleidete sich in das Gewand der Frömmigkeit. Sie ließ sich öffentlich die Haare abschneiden, und nahm von dem Bischoff von Paderborn den Schleyer an.

Nachdem sie das Gelübde abgeleget, lebte sie in dem Kloster wie die andern Nonnen, welche sie als ihre Schwestern behandelte. Sie brachte die letzten Jahre ihres Lebens mit lauter Weinen, Fasten und Beten zu, und ihr einziger

Wunsch war, bald mit ihrem Gatten durch den Tod wieder vereiniget zu werden. Durch diese Art zu leben mußten natürlich ihre Kräfte bald erschöpfet werden. Sie sahe sie auch mit vielen Freuden abnehmen, weil dadurch ihr letzter Wunsch in Erfüllung ging.

Endlich nahete der so gewünschte Augenblick; sie starb mit einer Freude, die sich nicht beschreiben läßt; und alle ihre Zeitgenossen betrachteten sie als eine Heilige. Ihr Körper wurde in der nämlichen Gruft in Speyer beygesetzet, in welcher die Gebeine ihres zärtlich geliebten Gatten aufbewahret worden, um das zärtliche Paar auch im Todte zu vereinigen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Anhang.

Sonderbare Erzählung von der Abstammung Kaiser Heinrichs III.

In dieser ganzen Geschichte ist Kaiser Heinrich III. nach den bewährtesten Urkunden als ein Sohn unsers Konrads aufgestellet worden. Nach der Erzählung eines gewissen Gottfried von Viterbo ist er aber nur durch einen besondern Zufall zu der Ehre, die Kaiserliche Krone zu erlangen, gekommen. Diese Fabel, welche mit dem damals herrschenden Geschmack vollkommen paßte, ist von vielen Schriftstellern des mittlern Zeitalters als Wahrheit nacherzählet worden. Allein da keine hinreichenden Gründe vorhanden, die unwahrscheinliche Erzählung als eine wirkliche historische Thatsache anzunehmen, so habe ich in der Geschichte des Kaisers Konrad gar nichts davon erwehnet. Allein da ich weis, daß auch viele in den gegenwärtigen Zeiten das Sonderbare der Wahrheit vorziehen; und vielleicht mancher von meinen Lesern Gefallen daran finden wird, den Kaiser Hein-

rich auf eine wunderbare Art in der Geschichte auftreten zu sehen; so habe ich es für meine Schuldigkeit erachtet, einen unwahrscheinlichen Ursprung als einen Anhang zu meinem Werke nachzuholen; wie ich ihn in einigen alten Geschichtsbüchern gefunden. Nur überlasse es einem jeden von ihnen, ob sie ihn für einen wirklichen Sohn Kaiser Konrad des Saliers anerkennen wollen oder nicht.

Meine Leser werden wahrscheinlicher weise wahrgenommen haben, daß Kaiser Konrad gleich bey dem Antritt seiner Regierung eine Menge Gesetze gegeben, um den Frieden im deutschen Reiche zu erhalten, und zu verhindern, daß die Uneinigkeiten zwischen den Edeln desselben nicht zu sehr überhand nahmen. Weil ihm aber auch daran gelegen war, daß seine Befehle befolget wurden, so verfuhr er allezeit sehr strenge gegen diejenigen, welche darwider handelten, und durch Privat-Streitigkeiten die öffentliche Ruhe und Sicherheit störeten. Ohne Ansehn der Person wurden die Unruhstifter nachdrücklich bestraft, wie ich schon weiter oben bey verschiednen Gelegenheiten gezeiget.

Ein gewisser Graf Leupold war einer von denen, welche des strengen Kaiserlichen Verbots ungeachtet es gewagt, einen seiner Nachbarn zu befehden. Es wurden dieserwegen Klagen bey dem Kaiser angebracht, welcher, aufgebracht, daß man seinen strengen Befehlen nicht besser Folge geleistet, den Grafen Leupold nachdrücklich zu bestrafen beschloß, um den andern deutschen Edeln ein Beyspiel zu geben, und sie abzuschrecken, in Zukunft gegen die Gesetze zu handeln, welche er blos allein gegeben, die öffentliche Ruhe unverletzt zu erhalten.

Der Graf Leupold erhielt in Zeiten Nachricht von dem Ungewitter, welches sich über seinem Haupte zusammen gezogen. Er hielt nicht für rathsam, den Ausbruch desselben abzuwarten, weil er wußte, daß Konrad nicht mit sich scherzen ließ, wenn man ihn einmal zum Zorn gereizet. Um

also der wohlverdienten Strafe auszuweichen und dem Zorn des Kaisers zu entgehen, hielt er es für das beste, sich einige Zeit verborgen zu halten, bis sein Vergehen vergessen. Aus dieser Ursache begab er sich mit seiner Gemahlin in einen großen Wald, ohne irgend einem Menschen seinen Aufenthalt bekannt zu machen. Seine Bedienung bestand nur allein in einem kleinen Knaben, welchen er zu sich genommen, um noch einen Menschen bey sich zu haben, den er brauchen konnte, die nöthigen Bedürfnisse herbey zu schaffen. Diese drey Menschen bewohnten eine kleine Hütte in der dichtesten Gegend des Waldes, in welcher sie in der größten Einsamkeit lebten, um nicht entdeckt zu werden. Dieses würde auch nicht leicht geschehen seyn, weil vielleicht noch nie ein menschlicher Fuß vor dem Grafen diese wilde Gegend betreten, und kein Mensch ihn daselbst vermuthete, wenn nicht ein Zufall den Kaiser Konrad zu ihm gebracht.

Es traf sich ganz von ungefähr, daß der Kaiser Konrad einmal in diesem unermeßlichen Walde auf die Jagd ging. Bey dieser Gelegenheit verfolgte er ein Stück Wild mit der äußersten Hitze, daß sein ganzes Gefolge ihm nicht nachkommen konnte, obgleich alle, die ihn begleiteten, ihre ganzen Kräfte aufboten, ihrem Herrn zu folgen. Lange merkte der Kaiser nicht, daß er sich allein befand, weil das flüchtige Wild ihn zu sehr beschäftigte, und wenn die einbrechende Nacht es nicht seinen Augen entrissen, würde er nicht nachgelassen haben, es zu verfolgen, bis er seinen Willen erreichet, und es erleget.

Nachdem aber der Tag so sehr abgenommen, daß er keinen Gegenstand um und neben sich mehr erkennen konnte, mußte er zu seinem großen Leidwesen aufhören zu jagen. Nun bemerkte er erst, daß er sich ganz allein und in einer ihm ganz unbekannten Gegend befand. Dieses war nun freylich nicht die angenehmste Entdeckung für ihn, zumal da es immer dunkler zu werden anfing. Sein Pferd, von der langen Jagd ermüdet, konnte nicht mehr fort, und er

selbst fing an verschiedene Naturbedürfnisse zu fühlen, nachdem er so lange in der Irre herum geritten; die aber freylich, da der Hunger eines der wichtigsten, nicht gut in seiner gegenwärtigen Lage zu befriedigen waren. Er gab zwar auf alle mögliche Art Zeichen, um seinem Gefolge zu erkennen zu geben, in welcher Gegend des Waldes er sich befände. Allein dieses war eine sehr vergebliche Mühe; denn sein Gefolge war viel zu weit entfernet, um den Ton seines Jagdhornes oder sein Rufen hören zu können. Kein Mensch anwortete ihm, und nach vielen fruchtlosen Versuchen sahe er wohl ein, daß er sich würde in sein Schicksal ergeben und die Nacht in dem Walde unter Gottes freyen Himmel zubringen müssen.

Indessen beschloß er doch, noch den letzten Versuch zu wagen, und zu sehen, ob er nicht vielleicht einen Ausgang aus dem Walde finden könnte. Er suchte sich trotz der Finsterniß der Nacht durch dieses Dickicht durchzuarbeiten so gut es ging. Zwar trug der arme Kaiser manchen blauen Fleck davon, dafür wurde aber auch seine Mühe belohnet. Denn als er eine Weile mit der größten Vorsicht fortgegangen, sahe er zu seiner nicht geringen Freude ein Licht durch die Bäume schimmern. Dieses gab ihm neue Kräfte, weil er nun hoffte, einen Ausgang, oder doch wenigstens Menschen zu finden, welche ihn die Nacht beherbergen und den folgenden Morgen zurechte weisen würden. Er verdoppelte seine Schritte, und nach manchen ausgestandenen Mühseligkeiten erreichte er die einsame Hütte des geflüchteten Grafen. Dieser war sehr verwundert, in dieser Gegend einen Besuch zu bekommen; jedoch nahm er den Kaiser, ohne ihn zu kennen, sehr freundschaftlich auf; auch bewirthete er ihn so gut als es seine damalige Lage erlaubte. Konrad war von ganzen Herzen froh, sich wieder unter Menschen zu befinden; jedoch gab er sich mit Willen nicht zu erkennen, um den armen Waldbewohner, für welchen er den Grafen, den er selbst nicht kannte, ansahe, nicht in Verlegenheit zu setzen. Das ärmliche Mahl, welches ihm der Graf vorsetzte,

behagte dem Kaiser vortreflich, und nachdem er seinen Hunger gestillet, begab er sich zur Ruhe, um sich von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten vollkommen zu erholen.

In derselben Nacht wurde die Gemahlin des Grafen von einem Sohne entbunden. Das Geräusch, welches die Niederkunft der Gräfin verursachte, störte den Kaiser im Schlafe. Nachdem er vollkommen erwachet, hörte er mit einem Mal eine Stimme vom Himmel, welche ihm zurief:

„Dieses neugeborne Kind wird dein Schwiegersohn „und Erbe werden.“

Dieselbe Stimme wiederholte die nämlichen Worte zu drey verschiedenen Malen, daß dem Kaiser gar kein Zweifel an der Wahrheit derselben übrig blieb. Jedoch machten sie keinen besonders angenehmen Eindruck auf ihn; denn sie beunruhigten ihn dergestalt, daß er den ganzen übrigen Theil der Nacht keinen Augenblick mehr schlafen konnte.

So bald der Tag zu grauen anfing, erhob er sich von seinem Lager. Er dankte seinem Wirth für die freundschaftliche Bewirthung, und machte sich sogleich auf den Weg, um sein den vorhergehenden Tag verlornes Gefolge wieder zu finden. Dieses war indessen in der größten Angst wegen dem Kaiser gewesen, weil alle insgesamt befürchtet, es möchte ihm ein Unglück zugestossen seyn. Sie hatten die ganze Nacht vergebens den Wald durchstrichen, ohne ihm auf die Spur zu kommen, und schon war beynahe alle Hoffnung in ihnen erloschen, den Kaiser wieder zu finden. Da alle ihre Mühe vergebens, zu entdecken, wo Konrad hingekommen, so berathschlagten sie sich, was nun anzufangen sey; einige meynten, man müßte die Nachforschungen von neuen anfangen; die andern hingegen behaupteten, sie würden gewiß wieder ganz fruchtlos ausfallen, weil ihre Anzahl zu geringe, den ungeheuern Wald mit der gehörigen Vorsicht zu durchsuchen, und es ihnen überdieß an Lebensmitteln fehlte, um sich länger an einem Ort, wo gar nichts zu ha-

ben, zu verweilen. Die letztern schlugen deswegen vor, man sollte suchen so geschwind als möglich nach dem nächsten bewohnten Orte zu kommen; daselbst wollten sie eine beträchtliche Anzahl Menschen aufbieten, und sich mit allen, was zu ihrem Unternehmen nothwendig, versehen; weil sie doch nicht wissen könnten, wie lange sie sich in dem Walde würden aufhalten müssen, und sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollten, nochmals wegen Mangel an Lebensmitteln ihr Vorhaben aufzugeben. Denn sie wollten alsdann ihre Nachsuchungen von neuen anfangen, und dabey mit der größten Genauigkeit und Aufmerksamkeit verfahren, bis sie ihn entweder wieder gefunden, oder doch wenigstens sichere Beweise erhalten, daß er auf immer verloren.

Indem sie noch mit dieser Berathschlagung beschäftiget, kam Konrad zu ihnen, nachdem er wieder ziemlich lange vergebens gesucht. Sowohl seine als auch ihre Freude war ohne alle Grenzen, weil beyde Theile sehr wenig Hoffnung gehabt, das Ziel ihrer Wünsche so bald zu erreichen. Nun machten sie sich insgesamt auf den Weg, um bald aus dem Walde zu kommen; dieses wurde ihnen nicht schwer; und nach Verfluß von wenigen Stunden befanden sie sich an dem Ort, wo Konrad sein Hoflager aufgeschlagen.

Kaum waren sie daselbst angekommen, als dem Kaiser die Geschichte der vergangenen Nacht einfiel. Es war ihm sehr ungelegen, daß ein Fremder von gemeinem Stande in seine Familie kommen, und ihm sogar in der Regierung folgen sollte. Er sann auf Mittel, die Rathschlüsse des Himmels zu hintertreiben, und war lange unentschlossen, was er anfangen sollte, um sich den ihm verhaßten Nachfolger vom Halse zu schaffen, und zu verhindern, daß die Vorhersagung nicht in Erfüllung gehen konnte. Am Ende faßte er den grausamen Entschluß den unschuldigen Knaben umbringen zu lassen.

Diesen grausamen Entschluß auszuführen, trug er zweyen seiner vertrautesten Freunde auf. Er entdeckte ih-

nen das Abentheuer, welches er im Walde gehabt, und versicherte, daß er keine ruhige Stunde haben würde, so lange der von dem Schicksal bestimmte Nachfolger auf der Welt wäre. Zugleich beschrieb er ihnen die Gegend, in welcher die Hütte befindlich, wo der Gegenstand seines Hasses sich aufhielt, auf das genaueste; wobey er ihnen auftrug, nicht an den Hof zurück zu kehren, bis sie den neugebornen Knaben seinen Eltern heimlich entwendet und umgebracht. Zum Beweis aber, daß sie seinen Befehl pünktlich befolget, sollten sie ihm das Herz des ermordeten Knabens mitbringen. Vorzüglich empfahl er ihnen aber Vorsicht und Verschwiegenheit, und versicherte dabey, daß sie mit ihrem Kopfe dafür haften müßten, wenn das Geheimniß verrathen würde, weil er es keinem Menschen, außer ihnen weiter anvertrauet, noch auch in Zukunft entdecken wollte.

Sey es nun, daß sich die beyden Hofleute fürchteten, den Zorn des Kaisers zu reitzen, wenn sie sich weigerten, seinen Willen zu erfüllen; oder waren sie ihm wirklich so ergeben, daß sie auch eine schlechte Handlung aus Treue für ihn begehen konnten; genug sie ließen sich zu diesem Bubenstück bereit und willig finden, ohne die mindeste Einwendung dagegen zu machen. Sie suchten in der größten Geschwindigkeit die nöthigen Anstalten zu treffen, um ihre Reise recht bald und ganz ingeheim antreten zu können. Die Beschreibung, welche ihnen Konrad von der Lage der Hütte gemacht, war so pünktlich, daß es ihnen nicht schwer wurde, sie zu finden. Nach Verfluß von wenig Tagen trafen sie an dem Ort ihrer schändlichen Bestimmung ein. Sie hielten sich einige Zeit ganz nahe in der Gegend verborgen, bis sich eine schickliche Gelegenheit fand, ihr Bubenstück unbemerkt auszuführen. Diese fand sich sehr bald, weil die Eltern des Kindes kein Arges vermutheten, und sich oft von ihrer Wohnung entfernten, indem sie glaubten, daß sie in ihrer Einsamkeit vor allen hinterlistigen Nachstellungen vollkommen sicher. Ganz unbefangen waren sie in den Wald gegangen,

ohne das Haus zu verschließen, welches sie nie zu thun gewohnt waren.

Diesen günstigen Augenblick suchten die Abgesandten des Kaisers bestens zu benutzen. Der eine von ihnen schlich sich in die Wohnung des Grafen, um den Knaben zu rauben, während der andere außerhalb der Hütte Obacht haben mußte, damit sie nicht überrascht würden. Alles ging ganz nach Wunsch von Statten, denn sie bekamen den Knaben in ihre Gewalt, ohne von irgend jemand bemerkt zu werden. Sobald sie sich ihrer Beute bemächtiget, machten sie sich in der größten Geschwindigkeit auf den Weg, damit sie nicht eingeholet werden konnten, wenn die Eltern bey ihrer Zurückkunft ihr Kind vermißten.

Schon hatten sie das Ende des Waldes erreichet, bevor sie sich noch Zeit genommen, den geraubten Knaben zu besehen; nun wollten sie erst ihre Schandthat vollenden, um den Befehl des Kaisers, den Knaben umzubringen, auszuführen. Denn bis jetzo hatten sie es noch nicht gewagt, weil sie befürchtet, ein Geschrey des Kindes möchte sie verrathen und die Eltern auf ihre Spur bringen. Am Ende des Waldes glaubten sie dieses nicht mehr zu befürchten zu haben. Sie nahmen den Knaben hervor und berathschlagten sich, auf welche Art sie ihn von allen künftigen Sorgen befreyen wollten. Als sie noch darüber sprachen, so erwachte der Knabe und lächelte seine Mörder so unbefangen an, daß der Funke Menschlichkeit, der noch in ihren Herzen glimmete, zu heller Flamme aufloderte. Alle blutgierige Gedanken waren verloschen und beyde zugleich entschlossen, das Leben des unschuldigen Kindes zu schonen. Weil sie aber nicht wußten, was sie mit demselben machen sollten, so legten sie es unter einen großen Baum und überließen es seinem Schicksale. Sie selbst begaben sich nach dem Hoflager des Kaisers zurück, um ihm Bericht von der Ausführung ihres Unternehmens abzustatten. Zu Bescheinigung, daß sie den Befehl ihres Herrn nach seinem ganzen Umfang

befolget, übergaben sie ihm zugleich das Herz eines Hasen, welches sie für dasjenige des Kindes ausgaben. Konrad untersuchte nicht weiter die Wahrheit ihres Vorgeben; vielmehr glaubte er ihnen auf ihr Wort. Auch beschenkte er sie sehr reichlich, daß sie seine Befehle so pünktlich befolget; jedoch empfahl er ihnen noch ganz besonders Verschwiegenheit für die Zukunft.

Nicht lange nachdem sich die Abgesandten Konrads von dem Baume, wo sie das Kind zurückgelassen, entfernt, zog ein Herzog bey selbigem vorbey. Einer aus dessen Gefolge wurde den Knaben, der ganz sorglos wieder eingeschlafen, gewahr. Er machte seinen Herrn darauf aufmerksam, welcher sogleich befahl, daß man ihm das Kind bringen sollte. Er nahm selbiges in seine Arme, und die Gesichtszüge des Knaben machten einen heftigen Eindruck auf ihn, daß er ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen beschloß. Nach und nach wußte der junge Heinrich durch Fleiß und Gehorsam sich ganz die Liebe seines Wohlthäters zu erwerben, und am Ende wurde ihm derselbe dergestalt gewogen, daß er ihn an Kindesstatt annahm.

Schon war Heinrich ziemlich erwachsen, als es sich zufällig fügte, daß der Kaiser Konrad einmal zu seinem Pflegevater kam. Wegen seinem Verstand und seinem guten Betragen war er allgemein beliebt, und der Herzog stellte ihn dem Kaiser als seinen Liebling vor. Zugleich erzählte er ihm dessen ganze Geschichte, und die Absicht, welche er für die Zukunft mit ihm hatte.

Kaum erblickte Konrad den Knaben, und kaum vernahm er die Geschichte seines Ursprungs, als auch gleich der Argwohn in seinem Herzen Wurzel faßte, daß es eben derselbe seyn müßte, den er ehemals zu tödten befohlen. Indessen ließ er sich nichts von dem, was in seiner Seele vorging, merken, vielmehr betrug er sich äußerst freundlich gegen den jungen Heinrich. Er suchte sich ganz dessen Zu-

trauen, und nahm ihn sogar mit an seinen Hof, wo er ihm eine ansehnliche Bedienung gab, und ihn auf alle Weise zu ehren suchte.

Eines Tags gab Konrad dem Knaben einen Brief, mit dem Befehl, ihn unverzüglich seiner Gemahlin selbst zu überbringen. Dieser enthielt den Befehl des Kaisers, den Ueberbringer sogleich nach Ablieferung des Briefs tödten zu lassen, ohne erst zu untersuchen, worinnen sein Verbrechen bestünde. Heinrich war gewohnt, die Befehle seines Herrn mit der pünktlichsten Genauigkeit zu erfüllen. Er nahm den Brief, ohne den mindesten Argwohn, und ohne sich um dessen Inhalt zu bekümmern, machte er sich auf den Weg ihn an die Behörde abzuliefern. Die Nacht überfiel ihn noch ehe er den Ort seiner Bestimmung erreichen konnte; voller Unwillen den Befehl Konrads nicht so schnell ausrichten zu können als er wünschte, mußte er eine Nachtherberge suchen, weil er des Weges ganz unkundig war.

Der Zufall fügte es, daß er zuerst an das Haus eines Geistlichen kam, welchen er um ein Nachtlager ansprach. Dieser fand sich sehr geehret, einen Kaiserlichen Boten in seinem Hause beherbergen zu können. Er suchte Heinrichen auf das beste zu bewirthen, und ihn so angenehm als möglich zu unterhalten. Unter andern suchte er das Gespräch auf das Geschäfte zu lenken, in welchem Heinrich von dem Kaiser gebrauchet würde. Letzterer glaubte kein Geheimniß daraus machen zu dürfen; er erzählte ihm sonach ganz aufrichtig, daß er abgeschickt sey, einen Brief an die Kaiserin zu überbringen, dessen Inhalt er aber selbst nicht wüßte.

Diese erhaltene Nachricht spannte die Neugierde des Geistlichen auf den höchsten Grad. Er konnte kaum die Zeit erwarten, bis Heinrich zu Bette war, um auf Mittel zu denken, hinter das ganze Geheimniß zu kommen. Er mahnete den jungen Heinrich mehrere Male, sich zur Ruhe, deren er nach ausgestandenen Beschwerlichkeiten der Reise

bedürftig seyn würde, zu begeben, bis dieser endlich, des unablässigen Nöthigens seines Wirths müde, sich nach seinem Lager umsahe.

Kaum hatte sich Heinrich zur Ruhe begeben, so verfiel er in einen tiefen Schlaf. Dieses war der Zeitpunkt, welchen der Geistliche mit der größten Ungeduld erwartet hatte, um seiner Neugierde vollkommen Gnüge leisten zu können. Denn nun schlich sich derselbe mit der größten Vorsicht in das Zimmer des jungen Heinrichs, um sich des Briefes zu bemächtigen. So bald er ihn in seiner Gewalt, entfernte er sich wieder, um von niemand bemerkt zu werden. Er kam glücklich auf sein Zimmer, wo er sich sogleich hinsetzte, um von seinem in Händen habenden Schatze Gebrauch zu machen. Zwar stiegen noch einige Bedenklichkeiten wegen der Unrechtmäßigkeit und Gefährlichkeit seines Unternehmens in ihm auf, allein die Neugierde unterdrückte sie alle wieder. Sie allein behielt die Oberhand, und ohne ferner auf die Einwendungen seiner Vernunft und seines Gewissens zu achten öffnete er den Brief.

Dieser Vorwitz des Geistlichen und dessen unbezwingbare Neugierde gereichte sehr zum Vortheil unsers Heinrichs, denn ohne dieselbe würde er nach Verfluß von wenigen Stunden ein Opfer des Todes geworden seyn. Allein sein günstiges Schicksal, welches ihn zu einer größern Bestimmung werden lassen, rettete ihn zum zweytenmal aus der Gefahr, welche so nahe über seinem Haupte schwebete. Denn als der Geistliche den Brief eröffnet und gelesen, faßte er den Augenblick den Entschluß, den Jüngling zu retten, es möchte kosten was es wollte. Die Unbefangenheit und Sorglosigkeit, mit welcher Heinrich seinen Mördern in die Hände eilete, brachte bey ihm den Vorsatz zur Reife, dem Jüngling sein Leben zu erhalten, und wenn es mit der Gefahr, sein eignes zu verlieren, geschehen sollte. Seine Absicht zu erreichen, hielt er für das beste Mittel, Heinrichen von der bevorstehenden Gefahr gar nichts zu sagen, weil er

befürchtete, der Knabe möchte sich alsdann durch seine eigne Aengstlichkeit verrathen.

Ohne daß Heinrich also ein Wort davon wußte, vernichtete der Geistliche den Kaiserlichen Brief. An dessen Stelle schrieb er einen andern, in welchem er der Kaiserin im Namen ihres Gemahls befahl, bey Verlust seiner Liebe, dem Jünglinge, welcher ihr den Brief überreichen würde, ohne den mindesten Verzug ihre Tochter zur Ehe zu geben. Bey dieser Arbeit war er so glücklich, sowohl die äußere Gestalt, als auch die Schrift, mit der in dem vernichteten Briefe so ähnlich zu machen, daß der Kaiser ihn als einen von seiner Hand geschriebenen anerkennen mußte. So bald der Geistliche seine Geschäfte beendiget, legte er den selbst geschriebenen Brief an die Stelle des untergeschlagenen, damit Heinrich nicht selbst Verdacht schöpfen möchte, daß eine Veränderung mit selbigem vorgegangen, wenn er ihn nicht an seinem alten Orte gefunden.

Nun wartete der Geistliche ganz geduldig, das Erwachen seines Gastes ab, weil er doch wenigstens Hoffnung hatte, ihn zu retten; ob ihm gleich nicht recht wohl zu Muthe war, da es leicht möglich, daß man den untergeschobenen Brief für ungültig anerkennen und die ganze Verfälschung entdecken konnte. Wenn es alsdann zu einer Untersuchung kam, so fühlte er freylich schon im Voraus, wie sehr er den kürzern ziehen würde. Indessen tröstete er sich mit der Hoffnung, daß, da er die Absicht gehabt, ein gutes Werk zu verrichten, ihm der Himmel seinen Beystand zu Ausführung desselben nicht versagen würde. Von dieser Hoffnung gestärket, erwartete er ruhig den andern Morgen.

So bald Heinrich erwachte, machte er sogleich Anstalten zur Abreise, um sich seines Geschäfts zu entledigen. Da er den Brief auf derselben Stelle fand, wo er ihn hingelegt, so ahndete er nicht, was mit selbigem vorgegangen. Er ging zu seinem freundlichen Wirth, um sich für die gute

Bewirthung zu bedanken, welcher ihn mit tausend Segenswünschen entließ. Heinrich setzte nun seine Reise eben so unbefangen, als er sie angefangen, weiter fort. Er kam glücklich bey der Kaiserin an und übergab den untergeschobenen Brief. Diese erkannte augenblicklich die Handschrift ihres Gemahls, und nahm keinen Anstand, seinen Willen zu erfüllen. Sie erklärte Heinrichen, ohne Anstand zu nehmen, für ihren Schwiegersohn, und nachdem er von der Reise ausgeruhet, wurde er mit ihrer Tochter wirklich vermählet.

Konrad war zwar nicht wenig verwundert, als er erfuhr, was für eine seinem Willen entgegengesetzte Wirkung seine Botschaft hervorgebracht. Jedoch, als er den untergeschobenen Brief sahe, welchen er für seine Handschrift anzuerkennen sich nicht verweigern konnte, betrachtete er es als eine besondere Schickung des Himmels, welcher es einmal beschlossen, daß Heinrich sein Schwiegersohn werden sollte. Zugleich lernte er einsehen, daß er in Zukunft am besten thun würde, dem Willen des Himmels ohne Widerrede zu folgen, weil er fühlte, daß er viel zu schwach, sich seinen Rathschlägen zu widersetzen; indem es der Vorsehung nie an Mitteln fehlte, ihre Absicht zu erreichen, wenn man sich auch alle mögliche Mühe gäbe, ihre Plane zu vereiteln.

Indessen hatte der gute Geistliche noch manche unruhige Stunde gehabt, bevor er die Nachricht erhielt, daß alles seinen Wünschen gemäß ausgefallen, weil er noch immer befürchtet, seine List möchte verrathen werden. Allein bald nachhero erfuhr er den ganzen Zusammenhang der Geschichte des jungen Heinrichs; und nun dankte er Gott von ganzem Herzen, daß er ihn zum Werkzeuge gebrauchet, seine Rathschläge zu erfüllen. Jedoch machte er sich mit seiner List, wie er Heinrichen das Leben gerettet, so lange Konrad lebte, nicht groß; weil er nicht vorhersehen konnte, wie der Kaiser es aufnehmen würde, wenn er hinter die

Wahrheit käme. Er hielt es deswegen für besser, ihn in seinem Irrthum, daß irgend ein überirdisches Wesen den Brief untergeschoben, zu lassen.

Dieß ist also die Geschichte von dem Ursprung Heinrichs III. wie sie in einigen Schriftstellern des mittlern Zeitalters gefunden. Ob sie aber wahr oder erdichtet, getraue ich mir nicht zu entscheiden.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Konrad II., Heiliges Römisches Reich, Kaiser, 990-1039 [Dargestellte Person] [Sonstige]

Leben und Regierungs-Geschichte Kaiser Konrad des Saliers

Leipzig 1794

Germ.g. 263
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10016394-4
VD18 15304612